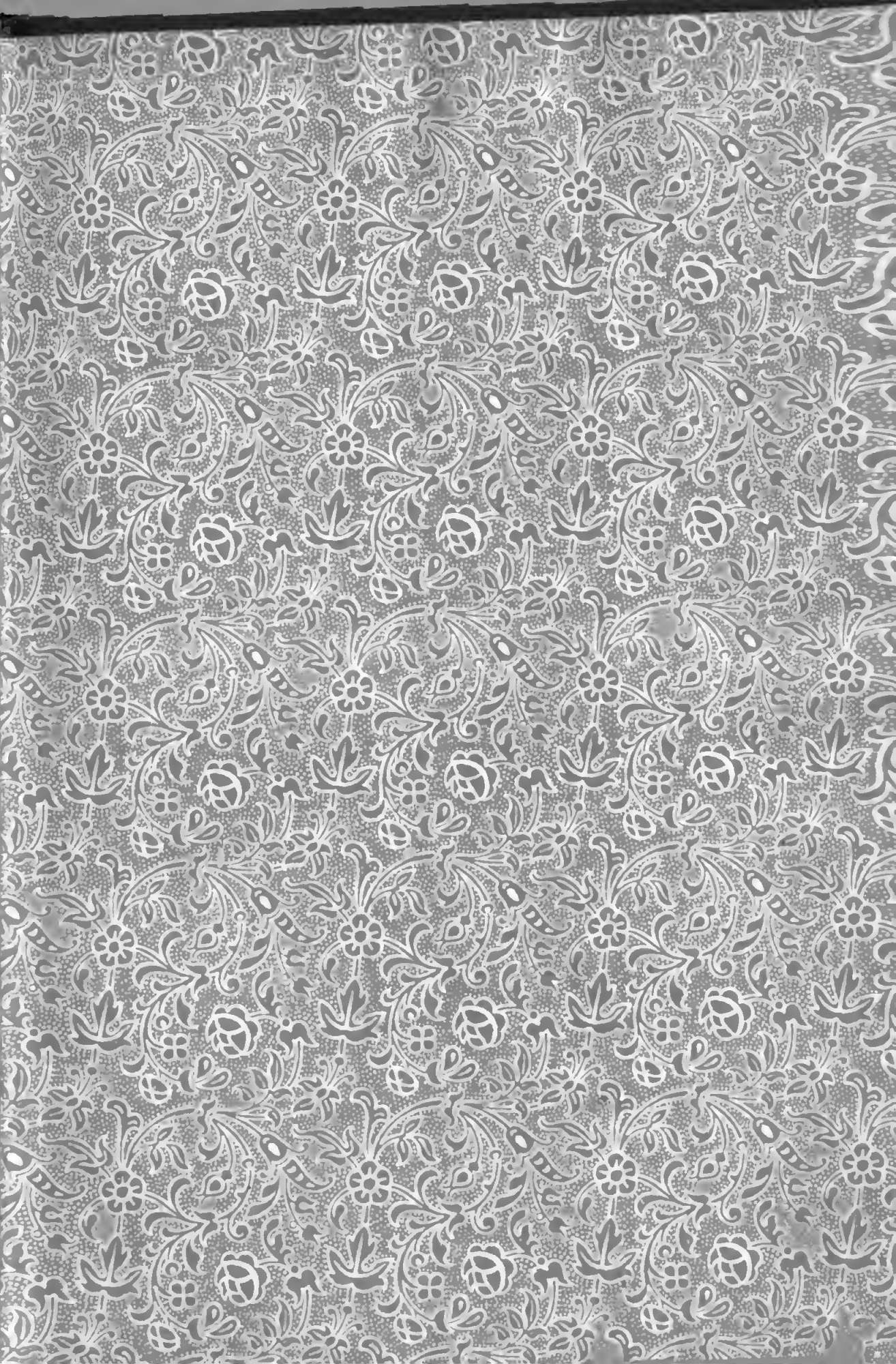
Stanford University Libraries
3 6105 024 411 378

C. F. Meyer

Wilhelm Wolfschild

2. Band

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Golder acquisition



833.7
P 1910

Digitized by Google

Wilhelm Wolfschild.

Roman in 2 Bänden

von

Theodor Hermann Pantenius.

Zweiter Band.

STANFORD LIBRARIES

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1899.

318065

Alle Rechte vorbehalten.

VIENNA LIBRARY

Digitized by Google

Zweiter Teil.

Erſtes Kapitel.

Vor Arnims Hotel unter den Linden in Berlin hielt eine lange Reihe von Wagen, und die Schutzleute, die die Ordnung aufrecht erhielten, hatten alle Mühe, ihrer Aufgabe zu genügen; denn außer mit dem ariſtokratiſchen Roſſelenker, der, an derartige Anfahrten gewöhnt, gleichmütig ſeinen Halteplatz aufſuchte, hatten ſie es auch mit dem Droſchkenkutſcher zu thun, der ſeiner Abneigung gegen die Vertreter der Polizei unter der Maske der Ungewandtheit freien Lauf ließ und juſt dann hielt, wenn er fahren, und dann fuhr, wenn er halten ſollte. Außer den Droſchken bewieſen auch die zahlreichen Fußgänger, die in das Thor des Hauſes einbogen, daß hier nicht eine Privatgeſellſchaft, ſondern ein öffentlicher Ball die Tanzluſtigen anlockte. Und ſo war es auch. Die ſtudierende Jugend hatte heute die Schweſtern, Brüder und Eltern um ſich verſammelt und eilte jetzt von allen Seiten herbei.

Gab es unter den Studenten auch ſo manchen Elegant mit blaſiertem Geſicht und der abgeſpannten,

nach vorn übergeneigten Haltung des Lebemannes, so war für die Mehrzahl ein solcher Ball doch ein Ereignis, auf das man sich Tage lang vorbereitete, das man mit Herzklopfen erwartete und das man später fleißig mit Bekannten durchsprach und in nach Hause gerichteten Briefen beschrieb. Für nicht wenige war es das erste und letzte Mal, daß sie sich an dem glänzenden Anblick einer zahlreichen Ballgesellschaft aus guter Gesellschaft weiden konnten, und mancher Blick fuhr ängstlich am geliehenen Frack hinunter und bis auf die Stiefelspitzen hinab, um sich zu überzeugen, ob auch alles in Ordnung war.

Der Ball war schon im besten Gange, als eine Gesellschaft junger Leute die Treppe hinaufeilte, die Paletots der Garderoben-Dame zuwarf und sich in den Ballsaal drängte. Es mochten ihrer ein halbes Dutzend sein. Sie waren alle sorgfältig gekleidet und allen hing an einem schwarzen breiten Seidenbande ein in schwarzes Fischbein gefaßtes Lorgnon herab. Als sie sich bis in die erste Reihe gedrängt hatten, nahmen sie ihren Klapphut unter den linken Arm, zogen ihr Taschentuch hervor, putzten mit ihm das Lorgnon und setzten es dann wieder auf. Nachdem sie eine Zeitlang die tanzenden Damen fixiert hatten, warfen sie, wie auf Kommando, die Lorgnons mit einer graziösen Handbewegung wieder ab, so daß sie geöffnet auf ihrer Brust hin und her schwankten, drängten sich wieder durch den Kreis von Herren, die die Thür besetzt hielten, und begaben sich in eins der Nebenzimmer.

„Rhein?“ fragte der eine von ihnen, als sie um einen runden Tisch Platz genommen hatten, indem er das eine Bein über das andere schlug und ungeduldig am Handschuh der rechten Hand zerrte. Er war ein schlanker, hagerer Mann mit hoher Stirn und ungewöhnlich dünnen Lippen.

„Ich bin für Rot, Doktor! Der geht ins Blut.“

Der das sagte, sah nicht aus, als ob er an Blutmangel litt. Er war ein schöner, schlanker Jüngling, blond und mit leuchtenden blauen Augen.

„Es ist heiß,“ meinte ein Dritter. „Ich schlage vor, wir pausieren etwas.“

„Ach was, lari fari! Gegen äußere Hitze ist innere das beste Mittel. Aber gegen den Rotwein bin ich, heute kommt nur Champagner in Frage. Es ist nicht alle Tage Ball.“

„Ruben,“ meinte der Freund des Rheinweins lächelnd, „Champagner ist nicht koscher!“

„Laß deine Witzeleien, Winter, und rufe lieber einen Kellner. Ich bin, weiß Gott, so durstig, wie der reiche Mann im Evangelium.“

„Willi,“ sagte Winter zu dem großen Blonden an seiner Seite, „wie gefallen dir diese Streifzüge ins neue Testament? Der Mensch ist im stande, für ein paar Flaschen Wein seine Medizin an den Nagel zu hängen und Theologe zu werden.“

„Sein Satyrgesicht würde sich auf der Kanzel gut machen.“

„Pah! was wäre dabei! Ich wäre immer noch ein besserer Theologe, als Wolfschild. Junge,“

wandte er ſich dann an den Blonden, „fällt es dir nie ein, daß du wirklich zu ſchade zum Pfaffen biſt?“

„Durchaus nicht. Ich hoffe es noch zu erleben, dich unter die chriſtliche Pumpe zu bekommen, und meine Schuld ſoll es nicht ſein, wenn du bei dieſer Prozedur nicht erſäufſt. Paul und Winter ſollen deine Paten ſein. Was meinſt du, Paul?“

„Ich meine, daß das ein unerquickliches Geſpräch iſt. Sagt, war der ſtarke Mann mit der goldenen Brille, der eben durchs Zimmer ging, nicht der Doktor Lerche?“

„Ja,“ ſagte Steinfelder, „was willſt du mit dem Fortſchrittspinſel?“

„Ich wollte nur wiſſen, ob er's war. Ich präge mir gern auch die Geſichtszüge bedeutender Menſchen ein.“

„Und den rechneſt du zu den bedeutenden Männern,“ rief Steinfelder erſtaunt aus.

„Das iſt er jedenfalls.“

„Durchaus nicht, durchaus nicht. Schwarz, Schwarz, ich hätte dich nicht für ſo grün gehalten, in der Fortſchrittspartei nach bedeutenden Männern zu ſuchen. Ei, ei!“ Steinfelder ſchüttelte bedenklich das wohlgepflegte Köpfchen, indem er mit beiden Händen an ſeinen Hinterkopf griff, man wußte nicht recht, ob aus Entſetzen über die jugendliche Verirrung Pauls oder um ſich von der Integrität ſeines Scheitels zu überzeugen.

„Und iſt ſchon drei Jahre in Berlin, ei, ei,“ meinte auch Ruben, indem er die ohnehin ſtark her-

vortretenden Augen aufriß und unruhig auf seinem Stuhl hin- und herrückte.

„Kein Wunder," sagte Winter mit sarkastischem Lächeln. „Bei den Kurländern verschlägt nichts, ihre Landesfarbe ist grün!"

„Grün ist die Farbe der Hoffnung!"

„Ja, Willi, ihr seid hoffnungsvolle Jungen, aber ihr werdet nie etwas anderes, und ein grüner Greis ist ein lächerlicher Anblick."

„Kein Wunder, wenn du recht hättest, Doktor, bist du doch unser Lehrer gewesen."

„Ach ja, Willi! Das war eine schöne Zeit, eine scharmante Zeit! Für eine Zeitlang lebt sich's ja prächtig bei euch Bären. Für die Dauer freilich — brr — —. Ihr steckt denn doch noch ganz in den ersten Anfängen der Kultur. Aber schöne Weiber gibt es bei euch! O, scharmante Weiber! Ihr müßt einmal hinüber nach Kurland, Ruben und Steinfelder. O, ich sage euch, — Weiberchen — so!" — Winter blies über die Fläche der rechten Hand.

„Nur ein bischen strohern, nur ein bischen hölzern."

Paul stand auf und griff nach seinem Hut.

„Wohin willst du?" fragte Wilhelm.

„Etwas in den Ballsaal. Eure Gespräche sind nicht nach meinem Geschmack." Damit ging er.

„Ein merkwürdiger Mensch, der Schwarz," sagte Steinfelder nach einer Pause, während der alle schweigend Paul nachblickten, indem er die Daumen in die Taschen seiner Weste steckte und mit den Händen

auf seiner Brust trommelte. „Ein sehr merkwürdiger, ein sehr auffallender Mensch!"

„Ein sehr origineller Mensch, ein sehr auffallender Mensch," wiederholte Ruben.

„Ihr müßt mit ihm Nachsicht haben," meinte Wilhelm. „Es steckt ein arger Widerspruchsgeist in ihm, darum steift er sich darauf, den Kurländer zu betonen und zu reden, als könnte er sich einmal in der Rolle eines Hahnes auf dem Düngerhaufen wohlfühlen. Im Grunde hängt er nicht weniger an Berlin und denkt mit nicht weniger Schrecken an die junkerbeherrschte Heimat unserer Leiber als ich."

„So ist es recht," rief Winter, indem er seine Hand auf Wilhelms übergeschlagenes Bein legte. „An dir werden wir auch nie zweifeln, aber Paul ist im Grunde eine aristokratische Natur. Ich bin überzeugt, daß er ganz das Zeug dazu hat, einmal ein echter pfäffischer Konservativer zu werden. Du brauchst ihm das nicht wieder zu sagen — siehst du, ich kann ihm das nicht beweisen — aber du wirst noch einmal einsehen, daß ich recht habe. Sprach er es doch neulich ganz unumwunden aus, daß seiner Überzeugung nach die große Mehrheit, und zwar gerade die Tüchtigsten des preußischen Volks, entschieden monarchisch gesinnt seien, ja, daß die ganze heutige Größe Preußens, die künftige Deutschlands, darauf beruhe, daß die altpreußische strenge Zucht, der Geist der Unterordnung, der Geist des Gehorsams mit den parlamentarischen Gelüsten fertig würden. Verlaßt euch darauf, er schlägt noch einmal um.

Ich habe ihn immer mit Mißtrauen beobachtet und ich habe mich überzeugt, daß sein hochmütiges Temperament und seine aristokratischen Neigungen allmählich Herr über ihn werden."

„Da irrst du, Winter. An dem Abend, an den du denkst, redete der Widerspruchsgeist aus ihm. Seine Ansichten sind unsere Ansichten."

„Willi, Willi! Beurteilst du wirklich den Menschen noch nach seinen Ansichten? Glaubst du noch, daß für die Menschen ihre Gedanken maßgebend sind? Aufs Temperament kommt es an. Bist du von Natur ein Aristokrat, so hilft dir kein Studium und kein Verkehr. Der Fuchs läßt wohl die Haare, aber nicht den Balg, die innerste Natur kommt immer wieder zum Vorschein."

„Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung der angeborenen Anlagen zu unterschätzen, aber ich kann darum doch nicht zugeben, daß es in der sittlichen Entwickelung des Einzelnen keinen Fortschritt geben sollte."

„Gewiß gibt es einen Fortschritt, aber nur in der Weise, daß die angeborenen Anlagen sich in der ihnen vorgeschriebenen Richtung fortentwickeln. Der Aristokrat wird mit den Jahren immer thörichter, hölzerner, verhärteter, die edle Natur immer weiter, immer vorurteilsfreier, immer voraussetzungsloser; ein Übergehen aus einer Gattung in die andere kann aber nicht stattfinden."

„Dann wäre ja jede politische Agitation unnütz!"

Digitized by Google

„Iſt ſie es denn nicht auch? Ward je ein Ariſtokrat überzeugt? Hat die größte Beredſamkeit je bewirkt, daß ein Edelmann andere Gedanken hatte, als hochmütige, oder ein Bourgeois andere, als ſelbſtſüchtige? Ich kenne nur eine Agitation, die eine Zukunft hat, die Agitation des Socialismus, die in den Arbeitern das Gefühl ihrer ungeheueren Mehrzahl und dadurch ihrer ungeheueren Überlegenheit erwecken und verhüten will, daß das arme Volk auch noch in Zukunft vermittelſt jener Verirrung, die man Bildung, und jener Raubbeute, die man Kapital nennt, ausgebeutet wird. Dieſe Agitation iſt berechtigt, weil ſie nicht überzeugen, ſondern vernichten will.“

„Sie will allerdings ausrotten,“ wiederholte Steinfelder.

„Ihr ſcheint mir zu weit zu gehen,“ meinte Wilhelm. „Niemand kann von der Verdorbenheit der höheren Geſellſchaftsſchichten mehr überzeugt ſein, als ich, niemand kann mit größerer Beſtimmtheit glauben, daß das einzige Heilmittel gegen die Übel, an denen unſere Zeit krankt, in der Heranziehung des Volkes, des braven, guten, unverdorbenen Volkes liegt, ich muß aber leugnen, daß das ariſtokratiſche Temperament ſich in jeder Perſon findet, die dem Adel oder dem höheren Bürgerſtande angehört. Ich ſelbſt z. B. bin, wie ihr mir doch ohne Zweifel zugeben werdet, eine echt liberale Natur, und gehöre doch dem letzteren an. Andererſeits kenne ich ſo manchen Mann aus dem Volke, der ein ſo ſtarrer Ariſtokrat iſt, wie nur irgend ein Baron.“

„Was beweiſt das, ſelbſt zugegeben, daß du recht hätteſt? Die Ausnahme beſtätigt die Regel, und in politiſchen Dingen darf man nicht mit dem Einzelnen rechnen; da muß der Gerechte leiden um der vielen Ungerechten willen. Es kommt jetzt vor allem darauf an, dem Volke die Überzeugung beizubringen, daß ſeine Feinde unverbeſſerlich ſind, daß es einen Vernichtungskampf zu führen hat, wenn es endlich aufatmen will, frei von der Laſt des Feudalismus, Bureaukratismus, Bourgeoiſismus, und wie alle die ‚ismen' heißen, die von ſeinem Fette zehren und ſich mit ſeinem Marke mäſten."

„Ihr wißt," fuhr Winter fort, nachdem er den Kellner herbeigewinkt und Wein beſtellt hatte, „daß Schwarz thut, als ob er ein Anhänger des parlamentariſchen Syſtems wäre. Kann das wirklich die Überzeugung eines ſo ſcharfen Kopfes ſein? Kann er wirklich glauben, daß den 96 Procent Menſchheit, die das Volk bilden, damit geholfen wäre, daß nicht mehr einer die Steuern beſtimmt, die es ruinieren, ſondern dreihundert? Daß jetzt dreihundert Männer die Geſetze verfaſſen, die die Armen zu Zuchthaus und Schaffot verurteilen, wenn ſie, von äußerſter Not getrieben, die Habe wieder an ſich nehmen, die freche Diebe ihnen ſtahlen und die ſie nun ihr Eigentum nennen? Iſt es ein Gewinn fürs Volk, wenn es zur Civilliſte noch Diäten bezahlen muß?"

„Nein, ſo kann kein halbwegs geſcheidter Menſch denken," beſtätigte Steinfelder.

„Aber haltet ihr denn die Koryphäen der Fort-

ſchrittspartei nicht für ſcharfſinnige Köpfe?“ fragte Wilhelm.

„Durchaus nicht,“ entgegnete Winter, „nicht im mindeſtens. Kann ich einen Gneiſt, der in ſeiner Verfaſſungsgeſchichte Englands dem Staatsſtreiche, der Säbelherrſchaft das Wort redet und in der Praxis doch den Liberalen ſpielt, ſcharfſinnig nennen? Ich will ihnen einen gewiſſen Profeſſorengeiſt nicht abſprechen, aber es iſt der Geiſt, in dem die Profeſſoren nach einem trefflichen Ausdruck Heines, mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbau's ſtopfen. Sie denken eben nicht vorausſetzungslos. So ein Mann iſt auf dem richtigen Wege, er hat den Punkt gefunden, auf den es ankommt, an dem er nur ſeinen Hebel einzuſetzen braucht, um die Welt der hergebrachten Anſichten und Vorurteile aus den Angeln zu heben, aber es fehlt ihm an Mut und Entſchloſſenheit. Das dumme: ‚Was wird daraus werden?‘ lähmt ſeine Kraft. So in politiſchen Dingen die Altliberalen, die Fortſchrittspartei, ſo auf religiöſem Gebiete die Tübinger, die Heidelberger. Scharfſinn aber iſt für mich gleichbedeutend mit rückſichtsloſer Logik. Schwarz iſt aber in dieſem Sinn ſcharfſinnig; ſchlägt er einmal um, ſo wird er in Wiſſenſchaft und Politik auch vor den äußerſten Konſequenzen nicht zurückſcheuen.“

Die Rückkehr Pauls unterbrach das Geſpräch.

„Willi,“ ſagte Paul, „ich bringe dir einen Gruß von einer Dame, die dich zu ſprechen wünſcht. Ich

darf dir aber nicht ſagen, um wen es ſich handelt, du ſollſt ſie im Ballſaale ſelbſt herausfinden.“

„Wer iſt es?“ fragte Wilhelm neugierig.

„Suche ſie ſelbſt,“ war die Antwort.

Wilhelm erhob ſich. Er war ſehr bleich geworden und ſeine Lippen zitterten. Er führte Paul beiſeite und fragte mit vor Aufregung bebender Stimme: „Es iſt doch nicht etwa Mathilde?“

„Nein,“ erwiderte Paul lachend, „wie ſollte die hierherkommen? Aber eine alte Bekannte iſt es.“

„Iſt es Helene?“

„Getroffen! Sie iſt ein wunderſchönes Weib geworden; ich hätte ſie nie erkannt, wenn ſie mich nicht angeredet hätte.“

Wilhelm ergriff Hut und Handſchuhe und eilte in den Ballſaal.

„Wer iſt die Dame?“ fragte Winter Paul.

„Deine ehemalige Schülerin, Helene Annenburg, jetzt Frau Juſtizrat — ja wie heißt ſie nur? Sie iſt in Bartenberg verheiratet.“

„Was, hat ſie einen Bürgerlichen geheiratet?“

„Ich glaube, der Herr iſt bürgerlich.“

„Das hätte ich von der kleinen Perſon nicht erwartet. Sie krümmte ſich, als ob ſie einmal ein rechter Haken werden wollte. Wenn ſie übrigens auch ſonſt geworden iſt, wie ſie zu werden verſprach, ſo möchte ich nicht ihr Mann ſein. Die kleine Perſon hatte den Teufel im Leibe.“

„Ja, den Teufel der Lüge,“ meinte Paul.

„Du warſt von jeher ihr Freund nicht und hielteſt es mit der Pflegeſchweſter.“

„Ja. Habt ihr übrigens den neuen Apoll im Muſeum ſchon geſehen?“

Wilhelm ſuchte unterdeſſen eifrig nach der Jugendfreundin. Er erinnerte ſich ihrer mit großer Liebe und hatte für ſie das lebhafteſte Intereſſe bewahrt, obgleich er ſeit vier Jahren nichts von ihr wußte, als daß ſie in Bartenberg lebte und dort ein großes Haus machte.

Obgleich Helene ſchon als Kind eine Schönheit zu werden verſprach und Pauls Bemerkung, große Erwartungen in Wilhelm erregt hatte, war er doch überraſcht, als er ſie in einer auf ihn zukommenden Dame erkannte. Sie war ſtark brünett, und ihr Körper zeigte die runden, vollen Formen des ſlaviſchen Frauentypus. Der ſinnliche Eindruck, den die ganze Erſcheinung hervorrief, war noch durch das in die ohnehin niedrige Stirn gekämmte Haar und durch eine auffallende, aber geſchmackvolle Toilette verſtärkt.

„Hier alſo ſehen wir uns wieder, mein mitleidiger Schulkamerad,“ ſagte Helene, indem ſie ihm ihre lange, füllige Hand reichte und ihn mit bezauberndem Lächeln anſah. „Als ich nach Berlin kam, konnte ich auf dieſe Freude nicht rechnen.“

„Es iſt ſehr gütig von Ihnen, gnädige Frau, ſich meiner noch ſo freundlich zu erinnern,“ erwiderte Wilhelm, „ich hatte das nicht zu hoffen gewagt.“

„Laſſen Sie doch das ‚gnädige Frau‘, Wilhelm. Ich denke, wir ſtellen uns wieder auf ‚Wilhelm‘ und

‚Helene‘. Aber kommen Sie, wir wollen uns ein ſtilles Plätzchen ſuchen, wo wir ungeſtört plaudern können. Wenigſtens den erſten Sturm von Fragen müſſen Sie ſchon heute aushalten.“

Als ſie in einem Nebenzimmer ein paar Stühle gefunden hatten, muſterte Helene Wilhelm vom Kopf bis zu den Füßen.

„Alſo ſo ſieht mein alter Wilhelm jetzt aus,“ ſagte ſie, „ich hätte nie geglaubt, daß aus Ihnen noch einmal ein ſolcher ‚Löwe‘ werden würde.“

„Dann geht es mir glücklicher als Ihnen, gnädige Frau; ich erwartete ſchon eine Schönheit zu finden und doch ſind meine Erwartungen noch übertroffen worden.“

Helene lachte hell auf. „Ei, ei, wie artig, Herr Wolfſchild, denn ſo muß ich Sie ja wohl nennen, da Sie bei der ‚gnädigen Frau‘ bleiben. Nun, ich kann das Kompliment zurückgeben. Auch Sie können mit Ihrem Exterieure zufrieden ſein. Aber nun erzählen Sie: wie geht es Ihren Eltern, wie Gretchen, wie den Langerwalds, den Fuchsbergs? Lebt der alte Voigt noch? Wie geht es der Hofmutter und der alten Lawiſe, und lebt Pluto noch? Wer hat geheiratet, wer iſt geſtorben, wer hat Kinder bekommen? Wann waren Sie zuletzt in der Heimat, und warum beſuchten Sie auf der Reiſe nicht uns? Warum haben Sie das überhaupt nicht gethan? Warum haben Sie nicht alle Ihre Ferien bei uns zugebracht, Sie und Paul, der übrigens, beiläufig geſagt, auch ein ſchmucker Junge geworden iſt.“

„Sie fragen viel auf einmal, gnädige Frau — Pardon — Helene!“

„O, das thut nichts,“ rief Helene mit nervöser Lebhaftigkeit. „Dafür will ich nun auch aufhören, ganz ſtill ſitzen und mir von Ihnen erzählen laſſen. „So,“ ſagte ſie, indem ſie die Arme über der Bruſt kreuzte und Wilhelm mit ihren großen ſchwarzen Augen voll anſah. „‚Nun kann es losgehen,‘ wie wir früher ſagten.“

„Um mit mir anzufangen,“ begann Wilhelm —

„Sie ſind, wie ich ſehe, ein echter Mann, ein Egoiſt,“ unterbrach ihn Helene. „Ich will von Ihrem werten Ich gar nichts wiſſen. Beginnen Sie mit Ihren Eltern.“

„Von ihnen kann ich leider nur nach Briefen berichten, denn —“

„Wie ſo,“ fiel ihm Helene ins Wort, „wann waren Sie denn zuletzt zu Hauſe?“

„Vor drei Jahren, ehe ich überhaupt fortging.“

„Und Sie ſind die ganze Zeit über nicht daheim geweſen?“

„Nein, ich verſprach meinem Vater, erſt zurückzukehren, wenn ich meine Studien ganz vollendet habe.“

„Das iſt aber doch ſehr auffallend. Warum verlangte er denn das?“

„Weil er,“ erwiderte Wilhelm, „fürchtete, daß ein wiederholter Ferienaufenthalt in der Heimat meinen Studien nicht förderlich ſein würde. Er meinte auch,“ fuhr Wilhelm mit feſterer Stimme fort, „daß ich meine Ferien beſſer zu Reiſen verwende.“

Helene lächelte. „Da wir alte Freunde ſind,“ ſagte ſie, „müſſen Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen das nicht recht glaube und meine Vermutungen über den wahren Grund dieſes Wunſches habe. Sonſt ſchickt man ſeine Kinder doch nur auf ſo lange ins Ausland, wenn über irgend etwas Gras wachſen ſoll, z. B. über eine Jugendliebe.“

Wilhelm merkte, daß Helene ihm auf den Zahn fühlte und hätte viel darum gegeben, in dieſem Augenblick nicht zu erröten und nicht verlegen auszuſehen. Eben darum errötete er jetzt und ſah ſehr verlegen aus.

„Ja, ja, Wilhelm, alte Liebe roſtet nicht,“ fuhr Helene lächelnd fort. „Aber das Experiment iſt natürlich nicht geglückt, und meine Freundin hält noch immer das Herz gefangen; nicht?“

„Wen meinen Sie, gnädige Frau?“ fragte Wilhelm.

Helene lenkte ein. „Sie Glücklicher,“ ſagte ſie ſeufzend. „Ach Wilhelm, es war doch eine ſchöne, prächtige Zeit, als wir noch in Jakobsburg Spielkameraden waren. Erinnern Sie ſich noch an Pauls erſtes Debut? Wie er davon lief! Es war köſtlich! Mir hat ſelten etwas ſo viel Spaß gemacht!“

Wilhelm entſann ſich jenes Abends noch ſehr wohl. Zumal Mathilde ſtand deutlich vor ſeinen Augen, als ein kleines, aber kräftiges Mädchen; das Blut lief ihr über das Geſicht hinab und auch der Kurnikſtock, der neben ihr lag, war blutig. Es war ihm, als ob er jetzt wieder dieſen blutigen Stock in der Hand

hatte und nach ihr werfen wollte. Er ſah unwillkürlich auf ſeine Hand, aber ſie hielt nur ein Lorgnon und war mit einem ſchneeweißen Handſchuh bekleidet.

„Sagen Sie, Wilhelm,“ fuhr Helene fort, indem ſie auf ihr Armband niederſah und mit dem Kettchen, das es verband, ſpielte, „iſt Gretchen noch ſo fromm?“

„Ich glaube, daß ſie jetzt zwar noch ebenſo fromm, aber doch weniger exaltiert und intolerant iſt. Wenigſtens ſchließe ich das aus ihren Briefen.“

„Sind Sie fromm?“ fragte Helene und fuhr dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Nein, nein, Wilhelm, das war eine thörichte Frage, danach ſehen Sie nicht aus. Ach, Wilhelm, ich kann die frommen Männer nicht leiden, obgleich es ſchön, ſehr ſchön ſein muß, fromm zu ſein.“

Helene ſeufzte. Sie ſah Wilhelm dabei an und es ſchien ihm, als ob ihr Auge feucht wurde.

„Sind Sie nicht glücklich, Helene?“ fragte er mit aufrichtigem Mitleid im Ton und im Herzen.

Helene ſah einen Augenblick ſtarr vor ſich hin, ſtand aber dann ſchnell auf, biß ſich auf die Unterlippe und ſchüttelte das Haupt. Gleich darauf aber flog wieder ein leichtes, neckiſches Lächeln über ihr Geſicht und ſie ſah aus wie ein ganz junges Mädchen, als ſie ſagte:

„Sie werden einmal einen prächtigen Beichtvater abgeben, Wilhelm; mir wenigſtens haben Sie immer ins Innerſte geſchaut und meine tiefſten Gefühle und Gedanken gekannt. Ich lebe jetzt hier in Berlin, wohin mein Mann und ich ſeit ein paar Wochen

gezogen ſind. Wir wohnen Viktoriaſtraße Nr. 133. Und nun leben Sie wohl, ich muß wieder zu meiner Schwägerin, mit der ich den Ball beſuchte. Laſſen Sie aber nicht zu lange auf ſich warten, Herr Beichtvater, ich habe Ihnen noch viel zu beichten!“ fügte ſie, mit dem Finger drohend, hinzu, indem ſie ſich abwandte.

„Nun, wie fandeſt du ſie?“ fragte Winter, als Wilhelm zu den Freunden zurückgekehrt war.

„Originell!“ war die zerſtreute Antwort. —

Zweites Kapitel.

Das Haus Viktoriaſtraße Nr. 133 wirkte ſehr elegant. Es hatte einen hübſchen Vorgarten, in den im Sommer die ſchönſten Treibhausblumen geſtellt wurden und den ein ſtattliches Gitter einfaßte; es hatte ferner eine Vortreppe, die von Epheu überſponnen war, große Spiegelſcheiben, Fenſterverzierungen aus blankem Meſſing und ebenſolche Thürklinken. Das Treppenhaus war hell und geräumig, die Treppen waren breit und bequem.

Auch die Bewohner waren ſehr repräſentable Leute. Parterre wohnte ein Bankier, in der Belletage ein Geheimrat und im zweiten Stock der Juſtizrat Lamſtedt. Als Wilhelm an dem auf den Ball folgenden Tage ſich bei Helene anmelden ließ, wurde er ſogleich empfangen. Er fand Helene allein. Sie trug ein einfaches, weißes Morgengewand und ſah etwas bleich und angegriffen aus.

„Es iſt hübſch von Ihnen, daß Sie Wort gehalten haben, Herr Beichtvater," ſagte ſie, als ſie ihm die Hand reichte. „Nach einem Ball iſt man ohnehin immer in reuiger und zerknirſchter Stimmung. Wenn

Sie jetzt noch energiſch auftreten, ſo können Sie mich quälen trotz einem Konrad von Marburg."

„Sie ſehen nicht aus wie die heilige Eliſabeth, Helene!"

„Glauben Sie, daß ich nicht das Zeug zu einer Märtyrerin hätte? Ich meine," fügte ſie traurig hinzu, „meine Jugendgeſchichte und überhaupt meine bisherigen Lebensſchickſale hätten mich dazu einigermaßen vorbereitet."

Wilhelm empfand wieder jenes Gefühl lebhaften Mitgefühls, das er dieſer Frau gegenüber immer gehabt hatte.

„Sprechen Sie nicht ſo, Helene," ſagte er. „Sie haben doch eigentlich kein Recht, von einer traurigen Jugend zu ſprechen."

„Sie haben recht und ich unrecht," erwiderte Helene, indem ſie ihre Wange auf ihre rechte Hand ſtützte, ſo daß der loſe Ärmel herabfallend ihren weißen Arm halb entblößte. „Sie haben recht. Wer klagt, hat immer unrecht."

Sie ſagte auch das mit trauriger Stimme, und ihre Augen ſchauten ſinnend zu Boden. Ihr ganzes Weſen trug ſo ſehr den Ausdruck eines wirklichen Kummers, daß Wilhelm ihr unwillkürlich näher rückte.

„Sind Sie in Ihrer Ehe nicht glücklich, Helene?" fragte er.

Sie verbarg ihr Geſicht in den Händen und ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht, Helene? Iſt Ihr Gatte Ihrer nicht wert?“

„Wilhelm,“ ſagte ſie, indem ſie mit der rechten Hand ihre Augen überſchattete, während die linke mit einer Troddel ihres Kleides ſpielte, „Sie werden ihn ſelbſt kennen lernen. Er iſt ein guter Menſch, d. h. was man ſo gut nennt, denn er wird ohne beſondere Veranlaſſung nichts Böſes thun. Aber, Sie als Theologe müſſen den Spruch kennen: ‚O, daß du warm wäreſt oder kalt! Weil du aber lau biſt, will ich dich ausſpeien aus meinem Munde!‘ — Mein Mann hat mich lieb, ſo weit er überhaupt lieben kann, aber es pulſiert keine Leidenſchaft in ſeinen Adern. Nie hat ihn ein hohes, ſtolzes Gefühl begeiſtert, nie fand der Ruf des Ehrgeizes, der Ruhmbegierde oder auch nur der Habgier in ſeinem Herzen einen Wiederhall. Gutes Eſſen und Trinken, das, was er gute Geſellſchaft nennt, viel Schlaf und möglichſt wenig Anſtrengung: das ſind ſo ſeine Ideale. Mit einem Worte, Wilhelm — er iſt ein Plebejer. Wenn ich ihn nicht ſo verachtete, ſo müßte ich ihn haſſen. Sie werden ihn kennen lernen und ſeine Witze hören; denken Sie dann daran, wie mir an ſeiner Seite zu Mute ſein muß. Und er könnte es doch zu etwas bringen. Wäre er nicht ſo träge, ſo wäre er ſchon längſt Abgeordneter. Ach, Wilhelm,“ fuhr ſie mit leuchtenden Augen und vor Zorn bebender Stimme fort, „ich wünſchte, ich wäre der Mann und er das Weib! Wahrhaftig, ich würde nicht ruhen, bis ich mir meinen Platz in der Welt erobert

hätte! Mein Name ſollte nicht vergehen, wie ein Tropfen im Meere der Lebenden, mein Nachruhm ſollte währen, ſo lange es Menſchen und eine Geſchichte gibt! Was gehörte denn ſchließlich auch dazu? Nichts, als ein hoher Sinn und einer kecker Mut. Was anders hat denn die Louis Blanc, die Raſpail, die Blanqui, die Albert unſterblich gemacht?“

„Aber was haben ſie erreicht?“ fragte Wilhelm.

„Daß ſie eben hervortraten, daß man von ihnen ſprach, daß man ihre Namen mit Begeiſterung nannte, daß man mit ihnen und für ſie in den Tod ging. Kennen Sie Laſſalle!“

„Ich habe ihn geſehen und reden gehört.“

„Und Sie ſind ſein Anhänger?“

„Mit Leib und Seele!“

„Nun, was hinderte meinen Mann, ſeine Rolle zu ſpielen? Wir ſind wohlhabend, wozu braucht er dem Staate zu dienen. Ein neues, glückliches Schlagwort und die feſte Abſicht: es muß gehen — mit meinem Leben bürgte ich ihm für den Erfolg. Alles um uns her ſchwankt, wie lange währt es, und ein neues, ſchrecklicheres 1848 erſteht. Nie waren die Verhältniſſe auch dem in der Dunkelheit des Privatlebens Geborenen günſtiger als jetzt, und ich muß dieſe Tage an der Seite eines ehrgeizloſen Mannes vertrauern, muß vorausſehen, daß kein Menſch der Welt mich davor retten kann, mein Leben lang ‚Frau Juſtizrätin‘ zu bleiben. Wilhelm, das iſt komiſch, und eben deshalb ſchrecklich!“

Der leidenſchaftliche Ausbruch rief in Wilhelm

ein aus Bewunderung, Staunen und Mitleid gemischtes Gefühl hervor. Jung und unerfahren, wie er war, war er sehr geneigt, in dem eben Gehörten den erstickenden Hilferuf einer gefesselten Titanenseele zu vernehmen.

„Helene," sagte er endlich, „Sie setzen mich in das größte Erstaunen; diesen Sinn hätte ich in Ihnen nicht gesucht."

„Glaubten Sie denn, daß ich einen Mann lieben könnte, der nichts hat, als ein hübsches Gesicht und eine hübsche Hand?"

„Zürnen Sie mir, Helene?"

„Nein, gewiß nicht! Was sind denn die meisten Frauen auch anders, als Puppen oder Tiere? Mohammed wußte, was er that, wenn er ihnen die Seele absprach. Und welches Recht habe ich, zu erwarten, daß man mich für anders, für besser hält?"

„Helene," rief Wilhelm, „seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Geschlecht. Von Laura und Beatrice bis zu Frau von Stein, legt eine lange Kette ein glänzendes Zeugnis ab für die unsterbliche Seele der Frau. Als Sie mich gestern abend so freundlich willkommen hießen, da freute es mich nur um der Erinnerung an eine schöne, gemeinsam verlebte Kinderzeit willen. Heute aber glaube ich zu erkennen, daß mir die Vorsehung in Ihnen das Höchste zu geben verspricht, was sie verschenken kann: eine teilnehmende, verständnisvolle Freundin. Meine Bitte ist kühn, aber schenken Sie mir Ihre Freundschaft! Ich schwöre Ihnen,

ich will Ihrer würdig zu werden ſuchen! Bitte, bitte, Helene, ſchlagen Sie ein!“

Ein zufriedenes Lächeln ſpielte um Helenens Lippen, als ſie ihre Hand in die ſeine legte.

„Alſo auf treue Freundſchaft,“ ſagte ſie. „Wollen Sie mir helfen, Karls Seele anzuſpornen und ihn mit dem Feuer unſerer Jugend zu erfüllen? Wollen Sie? O jetzt, da ich einen Bundesgenoſſen habe, wird es, muß es mir glücken. Wilhelm, wenn es uns gelänge, keine Bitte wäre ſo kühn, daß ich ſie Ihnen abſchlagen könnte.“

Der Blick, mit dem ſie dieſe Worte begleitete, war ſo voll, daß Wilhelm in unwillkürlicher Verlegenheit zu Boden ſah.

„Aber nun,“ nahm Helene wieder das Wort, „erzählen Sie mir von ſich. Wie haben Sie dieſe Jahre verlebt? Welche Pläne haben Sie für die Zukunft?“

„Ich habe eine ſchöne Zeit hinter mir, Helene,“ begann Wilhelm, „und, wie ich hoffe, eine noch ſchönere vor mir. Ein intereſſantes Studium, liebe Freunde, Geſundheit und Frohſinn, und das alles in Berlin. Wie könnte ich von einer ſolchen Zeit anders, als von einer ſchönen ſprechen? Ich —“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber warum haben Sie Paul nicht mitgebracht?“

„Paul kommt nächſtens. Er iſt ſehr fleißig, wie ich finde, ſogar übertrieben fleißig. So ließ er ſich denn auch heute nicht bereden, ein, wie ich überzeugt

bin, höchſt unwichtiges Kolleg zu verſäumen und mitzukommen."

„Bringen Sie ihn doch nächſtens mit. Aber ſagen Sie doch, um noch bei der Gegenwart zu bleiben, iſt Ihnen hier nie eine Frau gefährlich geworden?"

„Nein," ſagte Wilhelm, der diesmal beſſer vorbereitet war, lachend. „Den Berlinerinnen hat Gott verſagt, was mir als die ſchönſte Zierde der Frau erſcheint: Grazie."

„Ach! und Sie finden, daß die Kurländerinnen graziös ſind?"

„Gewiß, Helene, wie könnte ich Ihnen gegenüber anders denken?"

„O pfui, Wilhelm, was ſollen dieſe Redensarten! Ich denke, für die iſt zwiſchen Freunden kein Platz. Ich dachte natürlich nicht an mich bei dieſer Frage, ſondern an jemand, der — — doch warum ſoll ich dem Freunde gegenüber ‚Verſtecken' ſpielen, ich dachte an — — Mathilde!"

„An Fräulein Langerwald! Ja, ich finde ſie allerdings recht graziös, obgleich ſie es noch mehr wäre, wenn die angeerbte Derbheit den Eindruck nicht beeinträchtigte. Aber in der That, die Berliner Damen —"

„Wollen wir noch ein wenig bei den kuriſchen verweilen. Sie müſſen nicht ſo eilig ſein, Wilhelm. Was ſagte Mathilde zu meiner Heirat?"

„Sie freute ſich aufrichtig über ſie und bedauerte

nur, daß ſie Ihren Hochzeitstag nicht mit Ihnen verleben konnte.“

„Seien Sie aufrichtig, Wilhelm. Spottete ſie nicht ein wenig über meine plötzliche Heirat mit dem älteren Manne?“

„Kein Menſch hat ein milderes Urteil als Mathilde,“ erwiderte Wilhelm lebhaft. „Ich war oft zugegen, wenn ſie Sie aufs wärmſte verteidigte, und ich habe nie ein unfreundliches Wort über Sie aus ihrem Munde gehört!“

„So, ſo,“ frohlockte Helene; „alſo ſie hat mich ſo oft in Schutz genommen? Gegen wen denn, wenn ich fragen darf? Wer war denn ſo unbarmherzig, mich Abweſende anzugreifen? Doch nicht etwa Sie, Wilhelm?“

Wilhelm biß ſich auf die Lippen. „Nein, ich gewiß nicht,“ ſagte er. „Das wiſſen Sie ſo gut wie ich. Sie wiſſen aber auch, daß Sie nicht nur Freunde in der Heimat zurückließen.“

„Leider,“ ſagte Helene lachend. „Sie glauben nicht, wie ſehr mich das bekümmert! Aber denken Sie im Ernſt daran, einſt nach Kurland zurückzukehren? Könnten Sie, nachdem Sie aus dem Borne der deutſchen Wiſſenſchaft getrunken und des deutſchen Lebens Süßigkeit geſchmeckt haben, ſich daran genügen laſſen, unſeren doch ohnehin genug gequälten Bauern die Hölle noch heißer zu machen und ihnen Gehorſam und immer wieder Gehorſam zu kommandieren? Könnte Ihnen je die Geſellſchaft der Langerwalds, Fuchsbergs und Annenburgs genügen? — Halten

Sie ſich nicht für zu gut dazu, Ihr Leben einmal ‚im Lande‘ zu verbringen, wo doch, wie ich meine, nicht Platz genug iſt, daß ein rechter Mann ſich ausſtrecken kann, ohne die Decke einzuſtoßen und friſchen Zugwind von Weſt oder Oſt hereinzulaſſen? Den können ja aber die Bewohner nicht vertragen, weil ſie alle am Rheuma, und noch dazu an veraltetem, leiden, und weil ihr Haus ein Kartenhaus iſt, das in jedem Augenblick zuſammenfallen kann. Und das wäre doch ein Unglück, Wilhelm, ein großes Unglück!“

„Nein,“ ſagte Wilhelm, „das iſt nicht meine Abſicht. Ich will die akademiſche Laufbahn einſchlagen und mir mein Haus in Deutſchland bauen.“

„Das iſt vernünftig! Nur eines will mir nicht gefallen. Weshalb ſtudieren Sie Theologie? Warum nicht Jurisprudenz? Der Juriſt hat denn doch eine ganz andere Zukunft als der Theologe.“

„Das glaube ich nicht. Ich bin vielmehr der Meinung, daß gerade uns Theologen heute ein weites Feld offen ſteht. Nur müſſen wir es vorurteilsfrei betreten. Noch harrt das Problem: Die Errungenſchaften von Anno 1 mit denen von Anno 1789 zu verſöhnen, ſeiner Löſung; noch iſt der neue Luther nicht erſchienen, der die Kette der ſymboliſchen Bücher bricht, wie der alte Reformator die des Papſttums, und ſchwerlich wird er dieſes Mal in einer Perſon erſcheinen. Die Zeiten, in denen der Geiſt der Menſchheit, der Geiſt der Freiheit durch Inkarnationen wirkte, ſind vorüber. Nicht mehr ein einzelner

erleuchteter Prophet verkündet die Wahrheit, nein, ein ganzes Geschlecht von Gelehrten rückt jetzt in geordneter Schlachtreihe vor, und in seinen Gliedern ist Platz für alle, die Mut und Kraft haben, sich an dem Kampfe zu beteiligen. Unsere, der liberalen Theologen, Aufgabe wird es sein, aus dem Schutte der zusammenstürzenden Mythen die Diamanten reiner Menschlichkeit hervorzuziehen und zu reinigen, damit ihr Licht allem Volke leuchten kann. Wenn wir die Bande sprengen können, in die Fanatiker und Zeloten die Menschen geschlagen haben, so ward uns ein besseres Los als auch dem rüstigsten Juristen, der im Irrgarten der Prozesse und Gesetzbücher Ordnung schafft, dem unermüdlichsten Naturforscher, der die Nebel der Vorurteile durch die frische Luft der Wahrheit zerstreut, dem rücksichtslosesten Geschichtsforscher, der, ohne sich durch das Geschrei um ihn her beirren zu lassen, die trügerische Decke, hinter der man mißliebige Thatsachen verbarg, abreißt; denn dieser aller Arbeit ist Kinderspiel gegen die Reinigung unseres Augiasstalles!"

Die Ankunft des Justizrates unterbrach das Gespräch.

Der Justizrat war von Geburt ein Thüringer und der Sohn eines wohlhabenden Arztes. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt und wurde ein tüchtiger Grieche und Lateiner. Er schwärmte in seinem zwölften Jahre für Schiller und verschlang dessen Werke ebenso, wie er es drei Jahre später mit Goethe machte, um dessen alternde Giganten-

geſtalt ſich damals alles geiſtige Intereſſe konzentrierte. Vor ſeinem Abgange vom Gymnaſium verlobte er ſich mit einer Blondine, der Tochter eines Kollegen ſeines Vaters, die ebenſo jung, feurig und unſchuldig war, wie er ſelbſt, widmete ihr Gedichte und ſchwor ihr ewige Treue. Sie erwiederte dieſe Schwüre und ſchenkte ihm vor ſeiner Abreiſe ein blaues Sammetbändchen, das ſie um den Hals getragen hatte.

Auf der Univerſität war er Burſchenſchafter, haßte die Tyrannen und ihre Schergen und war überzeugt, daß Deutſchlands Herrlichkeit ſich auf dem Wege einer Vereinigung ſämtlicher Burſchenſchaften erreichen ließe. Nachdem er aber ſein Examen gemacht hatte, gab er dieſe Vorſtellungen auf, machte ſich von ſeiner Geliebten los, wobei es nicht ohne Thränen und neue Gedichte abging, und trat auf den Wunſch ſeines Vaters in preußiſche Dienſte. Im Jahre 1848 hatte er einen burſchenſchaftlichen Rückfall, aber der Rauſch währte bei ihm nur kurze Zeit, und er ſchwor nun aller Politik ab.

Er war ſchon fünfzig Jahre alt, als er Helene kennen lernte und ſich in ſie verliebte. Sie gab ſeinen Bewerbungen nach; aber nie waren ein paar Menſchen weniger für einander geſchaffen, als er und ſie. Was er bei ſeinem Weibe ſuchte: einen einfachen, häuslichen Sinn, eine heitere Stirn, ein allem Guten offenes Herz, eine allen Bedürftigen offene Hand, das fand er nicht, und was ſie von ihrem Manne verlangte: Leidenſchaft, Ehrgeiz, Kraft, das konnte er ihr nicht bieten. Fühlten ſich auch

beide bitter enttäuſcht und in ihren Hoffnungen betrogen, ſo ſuchten ſie doch aus verſchiedenen Gründen einen Bruch zu vermeiden, und kamen ſtillſchweigend überein, ſich nicht mehr zu nähern, als es das Zuſammenleben unumgänglich mit ſich brachte. Er beſuchte noch öfter als früher ſeine Freunde und die Weinſtube, und ſie ließ ſich von den Offizieren der Garniſon, wie von den jungen Referendaren und Auskultanten den Hof machen, ſoweit ſie dadurch weder der Ehre ihres Mannes, noch ihrem Rufe zu nahe trat.

Freude an den materiellen Genüſſen des Lebens bei ihm, ein kaltes Herz bei ihr, erleichterte ihnen ihre Rolle und machte ſie erträglich.

Der Juſtizrat hieß Wilhelm herzlich willkommen und ſie gerieten bald in das lebhafteſte Geſpräch. „Ich habe heute eine prachtvolle Geſchichte erlebt," ſagte der Juſtizrat ſchließlich, „eine köſtliche Geſchichte! Sie wird dich auch amüſieren, Helene! Denke dir, heute kommt der Gerichtsdiener Schulze in unſer Zimmer — er iſt ein kleiner, dicker Kerl mit einem Schmerbauch, einem glattraſierten Geſicht und rot wie ein Puter — und ſagt zu Thielemann: ‚Herr Präſident, der Herr Gerichtsrat Schneider ſagt, ich ſei ein Eſel!' Thielemann — kennen Sie Thielemann? Nicht? Nun, Thielemann nimmt eine Priſe, klopft ihm dann auf die Schulter und ſagt: ‚Müſſen den Herrn verklagen, Schulze! Müſſen ihn verklagen wegen Ausplauderung eines Amtsgeheimniſſes!'" Und der Juſtizrat wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

„Köſtlich, köſtlich! nicht wahr, Herr Wolfſchild? Prachtvolles Volk, dieſe Berliner! Was ſie für einen Witz am Leibe haben. Tauſend! wo kommen ihnen nur immer dergleichen ſchnurrige Einfälle! Amtsgeheimniſſe! Iſt Ihnen ſo etwas vorgekommen? Es ſoll ein Amtsgeheimnis ſein, daß der Kerl ein Eſel iſt, Herr Wolfſchild! Helene! ein Amtsgeheimnis! Iſt das nicht prachtvoll?“

Helene, die Wilhelm unterdeſſen einen Blick zugeworfen hatte, der ſagen ſollte: „Verſtehſt du jetzt, was ich armes Weib erdulden muß?“ — zuckte die Achſeln und ſagte in wegwerfendem Tone:

„Ich begreife nicht, wie dir ſolche Dinge Spaß machen können. Dergleichen findeſt du doch in jedem Anekdotenjäger!“

Der Juſtizrat hörte auf zu lachen, machte ein verdrießliches Geſicht und wollte unfreundlich antworten, beſann ſich aber auf Wilhelms Gegenwart und ſagte, den Berliner Volksjargon kopierend, trocken: „Nicht, nicht, Madamchen. Es zwingt Sie ja kein Menſch zum Lachen! — Sind Sie auch kein Freund des Humors?“ wandte er ſich dann an Wilhelm.

Wilhelm verſicherte natürlich, daß er ein Freund von jeder Art Witz ſei, und daß der Berliner Volkswitz es ihm ganz beſonders angethan habe. Er erzählte dann ſeinerſeits einige ſogenannte Kalauer und gewann damit das ganze Herz des wieder fröhlich geſtimmten alten Herrn, mit dem er jetzt allein blieb, da Helene ſich umkleiden ging.

Digitized by Google

Als ſie nach einer Weile zurückkehrte, hörte ſie, wie ihr Gatte zu Wilhelm ſagte: „Wahrhaftig, ich glaubte, die Kurländer hätten überhaupt keinen Sinn für eine luſtige Schnurre und ein gutes Glas Wein. Freut mich, daß ich mich geirrt habe, freut mich wahrhaftig! Ihre Geſchichten ſind köſtlich. Nun, und der alte Herr von M . . . .? Lebt er noch? Wie?“

Als Wilhelm, der, der freundlichen Aufforderung des Juſtizrats Folge leiſtend, bei Helene diniert hatte, ſich abends empfahl, wurde ſeine Bruſt von ſehr verſchiedenen Gefühlen bewegt. Er hätte ſich gern an der alten Geſpielin und neuen Freundin ſo recht von Herzen erfreut, aber ein unbeſtimmtes Gefühl warnte ihn vor ihr. Auch konnte er ihr Los nicht für ein ſo trauriges halten, wie ſie wünſchte. Als er nach Hauſe ging, waren die Straßen wie ausgekehrt, und ein heftiger Wind trieb ſein wildes Spiel mit den Gasflämmchen der Laternen, den Schildern und Handwerkszeichen an den Häuſern. Seine Gedanken aber waren in der Heimat, wo eine laue Sommernacht ewig umgab Mon repos, den Tierpark und ſeine ſchöne Herrin.

Drittes Kapitel.

Die helle Frühlingssonne des Nordens lachte über Berlin, als die beiden Freunde vor drei Jahren in die Hauptstadt Preußens einfuhren. Es war noch früh im Jahr, die Linden zeigten noch keine Blätter, der Wind blies noch kalt von Norden her, und der Winter schien das Feld noch nicht ganz geräumt zu haben. Aber daß er hier nicht mehr ein so grimmiger Geselle war, wie in Kurland, das zeigte doch der erste Blick auf die leichte Kleidung der sich drängenden Menge. Als Wilhelm und Paul im Hotel ihre Pelze abgelegt hatten und dann, des erreichten Reisezieles froh, behaglich Arm in Arm durch die Straßen schritten, drückte Paul des Freundes Arm fester und sprach fröhlich: „Es ist eine schöne Luft hier; nicht so rauh wie bei uns und doch frisch und frei!"

Am folgenden Tage trennten sich die Freunde nach der Immatrikulation, und jeder suchte den Dekan seiner Fakultät auf. — Nachdem Paul geschellt hatte, wurde die Thür geöffnet und er stand vor einer höchst merkwürdigen Erscheinung. Der

Mann, der vor ihm ſtand, mochte nicht viel über vier Fuß hoch ſein. Eine große, ſtark gekrümmte, blaurote Naſe, kleine, grüne Äuglein und ſtruppiges Haar gaben ihm das Ausſehen eines Gnoms aus einem alten Märchen. Das Männchen trug einen langen, grünen, bis auf die Kniee herabreichenden Rock mit weitabſtehenden Klappen an der Seite, graue Beinkleider und ein Paar Morgenſchuhe, die auf rotem Grunde ſchwarze Schornſteinfeger zierten.

„Was wünſchen Sie von mir?“ fragte das Männchen mit ziſchender Stimme.

„Ich wünſche den Herrn Profeſſor zu ſprechen.“

„Ich bin der Profeſſor. Treten Sie näher!“

Verwundert und ergötzt folgte Paul dem langſam voranſchlürfenden Profeſſor in ein großes Gemach, das wie eine Leihbibliothek ausſah, und nahm, nachdem der Profeſſor ein paar Folianten ohne Umſtände von einem kleinen, mit ſchwarzem Wachstuch überzogenen Sofa auf den Fußboden geworfen hatte, neben ihm Platz.

Der Profeſſor warf einen Blick in Pauls Papiere und rief dann mit derſelben ziſchenden Stimme: „Seien Sie mir herzlich willkommen, ſehr, ſehr willkommen. Alſo Sie wollten ſich nicht mit Dorpat begnügen? Nun, Dorpat iſt gewiß eine brave, wackere Hochſchule, aber wiſſen Sie, ſie leidet für eine deutſche Hochſchule an einem großen Übelſtande, einem ſehr großen Übelſtande.“

Der Profeſſor hielt inne und ſah Paul ſo verſchmitzt und launig an, daß dieſer unwillkürlich lachen mußte.

„An welchem?“ fragte er.

„Daran, daß ſie nicht in Deutſchland liegt! — Lachen Sie nicht, ich meine das ernſthaft. Ich weiß wohl, in Dorpat wird mit deutſcher Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit gelehrt und gelernt — die Dorpater Diſſertationen erfreuen ſich eines guten Rufes, — aber ſehen Sie — das Lehren und das Lernen allein thut's noch nicht. Darum war es, meine ich, gut für Ihre Provinzen, daß früher alle Balten in Deutſchland ſtudierten. Es ging euch da, wie dem Antäos. Wenn ihr den mütterlichen Boden berührt hattet, waret ihr unüberwindlich! Und, ich kenne euch, ihr habt das nötig! Ihr ſeid eine leichte, windige Art und dem Wohlleben ergeben; euch thut daher die peinliche deutſche Schule doppelt und dreifach gut. Ich habe meiner Zeit viele liebe Kommilitonen unter den Livländern gehabt. Es waren das Prachtburſche, ſechs Fuß hoch, nicht ſolche Knirpſe wie ich, und es fehlte ihnen auch nicht an geiſtigen Gaben. Aber ſehen Sie, Herr Schwarz, es kam wenig dabei heraus. So im großen arbeiten, als fleißige Dilettanten den Rahm abſchöpfen von der Wiſſenſchaft, ja, da waren ſie dabei; — das bißchen gewonnene Edelmetall als blanke Scheidemünze unter die Leute zu bringen — darin waren ſie Meiſter; aber wo es auf Bergmannsarbeit ankam, wo es galt, ſelbſt hinabzuſteigen in die Stollen der Wiſſenſchaft, dem freien Sonnenlicht, vielleicht auf lange Monde, um ſpärlicher Ausbeute willen zu entſagen, wo es dem Kleinkram galt und der Handlangerarbeit —

da verſagten ſie den Dienſt, wollten ſich nicht beſcheiden ins ſtolze, deutſche Gelehrtenlos, ſchalten uns Pedanten und Bücherwürmer. Und ich fürchte, Herr Schwarz, Sie denken vielleicht ebenſo, wie damals wahrſcheinlich Ihr Herr Großvater dachte, und das möchte ich Ihnen gern gleich bei Anfang Ihrer gelehrten Laufbahn austreiben! — In der Wiſſenſchaft iſt nichts klein, in der Wiſſenſchaft gibt es keine Pedanterie; gerade heraus, wer in der Wiſſenſchaft kein Pedant iſt, der iſt ein wiſſenſchaftlicher Lump, er mag im bürgerlichen Leben ſo brav und ſo geiſtreich ſein, wie einer. Wer Staub ſcheut, ſoll in keine Bibliothek gehen, und wer keine Geduld hat, ſoll kein Studium ergreifen. Noch eins — für das nächſte Triennium legen Sie den Geiſt beiſeite! Sehen Sie mich nicht ſo verwundert an, ich meine das Geiſtreichſein. Nehmen Sie es als Doktor wieder auf, wenn Sie wollen, dann wird es nicht allzuviel Schaden mehr anrichten, aber jetzt machen Sie es wie einer, der Lehrling wird — nun, meinetwegen beim Eſſenkehrer, ziehen Sie den Geſellſchaftsrock aus, hängen Sie ihn für die nächſten drei Jahre in den Spind und ziehen Sie die graue Arbeitsjacke an. Des Arbeitsſtaubes braucht man ſich nicht zu ſchämen. So, und nun Gott befohlen und auf Wiederſehen! Sie finden mich an jedem Freitag abend zu Hauſe!“ — Der Profeſſor reichte Paul die Hand, und dieſer ging. Als er die Treppe ſchon hinabgeſtiegen war, rief ihn der Profeſſor, der ihm

auf die Flur nacheilte, noch einmal zurück und rief ihm zu:

„Ich wollte Ihnen noch etwas ſagen, Herr Schwarz! Ihre Landsleute in Göttingen aßen merkwürdig viel Kuchen! Ich habe immer mein blaues Wunder daran gehabt. Adieu!“

Und als Paul ſchon auf der Straße war, klirrte über ihm ein Fenſter und die ziſchende Stimme des Profeſſors rief wieder: „Kümmern Sie ſich ja nicht um die Politik!“ Ehe er noch Zeit hatte nach oben zu blicken, war das rote Geſicht mit den zwinkernden Äuglein und der gewaltigen Naſe ſchon wieder aus dem Fenſter verſchwunden. Paul ging nachdenklich nach Hauſe. Die Worte des Männchens hatten ihn angeſprochen und es that ihm wohl, daß der in ſeiner Wiſſenſchaft ſo hochberühmte Mann ſo herzlich zu ihm geredet hatte.

„An Arbeitsluſt ſoll es nicht fehlen, Herr Profeſſor,“ dachte er und dehnte ſeine ſtarke Bruſt, „und den Geſellſchaftsrock und die Kuchen will ich gern miſſen. Ich bin ein Kind der Arbeit, Schwarzbrot iſt mir gewohnter als Kuchen, und wenn es dabei Arbeitsſtaub ſetzt auf Geſicht und Hände, ſo will ich die Augen darum nicht niederſchlagen!“ — Warum aber hatte ihn der Profeſſor vor der Politik gewarnt? Paul lächelte. „Das iſt ja eben die Achillesverſe des deutſchen Gelehrtentums,“ dachte er, „daß es nicht im praktiſchen Leben ſteht und darum nur zu oft vergißt, daß das in der trüben Luft der unterirdiſchen Stollen gewonnene Metall nicht dazu

da ist, um in verschlossenen Museen aufbewahrt zu werden, sondern daß es hinaus muß in die weite Welt, wenn auch nicht als Scheidemünze, so doch als vollwichtiges Goldstück!"

Auf den Bürgersteigen drängte sich, durch das schöne Wetter aus den Häusern gelockt, die Menge; auf den Straßen wogte das rege Treiben der Weltstadt, und was das Schönste war, überall erklang die deutsche Sprache. Nicht nur das Dandypaar, das vor Paul einherschlenderte, sprach deutsch, nicht nur die Dame vor dem Schaufenster des Buchhändlers wies ihre Freundin neben ihr in deutscher Sprache auf ein Bild hin — das konnte Paul auch zu Hause haben, aber auch die Lieutenants, die sporenklirrend hinter ihm herkamen, schnarrten in deutscher Sprache, die Tagelöhner an den Straßenecken plauderten deutsch, der Kutscher dort vor dem Rollwagen rief seinen Pferden auf gut deutsch zu und sie schienen ihn zu verstehen. Seltsam! bei uns verstanden die Tiere, zumal die Pferde, doch nur lettisch und russisch! Paul war zu Mute, als sei er der Prinz im Märchen, den der Vater, um ihn den Nachstellungen der bösen Fee zu entziehen, schon als zarten Säugling ins ferne Morgenland geschickt hatte, und der nun, zurückgekehrt ins Vaterland, unerkannt unter den Landsleuten wandelte. Nur Frau Sonne erkannte ihn und lächelte ihm freudestrahlend zu, und Base Linde erzählte es ihrem Mühmchen, dem Fräulein Kastanie, und beide nicken voll Verständnis und weihten den Ahorn ein ins Geheimnis, — die dummen

Menſchen aber gingen ahnungslos an dem Prinzen vorüber und ahnten nicht, wie ſehr er ſich darüber freute, daß er die Heimat wiedergefunden hatte.

Paul fand Wilhelm in der geſtern gemieteten Wohnung noch nicht vor. Das neue Heim beſtand aus ein paar geräumigen, hübſch möblierten Zimmern, und ſah ſo ſchmuck und blank aus, als hätte der Tapezierer eben erſt die Hand über dem Trinkgeld geſchloſſen, und als hätten die ſtämmigen Tiſchlerburſchen eben erſt den letzten Stuhl hingeſtellt und ſich empfohlen. Die Wirtin, eine gut ausſehende Frau, trat herein, fragte, ob der Herr einen Wunſch habe und machte ſich im Zimmer zu ſchaffen. Als Paul, dadurch aufmerkſam gemacht, ſich umſah, gewahrte er ein paar ſchöne, blühende Roſenſtöcke auf dem Fenſterſims. Die Frau erzählte ihm auf ſein Befragen, daß ſie einen einzigen Sohn habe; der ſei Schreiner und weile augenblicklich weit unten in der Walachei, in Bukareſt oder ſonſt wo. Sie und ihr Mann hätten ihm das Reiſen vergeblich auszureden geſucht, er ſei von unwiderſtehlicher Wanderluſt ergriffen worden und habe ſich durchaus in der weiten Welt umthun müſſen. Sie hätten ihn nun bereden wollen, wenigſtens in der Mark zu bleiben, oder, wenn ihm das nicht genügte, ſich an den Sachſen genug ſein zu laſſen, denn das wären ſehr brave Leute; aber er habe behauptet, er müſſe durchaus zu den Polacken, und da hätten ſie ſich denn ſchon fügen müſſen. Sie könnten es aber oft kaum aushalten vor Sehnſucht. Wie nun die jungen Herren

bei ihr eingezogen seien, da habe sie gedacht, daß sie ja auch in der Fremde wären, und ihre Mütter säßen daheim, sehnten sich nach ihnen und dächten: „Die armen Jungen haben gewiß niemand, der sich in der Fremde ihrer annimmt und darauf sieht, daß es in ihrem Zimmer sauber aussieht, und ihnen Wäsche und Strümpfe in Ordnung hält.“ Da habe sie gedacht, daß ihr der liebe Herrgott die Herren als einen Ersatz für ihren Sohn geschickt habe. Da dieser Blumen, und besonders die Rosen, sehr liebte, habe sie gemeint, sie dürfe ein paar Stöcke, deren sie immer noch ein Dutzend habe, wohl hier hereinstellen, und die Herren würden das nicht unbescheiden finden.

Paul war in der Stimmung, in der solch ein kleines Erlebnis uns sehr erregt. So, mit blühenden Rosen, hatte ihn sein Mütterchen oft empfangen, wenn er nach der Schulzeit ins Haus am Jakobsburger Markt heimkehrte. Seiner Mutter treue, blaue Augen sahen ihn auch aus den Augen der wildfremden Frau in Berlin an, und wie seiner Mutter Worte klang ihm, was sie sagte, nur viel, viel redefertiger. Er wußte, wie es Frau Dorothea freuen würde, wenn er ihr von dieser Berliner Mutter schrieb. Er erzählte daher der Berlinerin von der Kurländerin und schrieb dann der Kurländerin von der Berlinerin, und wußte nun, wie über wohl zweihundert Meilen weit hin zwei Herzen sich in innigem Verstehen grüßen und sich lieb gewinnen würden. Und so warm sind die Strahlen der Liebe, daß, wo

zwei Menſchen ſich lieb haben, es auch dem dritten, der dabei ſteht und zuſieht, warm und wohl ums Herz wird.

Bald kehrte auch Wilhelm zurück, und die Freunde erzählten einander von ihren Erlebniſſen. Paul entwarf eine humoriſtiſche Schilderung von dem Äußeren des Profeſſor Fliederbuſch, und auch Wilhelm hatte allerlei Heiteres geſehen. Die neue Heimat bot viel Neues und Reizvolles.

„Wie geht es, ihr Herren? Erkennt ihr mich noch?“ — Mit dieſen Worten trat, etwa eine Woche nachdem die jungen Leute in Berlin eingetroffen waren, Winter in ihr Zimmer, ſchloß ſie abwechſelnd in ſeine Arme und ſchüttelte ihnen die Rechte. Sie erkannten ihn gleich. Elegant gekleidet, glatt raſiert, tadellos friſiert, die Stirne hoch, die Lippen ſchmal wie Meſſerklingen, ſo lebte er in der Erinnerung der Jünglinge, ſo ſtand er jetzt wieder vor ihnen.

„Ich freue mich herzlich, euch wiederzuſehen! Wahrhaftig, ich habe mich lange nicht ſo gefreut! Ihr wißt, Freude empfinden iſt ſonſt meine Sache nicht, aber ich habe mich wirklich ſehr gefreut, als ich euere Namen im neuen Studentenverzeichnis las. Mein alter Wilhelm! Mein lieber Paul! Wie geht es den lieben Euerigen? Deiner lieben Frau Mutter, Paul? Deinem lieben, prächtigen Vater, Wilhelm? Iſt dein Fräulein Schweſter verheiratet? Noch nicht? Nun, gut Ding will Weile haben! Es iſt prächtig, daß ihr hier ſeid! Nun wollen wir aber auch treu zuſammenhalten!“

„Das wollen wir," ſagte Wilhelm, deſſen Herz beim Wiederſehen mit dem einſt ſo geliebten Lehrer, der ihm auch jetzt wieder ſo herzlich entgegenkam, in Freude ſchwoll, „das wollen wir. Und was kann das für ein prächtiges Zuſammenleben werden, hier in dem ſchönen Berlin!"

Winter machte ein finſteres Geſicht. „Nun," ſagte er, zu Paul gewandt, „ich will euch euere Illuſionen nicht nehmen, beileibe nicht, aber ſehr ſchön iſt es hier eben nicht. Es muß hier alles, alles anders werden!"

„Was ſoll anders werden?" fragte Paul.

„Alles, alles, in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Hier, wie überall in Europa, iſt ja leider alles überlebt, morſch und faul. Aber ſchon werden in Paris die Äxte geſchliffen, mit denen der Baum der Vorurteile umgehauen werden wird, und mancher kräftige Arm wartet auch bei uns nur auf das Signal der Weltſtadt, um zum Kampfe vorzugehen. Und diesmal wird es blutiger hergehen als 1848. Ich glaube, ihr kommt eben noch zu rechter Zeit, um in die Reihen der Kämpfer zu treten." So ſprach Winter jetzt und in dieſem Sinne machte er auch ſpäter ſeinen Einfluß auf die jungen Leute geltend.

Er machte ſie auch mit ſeinem Kreiſe bekannt, den Herren Ruben, Steinfelder und anderen und war ihnen auch in Beziehung auf die Genüſſe der Hauptſtadt ein ebenſo erfahrener wie liebenswürdiger Führer.

Er ſelbſt war immer bei Laune, elegant, reichlich mit Geldmitteln verſehen. Letzteres war den jungen Leuten unerklärlich, bis er ſie einmal über ſeine Erwerbsquellen unterrichtete. Er war Korreſpondent vieler Provinzialzeitungen und ſeine Korreſpondenzen wurden gern geleſen und gut honoriert. Seine Freunde, meiſt junge Ärzte, erkannten ſeine Überlegenheit gern und willig an, und begrüßten in den wohlhabenden, lebhaften und begabten Kurländern einen willkommenen Zuwachs für ihre Geſelligkeit. Sie hielten es in kirchlichen Dingen mit dem: „écrasez l'infame!“ und in politiſchen mit dem Radikalismus. Ihr Standpunkt war der vollſtändiger Überlegenheit: Sprach man von der Dynaſtie und ihren Verdienſten um das Land — ſo lächelten ſie; von der Bedeutung des Proteſtantismus für die Kultur — ſo lächelten ſie; von Deutſchlands Aufgaben, — ſo lächelten ſie; von der Kirche — ſie lächelten; vom Adel — ſie lächelten; vom Heer — ſie lächelten; von der Volksſchule — ſie lächelten; vom Fortſchritt, vom Budget, vom Landtage — ſie lächelten! — Alle dieſe Dinge waren überwundene Standpunkte! War von dem Übermute eines einzelnen Edelmannes, oder von der Brutalität einer trunkenen Volksmenge die Rede, ſo zuckten ſie die Achſeln und ſagten: „Um ſo beſſer!“ — Fragte man, was ſie damit meinten, ſo war die Antwort: „Dadurch werden dem Volke die Augen um ſo früher aufgehen!“ — Worüber? „Über die verrotteten Zuſtände!“ — Wurde die Frage aufgeworfen, was denn an deren Stelle treten ſolle, ſo

hieß es: „Die vereinigten Staaten von Europa!“ — Auf dieſe Republiken in partibus ließen ſie dann geiſtreiche Schlaglichter fallen. — In ſittlicher Beziehung galt ihnen als maßgebender Grundſatz, daß jedes einzelnen wohlverſtandener Vorteil auch zugleich immer der Vorteil des Ganzen ſei. — Sie zweifelten natürlich nicht daran, daß ſie perſönlich im Beſitze des richtigen Verſtändniſſes waren.

Paul und Wilhelm ſtellten ſich ſehr verſchieden zu dieſem Kreiſe, je nach ihrer Lage und ihrem Charakter. Paul hatte Langerwalds freundliches Anerbieten angenommen, aber er empfand es doch als eine ſchwere Laſt, daß er von fremder Leute Geld leben mußte. Bei ſeinem energiſchen Charakter machte ihn dieſer Umſtand unermüdlich fleißig. Überdies zog ihn die Jurisprudenz in hohem Grade an. Er beſchäftigte ſich nicht nur mit Luſt und Liebe wiſſenſchaftlich, ſondern ſah ſich auch fleißig im Leben um. Das war nun das ſicherſte Präſervativ gegen die Anſchauungen des Kreiſes, in den er durch die Verhältniſſe geraten war; denn wer wirklich arbeitet und ein poſitives Ziel vor Augen hat, der wird mit dem Verneinen früher oder ſpäter fertig, ſucht und findet einen Boden, der feſt und ſicher iſt, und richtet ſich auf ihm häuslich ein.

Wenn Paul jetzt noch in dieſem Kreiſe, von dem ihn doch ſchon eine tiefe Kluft trennte, verkehrte, ſo geſchah das teils aus Gewohnheit, teils aus Anhänglichkeit an Wilhelm, an deſſen Zukunft er nur mit lebhafter Sorge denken konnte.

Wilhelm, den ſein Vater abſichtlich wirtſchaftlich ſo gut geſtellt hatte, wie ſeine Verhältniſſe es ihm irgend erlaubten, entbehrte jedes äußeren Zwanges. Wenn ihn ſein Studium langweilte und er es links liegen ließ, ſo beruhigte er ſich durch die Erwägung: „Was thut's, ob ich ein Jahr früher oder ſpäter fertig bin. So reiche Gelegenheit, mich nach allen Seiten auszubilden, wie hier, habe ich zu Hauſe doch nicht!“ Er dachte überhaupt wenig an die Zukunft, ſo viel er auch von ihr träumte. War auch ſeine Natur zu friſch und kräftig, um wirklich blaſiert zu ſein, ſo blieb die Gewohnheit, den Blaſierten zu ſpielen, doch nicht ohne Einfluß auf ihn. Dazu entſprach das müßige Leben, das er führte, manchen Seiten ſeiner Natur, und die Anſichten, die er in ſich aufnahm, reizten überdies den mächtigſten Trieb in ihm: ſeine Phantaſie. — Wenn er mit geſchloſſenen Augen müßig auf dem Sofa lag, träumte er ihn berauſchende Träume: In Jakobsburg gab es keinen Fleckenvorſteher mehr und keinen Büttel, keinen Bürger und keinen Knecht. — Die großen Güter in der Umgegend waren in lauter kleine Parzellen zerſtückelt und alle hatten gleich viel Land. Alle waren jetzt gut und liebenswürdig, höflich und tüchtig. Streit kam nicht vor; denn alle waren ja gleich gebildet und gleich glücklich. Wenn alle dieſe Glücklichen ihn und Mathilde beſonders ehrten und liebten und ſich zumeiſt an ſie um Rat und Hilfe wandten, ſo geſchah das, weil ſie unter den Guten die Beſten und Edelſten waren. Er hätte das Fleckchen, auf dem

ſein Häuschen ſtand, genau bezeichnen können; er ſah es deutlich im Schein der untergehenden Sonne vor ſich liegen, während er abends, müde von des Tages harter Arbeit, heimkam. Rechts von der Thür ſtand eine rot und weiß gefleckte Kuh und trank aus einem Eimer, vor ihr aber lag Pluto neben der Bank, auf der Mathilde auf Wilhelm wartete.

So ſpielte er, ein großes, gutmütiges Kind, mit dem Feuer.

Viertes Kapitel.

Seit dem Tage, der auf den Universitätsball folgte, war Wilhelm oft in dem Hause Viktoriastraße Nr. 133. Während er die Abende mit dem Justizrate bei einer Flasche guten Weins verplauderte, war er am Vormittage allein mit Helene. Zwischen ihm und dem Justizrat bildete sich bald jenes Band, das lebenslustige alte Herren nicht selten mit munteren jungen Leuten verbindet, ein Band aufrichtiger Zuneigung, das aber, weil es seine Entstehung nicht dem Mitteilen von der einen, dem Empfangen von der anderen Seite, der Hoffnung hier, der Verehrung dort, verdankt, — wenig haltbar ist. Es that Wilhelm im Grunde wohl, sich wieder einmal, fern von Winter, in einem Kreise zu bewegen, aus dem politische und sociale Fragen grundsätzlich verbannt waren, in dem man sich darin gefiel, den Ernst des Lebens zugleich mit dem Amtsgewande auszuziehen und sich an harmlosem Witz und mehr oder weniger geistreichen Neckereien zu erfreuen. Einen solchen Kreis hatte der Justizrat noch von der Zeit her, als er in

Berlin auskultierte, und Wilhelm wurde von ihm freundlich aufgenommen.

Der Verkehr zwiſchen Wilhelm und Helene trug einen ganz anderen Charakter. Nur höchſt ſelten und nur ganz nebenbei gedachten ſie des täglichen Lebens, ihr Geſpräch nahm immer einen hohen Flug, berührte nur das Große, die ewigen Probleme der Menſchheit, oder die Aufgaben der Zeit. Helene ſprach ſelbſt hübſch, verſtand es aber auch gut zuzuhören.

In der erſten Zeit ging Wilhelm zuweilen der Gedanke durch den Kopf, ob nicht am Ende dieſes Verhältnis ſeinem Herzen und ſeiner Ehre Gefahr bringen könnte; aber er war von der Unerſchütterlichkeit ſeiner Liebe zu Mathilde feſt überzeugt, und Helene gab ſich überdies ganz als ſeine Freundin. So mußte er ſelbſt über ſeine Beſorgnis lachen, aber er empfand zugleich doch ein gewiſſes Mißbehagen. Es war doch eigentlich unnatürlich, daß für eine Frau in ihrer Lage, die jung, ſchön, leidenſchaftlich, und unglücklich verheiratet war, ein Freundſchaftsverhältnis zu einem ſchönen und geiſtvollen jungen Manne ſo ganz ungefährlich erſcheinen konnte.

Nach einiger Zeit ſchien ihr Verhältnis zu erkalten, obgleich Wilhelm nicht ergründen konnte aus welchem Grunde. Helene entfremdete ſich ihm aber täglich mehr. Es kam vor, daß er ſie am Vormittage nicht zu Hauſe oder daß er eine Dame bei ihr fand, und am Abend rief ſie wohl gar ihren

Mann unter einem nichtigen Vorwande herbei und ſetzte ſich, wie Schutz ſuchend, neben ihn.

Sie wurde überhaupt freundlicher gegen den Juſtizrat, lachte über ſeine Scherze und bat ihn wohl, ſie abends ins Theater zu begleiten. Fragte Wilhelm ſie nach der Urſache ihres veränderten Weſens, ſo leugnete ſie die Thatſache, um ſie, womöglich noch in demſelben Augenblick, recht hervortreten zu laſſen. Oder ſie biß ſich auf die Unterlippe, ſah ſtarr vor ſich nieder, ſchüttelte dann wie in Gedanken den Kopf, ſprang plötzlich auf und eilte davon.

„Was ſteht nur zwiſchen uns?“ dachte Wilhelm.

Als in den erſten Frühlingstagen eine Landpartie geplant wurde, nahm er ſich feſt vor, entweder eine Aufklärung zu erhalten oder einem Freundſchaftsverhältniſſe zu entſagen, das, wie es ſeinem beleidigten Stolz erſchien, nur einer Laune ſeine Entſtehung verdankte. Um aber Helene zuvor zu zeigen, was ſie eventuell zu erwarten hatte, blieb er während der letzten Tage vor dem Ausflug aus. Er hoffte, brieflich über die Urſache ſeines Ausbleibens befragt zu werden, aber Helene ließ nichts von ſich hören. Er dachte nun daran, ganz von der Partie fortzubleiben, da ſie aber ein Alleinſein mit ihm in den letzten Wochen ſorgfältig vermieden hatte, mußte er fürchten, am Ende gar keine Gelegenheit mehr zu einer Ausſprache zu finden. Und das war ein ihm ganz unerträglicher Gedanke. Nicht, wie er ſelbſt meinte, wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Freundin,

ſondern weil er den Anlaß zu ihrem Benehmen durchaus kennen lernen wollte.

Das ſchönſte Frühlingswetter lachte über Berlin, als er ſich zu Helene begab. Paul, der ſie überhaupt nur ſelten beſucht hatte und zu der Partie nicht aufgefordert worden war, hatte ihn mit den Worten entlaſſen: „Übrigens ſcheint ſie mir ein leichtſinniges und unnatürliches Weib, oder mit dem König Salomo zu reden: „eine San mit einem güldenen Haarband zu ſein!“ und ihn durch dieſe Rückſichtsloſigkeit, wie ſchon oft, nicht wenig geärgert. „Er kann nicht recht haben,“ dachte er, während er durch den Tiergarten fuhr. „Es kann unmöglich nur ein flüchtiger Einfall von ihr geweſen ſein, ſich mit mir zu einer wahrhaften Freundſchaft zu verbinden. Wäre ſie eine Kokette, ſo hätte ſie meine Liebe zu gewinnen geſucht. Ich muß eine Seite in ihr berührt haben, die ihr wehe that, muß ſie unwiſſentlich beleidigt haben. Aber wodurch? Wodurch? Und wie kann ſie nur gegen ihren Mann, der doch ſo unendlich tief unter ihr ſteht, den ſie ſelbſt ſo ſehr verachtet, ſo freundlich ſein! Neulich bat ſie ihn, während ſie für mich nichts hatte, als Entzücken über Hendrichs in ‚Ein Glas Waſſer‘ und über Gerſons neueſte Stoffe, ihr die Urſache des amerikaniſchen Bürgerkrieges auseinander zu ſetzen. Und als der platte Burſche ihr ſagte, er ſei entſtanden wegen des Zuckers, nach dem der Norden naſchhaft verlangte, konnte ſie darüber lachen.“

Die Geſellſchaft war, als Wilhelm eintraf, ſchon

verſammelt und zur Abfahrt bereit. Helene fragte auch jetzt mit keinem Worte nach der Urſache ſeines langen Ausbleibens. Während der Juſtizrat ihn mit den Worten begrüßte: „Wo Tauſend haben Sie denn ſo lange geſteckt? Sie ſind ja wenigſtens acht Tage nicht bei uns geweſen,“ wandte ſie ſich gleichgültig ab und unterhielt ſich lebhaft mit einem Gardelieutenant, den Wilhelm zum erſtenmal in dieſem Kreiſe ſah, und der ihm bald als Lieutenant von Bungerow von einem Garderegiment vorgeſtellt wurde.

Wilhelm hatte gehofft, mit dem Juſtizrat und Helene zu fahren. Auch der Juſtizrat ſchien das für ſelbſtverſtändlich zu halten und forderte Wilhelm eben auf, Platz zu nehmen, als Helene ihn unterbrach: „Pardon, Herr Wolfſchild,“ ſagte ſie, „da Sie aber ſo lange nichts von ſich hören ließen und auch heute erſt ſo ſpät kamen, fürchtete ich, Sie würden überhaupt nicht von der Partie ſein, und forderte Herrn von Bungerow und Doktor Perlen auf, mit uns zu fahren.“

„Kommen Sie hierher, hier zu uns, wir haben noch Platz,“ rief es von verſchiedenen Seiten, und Wilhelm, der im aufwallenden Zorn in den erſten beſten Wagen ſtieg, ſah ſich bald vis-à-vis einer Frau Geheimrätin und ihrer liebenswürdigen Tochter und neben dem Geheimrat, einem großen Manne mit einem Schmerbauch und ſehr gründlichen nationalökonomiſchen Kenntniſſen, von denen er aber im Verkehr nichts verlauten ließ. In der Geſellſchaft war er nur Gaſtronom und Äſthetiker, ſchwärmte für

Colcheſter Auſtern und Straßburger Gänſeleberpaſteten und begeiſterte ſich für die Romantiker und den Sänger ihres letzten Waldliedes. In allem dieſen unterſtützten ihn Gattin und Tochter, die klug, mager und ſehr vornehm waren, nach Kräften. Wilhelm, der die Neigungen der Familie kannte und dem in dieſem Augenblicke nach allem anderen, als nach Urteilen über litterariſche Erſcheinungen verlangte, hielt es für geboten, ſich auf die Gaſtronomie zu werfen, und es gelang ihm, das Geſpräch bei ihr feſt zu halten. Er erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß Karpfen als Greiſe, Hechte als Jünglinge verſpeiſt werden müſſen, und daß von letzteren die gelben mit ſchwarzen Flecken die wohlſchmeckendſten ſeien; daß der Zander dagegen zu jeder Zeit genießbar ſei, und durch eine Zuthat von mit Zwiebeln zerſetztem Apfelbrei ſehr gewinne. Auch ſollte er in Zukunft die Neunaugen der in die Nordſee mündenden Flüſſe den im Waſſergebiete der Oſtſee gefangenen vorziehen.

Als das Ziel des Ausfluges erreicht war, ging alles ſeinen Gang. Man ſpielte allerlei Spiele, fuhr — trotz des Kopfſchüttelns der anweſenden Ärzte, die vor dem kalten Fieber warnten — zu Boot, nahm ein frugales Mahl ein und trank von dem mitgenommenen Wein. Schließlich wurde getanzt. Bei dieſer Gelegenheit ernteten einige alte Herren, die mit ihren ſich ſträubenden Töchtern einen altmodiſchen Walzer tanzten und dabei immer Knixe machten, großen Beifall und erregten viel Heiterkeit.

Helene blieb ihrem bisherigen Verhalten treu und

wich jeder Annäherung Wilhelms aus. Sie ſchien großes Wohlgefallen an Herrn von Bungerow zu finden, der unermüdlich immer neue Vergnügungen vorſchlug und die ganze Geſellſchaft unterhielt.

Wilhelm war in hohem Grade verſtimmt. Er zürnte Helene ernſtlich, konnte aber doch nicht von dem Gedanken laſſen, daß ihrem Verhalten ein Mißverſtändnis zu Grunde liegen müſſe, und ſehnte ſich nach einem offenen Geſpräch mit ihr. Auch blieb der Frühlingstag nicht ohne Einfluß auf ihn, und es tauchten Erinnerungen in ihm auf, die ihm lange ferngeblieben waren. An ſolchen Tagen war er einſt als Knabe mit Gretchen durch die heimiſchen Fluren geſchritten, hatte ſich an dem ſproſſenden Grün, dem klaren Waſſer in den Gräben, dem zarten Blau des Himmels geweidet und mit Entzücken dem Chore der Lerchen gelauſcht. Wie ſchwollen da ihre Herzen und dehnten ſich. Ihnen war ſehnſüchtig zu Mute geweſen, und ſie hatten nicht gewußt warum; kummervoll, und ſie hatten nicht gewußt worüber. Lieder ohne Worte hatten ihre Seelen erfüllt; ſie drückten ſich ſtill die Hände und gingen ſchweigend nebeneinander her. Obgleich ſie oft kein Wort zueinander ſprachen, fühlte doch jedes beglückend die Gegenwart des anderen. Wilhelm machte ſich jetzt Vorwürfe, daß er nur ſo ſelten und flüchtig nach Hauſe geſchrieben hatte, und empfand es peinlich, daß in ſeinem Verhältnis zu den Seinen nicht alles in Ordnung war, daß eine tiefe Kluft zwiſchen ihnen und ihm gähnte. Wenn er ſich auch ſagte, daß das

nicht anders sein konnte, daß er, der Welterfahrene, der auf der Höhe der Zeit stand, anders denken und fühlen mußte, als ein alter Landgeistlicher und ein junges Mädchen, das nie über Mitau und Riga hinausgekommen war, so wurde er ein Gefühl der Reue doch nicht los.

Unerwartet tauchten plötzlich in ihm Zweifel darüber auf, ob er denn wirklich den Beruf zu einem Luther der Neuzeit hatte, ja, ob ein Mensch mit seinen Ansichten überhaupt Geistlicher werden konnte. Hatte er nicht am Ende seine Studienjahre vollständig verloren? War seine Beschäftigung mit der Politik, mit der socialen Frage nicht schließlich thöricht? Waren seine Hoffnungen nicht Hirngespinste eines müßigen Träumers?

Wilhelm durchbrach durch eine starke Anstrengung diese Gedankenreihe und wandte sich einer anderen Erinnerung zu.

Er gedachte jener Landpartie, die er damals von Flussau aus mitgemacht hatte. Damals war ihm auch so weh ums Herz gewesen und er hatte sich in jugendlicher, trotziger Ungeduld den Tod gewünscht. Damals hatte er Mathilde zum erstenmal geküßt. Er wollte sich gern an diesem Bilde recht weiden, sich die kleinsten Details vor die Seele rufen, aber es gelang ihm heute nicht, und er erschrak lebhaft, als er bemerkte, daß er in der Erinnerung nicht Mathilde, sondern Helene umarmte.

„Nun, Herr Wolfschild, warum so still?“ fragte in diesem Augenblick der Justizrat, indem er neben

Wilhelm Platz nahm. „Sie ſitzen ja da, wie weiland Archimedes. Gegen welche Mauern erfinden Sie Sturmböcke? Darf man Ihre Zirkel ſtören?“

„Ach, Herr Juſtizrat,“ erwiderte Wilhelm, „ich wünſchte, ich wäre Archimedes und Sie ein römiſcher Soldat und ſchlügen mich tot!“

Der Juſtizrat lachte laut auf. „Sie Schelm,“ ſagte er. „Sie ſprechen ſo und haben doch eben erſt der armen jungen Dame, mit der ſie fuhren, den Kopf ganz und gar verdreht.“

„Ich wünſchte, ich hätte ihr nicht nur den Kopf, ſondern auch den Hals verdreht,“ erwiderte Wilhelm.

„Pfui, wer wird ſo verdrießlich ſein. Hörten Sie das Rätſel, das vorhin erzählt wurde?“

Wilhelm ſchüttelte den Kopf.

„Ach, das müſſen Sie hören: Zu einer Nonne kam ſehr oft ein junger Mann. Die Äbtiſſin, der das auffiel, fragte ſie, wer der junge Menſch ſei und in welchen Beziehungen er zu ihr ſtehe. ‚Er iſt mein Verwandter,‘ antwortete ſie. Nach dem Verwandtſchaftsgrade befragt, erwiderte ſie: ‚Seine Mutter war meiner Mutter einzige Tochter.‘ Nun, was meinen Sie? Wie war er mit ihr verwandt?“

„Da von einer Nonne die Rede iſt,“ erwiderte Wilhelm, — der nicht aufgelegt war, Rätſel zu löſen und Anekdoten anzuhören, — „ſo wird er wohl ihr Kind geweſen ſein.“

Der Juſtizrat lachte wieder hell auf. „Hören Sie mal,“ ſagte er, „Sie haben eine Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, die wirklich ganz ſcharmant

iſt. Können noch einmal eine nette Pflanze werden, gewiß, das können Sie!“

„Ich hoffe zu Gott, eine Neſſel!“

Neues Gelächter. „Eine Neſſel? Ein köſtlicher Einfall! Warum gerade eine Neſſel?“

„Es ſoll ſich jemand an mir die Finger verbrennen!“

Wilhelm ſagte das, während ſeine Blicke auf Helene und Herrn von Bungerow ruhten, die in einiger Entfernung von der Geſellſchaft in lebhaftem Geſpräch auf und ab gingen, und, wie es ſchien, von ihm ſprachen, wenigſtens ſahen ſie von Zeit zu Zeit zu ihm herüber. War es Einbildung oder ſah er richtig, genug, ihm ſchien es, als ob ein ſpöttiſches Lächeln um die Lippen des Lieutenants ſpielte, und er beſchloß ſofort, ihn zum Sündenbock zu machen.

Als es dunkel wurde, tanzte man im Saal der Reſtauration. Wilhelm tanzte auch und ſtellte ſich in einer Pauſe neben Herrn von Bungerow. Er ſetzte ſich das Lorgnon auf und fixierte ſeinen Nachbar. Dieſem, der es bemerkte, ſchien ein Streit nicht erwünſcht zu ſein, er ſah erſt nach der anderen Seite und wechſelte endlich ſeinen Platz. Wilhelm folgte ihm. „Fürchten Sie ſich nicht, junger Mann,“ ſagte er ſpöttiſch, „ich werde Ihnen nichts thun.“

Dem Lieutenant ſtieg das Blut ins Geſicht. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er heftig.

„Ich ſuche etwas, was, wie ich zu fürchten beginne, bei Ihnen nicht zu finden iſt. Ich meine Courage!“

„Mein Herr, Sie ſind ein Unverſchämter!“

„Gottlob, endlich!“

Sie tauſchten ihre Karten aus und trennten ſich, ohne daß einer der Anweſenden etwas von ihrem leiſe geführten Geſpräch gehört hatte.

Wilhelm atmete auf. Mit einem Schlage hatte er ſich die unangenehmen Gefühle, die ihn vorher bewegten, vom Leibe geſchafft. Als er mit Helene tanzte, ſah ſie ihn erſtaunt an; er fragte mit keiner Silbe nach der Urſache ihres veränderten Benehmens und führte mit ihr eine lebhafte Konverſation über die nichtigſten Dinge der Welt. Sie ging nach einigem Beſinnen auf dieſen Ton ein. Er führte ſie zu Tiſch, und des Lachens und Neckens war kein Ende.

„Scheinen ſich wieder vertragen zu haben. Scharmant!“ dachte der Juſtizrat, der die Entfremdung zwiſchen Wilhelm und ſeiner Frau bemerkt und unangenehm empfunden hatte.

Spät abends fuhr Wilhelm im Wagen des Juſtizrats zur Stadt zurück und war liebenswürdiger und amüſanter als je. Er erzählte die luſtigſten Geſchichten.

Als ſie vor Wilhelms Wohnung hielten, um ihn abzuſetzen, ſagte der Juſtizrat: „Das war ein prächtiger Tag!“

„Ja,“ erwiderte er. „Ein ſchöner und nützlicher Tag!“

„Inwiefern auch ein nützlicher?“ fragte der Justizrat.

„Weil er mich von einer Illusion befreit hat,“ erwiderte Wilhelm lachend, „und unser Ziel doch das große Nirwana ist, das zurückbleibt, wenn das Motto unseres Lebensbuches: „Illusions perdues“ heißt!“

Fünftes Kapitel.

Als Wilhelm am anderen Morgen erwachte, öffnete er nicht gleich die Augen. Er blieb eine Weile, ohne sich zu bewegen, liegen und ließ die Ereignisse des gestrigen Tages vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Er dachte daran, wie seine gestrigen Erlebnisse denen von vor drei Jahren so ähnlich und wie sie doch wieder so verschieden von ihnen waren, und er freute sich darüber. Diesmal würde sein Vater nicht zwischen ihn und seinen Gegner treten.

„Ich bin bisher ein Thor gewesen," philosophierte Wilhelm. „Immer und immer wieder glaubte ich an die Güte der Menschen. Ich will es nicht mehr thun. Ich will meine Pläne nicht aufgeben, ich will nach wie vor meine beste Kraft der Menschheit weihen, aber auf den einzelnen will ich nicht mehr bauen. Ich will ihn auch nicht mehr schonen. Ich liebe Helene und sie — nun, sie liebt jeden jungen Mann. Wird es Mathilde wehe thun, wenn ich ein Verhältnis mit Helene anknüpfe? Nein, denn sie wird nichts davon erfahren. Wird es des Justizrats

Ehre kränken? Nein, denn es wird ihm gehen wie Mathilde. Verletze ich dadurch die Geſetze der Sittlichkeit? Nein. Ich würde unſittlich handeln, wenn ich eine Ehe zerſtörte; aber iſt denn das Band, das den Juſtizrat mit Helene verbindet, wirklich eine Ehe? Macht denn das eine Ehe, daß ein Pfaffe ſeinen Segen über ein Paar Menſchen ausſprach?“

So ſann er. Die Sonne ſchien freundlich ins Zimmer und beleuchtete hell die Nippſachen auf Wilhelms Schreibtiſch. Sein zahmer Dompfaff hüpfte auf dem Fenſterbrett hin und her, neigte von Zeit zu Zeit ſein Köpfchen auf die Seite und pfiff melodiſch: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich laſſen kann!“

Paul ſaß im Nebenzimmer an ſeinem Schreibtiſche und ſchrieb. Wilhelm hörte durch die offenſtehende Thür deutlich das Geräuſch, das ſeine Feder machte, während ſie über das Papier hinfuhr. Nach einiger Zeit ſtand Paul auf und kam leiſe ins Zimmer. Er hatte etwas holen wollen und wollte ſich eben wieder entfernen, als er bemerkte, daß Wilhelm erwacht war.

„Biſt du ſchon auf?“ fragte er. „Nun, wie fiel die Partie aus?“

„Ganz angenehm.“

Paul ſetzte ſich auf den Rand von Wilhelms Bett und ſchien zu erwarten, daß er ihm von dem Ausflug erzählen würde, aber Wilhelm ſchwieg.

„Haſt du Verdruß gehabt, Willi?“

„Nein. Du könnteſt mir aber einen Gefallen thun. Willſt du?“

„Worum handelt es ſich?“

„Ich habe geſtern mit einem Lieutenant Händel gehabt. Bungerow heißt der Menſch. Willſt du mir helfen, die Sache zum Austrag zu bringen?“

„Gewiß. Aber was hattet ihr miteinander?“

„Gar nichts. Mir mißfiel nur des Burſchen freche Phyſiognomie, und ich beabſichtige ihn totzuſchießen.“

„So! Hm! Aber Scherz beiſeite: Was hattet ihr miteinander? Ich muß das doch wiſſen. Vielleicht läßt ſich die Sache noch beilegen.“

„Ich verſichere dir, daß wir weiter nichts miteinander hatten, als daß mir das Subjekt zuwider war.“

„Schön. Wie kam es denn aber zur Forderung?“

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt. Ich äußerte die Mutmaßung, daß er ein Feigling ſei, und er forderte mich.“

„Und du haſt ihn wirklich ganz ohne Grund beleidigt?“

„Ganz ohne Grund, wenn du es nicht als ſolchen gelten laſſen willſt, daß er mir mißfiel.“

„Dann kann ich nicht dein Sekundant ſein.“

„Wie, du willſt mich im Stich laſſen?“

„Wenn du dich ſelbſt im Stich läßt — ja!“

„Ich ſoll in einem ſolchen Falle, mit Umgehung meines Bruders, bei einem Fremden Hilfe ſuchen?“

„Dein Bruder müßte nicht dein Bruder ſein, wenn er dich in einem ſolchen Falle unterſtützte.“

„Was iſt denn das für ein ſo ungeheurer Fall? Was liegt denn am Leben eines Lieutenants?“

„Wilhelm, du treibſt den Scherz gar zu weit!“

„Ich verſichere dir, daß ich durchaus nicht ſcherze.“

„Dann muß ich auf deine Frage erwidern, daß ein Lieutenant auch ein Menſch iſt.“

„Pah! ein Menſch! Zwei Beine, ein Schnurrbart und eine ſchlanke Taille machen noch keinen Menſchen. Alſo kurz und bündig: Willſt du mir ſekundieren oder nicht?“

„Nein, ich will dir nicht ſekundieren, denn du handelſt frivol.“

„Du legſt deine Worte nicht auf die Wagſchale.“

„Ich meine, daß ich das dir gegenüber auch nicht nötig habe.“

„Warum nicht?“

„Weil wir,“ erwiderte Paul, während ihm das Blut zu Kopf ſtieg, „denke ich, Freunde ſind.“

„Das ſcheint mir in dem Augenblick, in dem du mir den einfachſten Freundesdienſt abſchlägſt, eine wenig paſſende Bemerkung zu ſein.“

„Wilhelm, der Ton, in dem du zu mir ſprichſt, iſt mir ſo neu, daß ich mich weder gleich in ihn finden kann, noch auch in ihn finden will. Habe ich dich vielleicht auch anderweitig unwiſſentlich verletzt, oder zürnſt du dem Freunde nur, weil er ſich weigert, ſeine Hand zu etwas zu bieten, das er für offenbares Unrecht hält?“

„Nur deshalb; womit indeſſen nicht geſagt ſein ſoll, daß mir nicht überhaupt der väterliche Ton ſehr läſtig fiele, in dem du dir von Zeit zu Zeit zu mir zu reden erlaubſt. Ich bin kein Kind, und du biſt nicht mein Vater.“

Paul machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte. Er beherrſchte ſich aber und blieb.

„Eben weil wir keine Kinder ſind, Wilhelm, ſollteſt du auch nicht ſo vorſchnell reden. Wenn dir der Ton mißfiel, in dem ich in der letzten Zeit einigemal zu dir ſprechen mußte, ſo geſchah das nicht, weil er nach der väterlichen Autorität ſchmeckte, ſondern weil ich dir in ihm die Wahrheit ſagte. Um dir nur ein Freund für das Billard und die Kneipe zu ſein, bin ich zu ſtolz. Das haſt du doch wohl auch nie von mir erwartet. Laß mich ausreden“ — fuhr er fort, als Wilhelm ihn unterbrechen wollte. „Ich will nachher auch deine Erwiderung ruhig anhören. Ich habe dir allerdings in der letzten Zeit öfters Vorwürfe gemacht, und ich kann ſie leider nicht zurücknehmen. Ich werfe dir nicht das Feſthalten an deinen Anſichten vor, — ich habe ſie ja nur zu lange ſelbſt gehegt und ſie leider in dir gepflegt und befeſtigt; ich tadle auch nicht dein Verbleiben in unſerem bisherigen Kreiſe, obgleich es mir ſcheint, daß wir denn doch von anderem Metall ſind, als Winter, Ruben und Steinfelder; wohl aber werfe ich dir deinen grenzenloſen Leichtſinn vor! — Drei Jahre haſt du nun verbracht, ohne etwas Poſitives gelernt zu haben. Seit drei Jahren biſt du Theologe,

obgleich du dir doch ſeit eben ſo langer Zeit ſagen mußt, daß du zu einem ſolchen nicht geeignet biſt. So kann es unmöglich fortgehen. Du ſagſt: ‚Ich will das Gute‘, aber wenn wir ein gewiſſes Alter erreicht haben, ſo müſſen wir doch auch ſagen können, welches Gute wir wollen! — Einmal wird dieſes Leben doch aufhören müſſen. Dein greiſer Vater, der nichts davon weiß, daß du nur auf der Studentenliſte Theologe biſt, wird dich dann heimrufen. Du wirſt ihm über deinen Zuſtand die Augen öffnen, und er wird ſich, wie ich ihn kenne, mit brechendem Herzen darein fügen, daß du die Theologie aufgibſt. Wenn er dich dann aber fragt: ‚Was haſt du in Berlin getrieben, während ich glaubte, du ſtudierteſt Theologie? Wie haſt du die ſchönſten, fruchtbringendſten Jahre deines Lebens benutzt? Wie denkſt du dem Lande zu nützen? Mit einem Wort, was willſt du werden?‘ — willſt du ihm dann antworten: ‚Ich habe gelernt: comme il faut ſein, und will Mathildens Mann und ein reicher Gutsbeſitzer werden. Meine Verwalter mögen dann für mich wirtſchaften?‘ — Zürne mir, Wilhelm, aber Hand aufs Herz, ſo wird deine Antwort ausfallen müſſen, wenn du dich nicht noch in der letzten Stunde auf dich ſelbſt beſinnſt. Verwirf meine Worte nicht, weil ſie von einem Altersgenoſſen herrühren. Nimm an, es ſei die Stimme deines Gewiſſens, die zu dir ſpricht. Und nun rede, ich will dich ruhig anhören und ich will es dir nicht übelnehmen, wenn deine Leidenſchaftlichkeit

dich manches ſagen läßt, was du in ruhiger Stimmung unterdrücken würdeſt."

„Meine Antwort," erwiderte Wilhelm, der während Pauls Rede rot und bleich geworden war, „meine Antwort wird kürzer ſein, als deine Rede. Du erfüllſt nicht, was ich immer und zu allen Zeiten von dir erwartet habe, ſondern ſalbaderſt wie ein altes Weib. Ich will dir nicht weiter läſtig fallen, bitte mir aber aus, daß du mich künftig mit deinen Gardinenpredigten verſchonſt. Gott ſei es geklagt, aber Winter hatte recht, als er dich neulich einen Reaktionär nannte."

„Ja, das weiß Gott, daß ich Winter gegenüber ein Reaktionär bin. Der Mann hat viel an uns verſchuldet, Wilhelm, und es iſt leider noch nicht das Schlimmſte, daß er dich mir entfremdet hat."

Damit verließ Paul das Zimmer. — Wilhelm ſprang auf und kleidete ſich an. Dann ging er zu Winter. Er wußte, daß der geſtrige Abend einen Wendepunkt in ſeinem Leben bilden würde, und nicht zum Guten. Er fühlte, daß er im Begriffe war, aus einem guten, wenn auch leichtſinnigen, ein ſchlechter Menſch zu werden, und er wunderte ſich, daß er ſo wenig darüber erſchrak.

Er fand Winter am Schreibtiſche. Winter hatte eben eine Korreſpondenz verfaßt, in der er mehrere konſervative Staatsmänner heftig angriff, und die Arbeit war recht boshaft und amüſant ausgefallen. Er hatte ein feines Gefühl für die Bedürfniſſe des Publikums und er war überzeugt, daß ſeine

Korreſpondenz „ziehen" würde. Er war daher in ſehr vergnügter Stimmung.

„Guten Morgen," rief er aufſpringend. „Hat dich der geſtrige Abend ſo wenig in Anſpruch genommen, daß du heute ſchon ſo früh aus den Federn ſein kannſt? Wie weit biſt du denn in euerem Freundſchaftsſpiele?"

„Wir haben uns wieder verſöhnt," erwiderte Wilhelm lächelnd, „und du weißt, es gibt nichts Schöneres, als Verſöhnung zu feiern."

„Was? Hattet ihr euch entzweit?"

„Soviel, als eben nötig war, um ſich wieder zu vertragen. Sie iſt ein prächtiges Weib."

„Hm, ja! Du haſt Glück, Wilhelm. Unverſchämtes Glück!"

„Das iſt wahr. Aber ich komme heute mit einer Bitte zu dir. Du mußt mir ſekundieren."

„Was? Willſt du dem Juſtizrat die Hörner vom Kopfe ſchießen? Sei kein Narr, was fängſt du mit einer Witwe an?"

„Das wüßte ich in der That ſelbſt nicht. Ich will aber auch nicht dem Förſter ans Leben, der mir mein Reh hütet und dem ich dafür ein Dutzend Jahrgänge des Anekdotenjägers ſchenken will, ſondern einem Wilddiebe."

„Recht ſo! In der Liebe iſt jeder dritte vom Übel. Aber wer iſt denn der Tollkühne, der es wagt, mit dir in die Schranken zu treten? Das kann doch nur ein leibhaftiger Adonis."

„Ich habe mein bißchen Mythologie zu ſehr

vergeſſen, um noch zu wiſſen, ob Adonis ein Sohn des Mars war. Mein Nebenbuhler wäre dann ſo eine Art mißgeborenen Bruders von ihm."

„Ah! ein Lieutenant?"

„Ja, ein Lieutenant!"

„Schön. Wie heißt er und wo wohnt er?"

Wilhelm nannte Name und Adreſſe. „Stelle die Forderung," ſagte er, indem er ſich eine Cigarette anzündete und das Streichhölzchen langſam ausbrennen ließ, „möglichſt ſcharf. Der Menſch muß aus der Welt."

Winter nickte. „Höre, Wilhelm," ſagte er, „um auf etwas anderes zu kommen, in Rußland ſcheint ſich ja allmählich eine ganz verſtändige Partei zu bilden. Geſtern Abend waren Ruben, Steinfelder und ich bei Wagner und lernten dort zufällig einen jungen Ruſſen kennen, einen ganz ſcharmanten jungen Mann. Er ſtudiert hier Jurisprudenz oder Naturwiſſenſchaften, ich weiß nicht recht was. Er hat uns viel von Rußland erzählt. Auf den Univerſitäten muß ja da wirklich ein ſehr angeregter Geiſt herrſchen."

„Die Glücklichen," ſagte Wilhelm ſeufzend; „ſie tragen dort nicht den Zopf des deutſchen Studententums."

„Auf euere Provinz iſt er aber ſchlecht zu ſprechen. Wie ein Rohrſpatz hat er auf euch geſchimpft, und namentlich auf die Barone, obgleich er ſelbſt einer iſt und Bornhauſen heißt."

„Die Bornhauſen ſind eine bekannte kuriſche

Familie. Daß er mit unſeren Provinzen nicht zufrieden iſt, kann ich ihm natürlich nicht übel nehmen. Wahrhaftig nicht. Welcher halbwegs Verſtändige iſt denn mit ihnen zufrieden! Alſo er iſt ein geſcheiter Menſch?“

„Ja, jedenfalls, und, wie mir ſcheint, auch geſinnungstüchtig. Du wirſt ihn ſelbſt kennen lernen. Er wollte heute mit uns zu Mittag ſpeiſen. Was meinſt du, wenn wir jetzt Ruben und Steinfelder abholten und eine Promenade machten? Die Luft iſt ſchön.“

„Ich bin's zufrieden.“

Als die Freunde nach ein paar Stunden in die Reſtauration traten, in der ſie zu Mittag zu ſpeiſen pflegten, fanden ſie Wilhelms Landsmann ſchon vor. Er hatte ausgeſprochen ſlawiſche, ſehr unſchöne Züge, und war ſehr nachläſſig gekleidet. Als Winter ihn mit Wilhelm bekannt machte, fragte dieſer: „Sie gehören der kuriſchen Familie Bornhauſen an?“

„Nein,“ ſagte der Ruſſe in ſehr ſchlechtem Deutſch, „nein, wahrhaftig nicht. Mein Vater war einer von jenen kuriſchen Hammeln (er gebrauchte das bekannte, im Deutſchen nicht wiederzugebende Wortſpiel von baran und baron), aber ich nicht. Ich bin ganz Ruſſe. Sie ſehen, ich ſpreche faſt gar nicht deutſch.“

„Aber Ihr Herr Vater war ein Kurländer?“

„Mein Vater? Ja, der war ein kurländiſcher Baron. Meine arme Mutter, die er um ihres Geldes willen geheiratet hat (meine Mutter iſt ſehr reich,“ ſchaltete er ein), „weiß davon ein Lied zu ſingen.

Mein Vater war ſo ein verlaufener Deutſcher, mein Vater war General. Leider Gottes ſind noch viele Generale in Rußland Deutſche. Namentlich in der Garde.“

So vorurteilsfrei Wilhelm auch war, ſo war dieſe Sprache denn doch zu roh, um ihn nicht unangenehm zu berühren.

„Sie ſcheinen Ihren Herrn Vater nicht gekannt zu haben, da Sie von ihm wie von einem Fremden ſprechen?“

„Gewiß habe ich ihn gekannt. Ich habe ihn ſehr genau gekannt. Er hat mich oft geprügelt, ehe meine Mutter mich ihm wegnahm. Er war ein kleiner, hagerer Mann, hatte große, harte Hände, ſprach kein Franzöſiſch und hatte immer Baumwolle in den Ohren. Die Deutſchen haben immer Baumwolle in den Ohren.“

Die Geſellſchaft lächelte wohlgefällig.

„Ihr Herr Vater lebt nicht mehr?“ fragte Winter.

„Nein, er iſt tot. Er hatte gehofft, eine Diviſion zu bekommen, aber ein anderer erhielt ſie, und darüber ärgerte er ſich zu Tode. Nun, Sie wiſſen ja, ein Deutſcher der geht für einen höheren ‚Tſchin‘ durch Feuer und Waſſer. Warum ſoll er da nicht von Ärger ſterben? Bei uns in Rußland wird es künftig noch manchem ſo ergehen.“

„Sie glauben alſo, daß die Deutſchen in Zukunft nicht mehr avancieren werden?“

„Nein, gewiß nicht. Es wird gar keine Deutſche

mehr bei uns geben. Bei uns wird es künftig heißen, wie in Amerika: ‚Rußland für die Ruſſen!‘“

„Sie haben aber doch auch deutſche Provinzen!“

„Was, deutſche Provinzen! Leider Gottes hat man das bißchen Deutſche ſo gelaſſen; aber das wird ein Ende nehmen. Sowie erſt das Volk ans Ruder kommt, dann iſt es aus mit den deutſchen Provinzen. Dann heißt es: ‚Biſt du ein Ruſſe? Ja? Gut, ſo bleib. Nein? Fort, hinaus mit dir!‘ Da werden wir kurzen Prozeß machen.“

„Nun, ſo ganz einfach dürfte das doch nicht gehen,“ meinte Wilhelm.

„Gewiß. Ganz einfach, denn alles, was nicht Baron iſt, wird dann gern Ruſſe werden. Sagen Sie ſelbſt: wollen Sie nicht lieber ein freier Ruſſe ſein, als ein geknechteter Deutſcher?“

„Allerdings.“

„Nun darum! So werden alle denken.“

„Aber wo iſt denn Ihre Freiheit?“

„O! die iſt vor der Thür. Sehen Sie, Rußland iſt das Land der Zukunft. England, Frankreich, Deutſchland, die ſind alle überlebt. Sie ſind von Parteien zerriſſen; überall Ausnutzung der Arbeit durch das Kapital; überall Armut, Pauperismus. Der Weſten hat ſeine Bedeutung gehabt für die Kultur, es iſt wahr, aber für wen hat er gearbeitet? Für uns! — Bei uns in Rußland gibt es keine Konſervativen und keine Liberalen, bei uns gibt es nur Bureaukratie und Volk. Bei uns in Rußland gibt es keine Stände, ſondern nur Patrizier und Plebejer.

Jagt man die Patrizier fort oder ſchlägt ſie tot, ſo bleiben nur Plebejer nach. Bei uns in Rußland gibt es kein arm und reich, — wenigſtens hat die ungeheuere Majorität gleich viel. Jeder hat ein Recht auf Land, auf ſoviel Land, als er braucht, als er bearbeiten kann, und die Gemeinde ſorgt dafür, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Bei uns in Rußland, mit einem Worte, hat man's nicht mit der Geſchichte zu thun. Man beſeitigt die Beamten und man hat ein friſches, jugendliches Volk. Ihr Weſtlinge ſeid die Römer; wir Slawen ſind, was die Germanen waren. Ihr ſeid ſchlaff geworden, wir ſind friſch geblieben; ihr gerietet auf Abwege, wir ſtehen noch am Scheidewege; ihr ſeid alt, wir ſind jung. Her mit den Bannern euerer Kultur, die euere zitternden Hände nicht mehr halten können!"

„Was meinſt du, Wilhelm? Er könnte recht haben," ſagte Winter.

„Denken viele bei Ihnen ſo?"

„Die ganze Jugend. Gehen Sie nach Heidelberg, nach Zürich. Alle denken wir ſo. Nur die alten Generäle müſſen Sie natürlich nicht fragen. Aber alles, was intelligent iſt, ohne Ausnahme, denkt ſo. Wir wollen alle die Freiheit. Fort mit der Bureaukratie, mit den Geſetzſammlungen. Sie ſind nur dazu da, das Einfache zu verwirren. Zur Natur wollen wir zurückkehren, in unſerem Zukunftsſtaate ſoll es nichts geben, was ſo kompliziert wäre, daß der einfache Verſtand eines bäuerlichen Älteſten es

nicht entſcheiden könnte. O die Natur! Auf die kommt alles an. Daher, daß man ſich von ihr entfernt, rühren alle Übel. Z. B. die Frauen. Warum ſoll ein Unterſchied ſein zwiſchen Mann und Weib? Warum? frage ich. Iſt die Frau kein Menſch? Arbeitet ſie nicht? Warum ſoll ſie nicht mitſprechen in der Gemeindeverſammlung? Oder die Ehe? Heiratet man ſich in der Natur? Muß ein noch rüſtiges, ſtarkes, fortpflanzungsfähiges Tier ſich mit einem altgewordenen Weibchen begnügen? Nein! Sein geſunder Inſtinkt ſagt ihm: ‚Jage es fort und nimm dir ein anderes.‘ Und es thut recht daran. Sein Vorteil fällt zuſammen mit dem Vorteile der Geſamtheit; ſtatt eines ſchwachen und jämmerlichen wird ein ſtarkes Kind geboren. Warum ſoll ein dummer Faulpelz jährlich hunderttauſend Rubel haben, und ein geiſtvoller, fleißiger Mann kaum ſoviel, um ſein Leben zu friſten? Warum? Sehen Sie, weil wir mit der Natur gehen, darum ſind wir unwiderſtehlich. Unſere Feinde bekämpfen uns ganz vergeblich. Wir lachen über ſie. Ich z. B. weiß ganz genau, daß ich im ſchwarzen Buch der geheimen Polizei ſtehe. Ich weiß es beſtimmt. Mein Vetter, der mit einem Gendarmerieoberſt befreundet iſt, hat meinen Namen ſelbſt darin geſehen. Ich bin als ſehr gefährlich vermerkt, bei meinem Namen ſtehen drei Kreuze. Aber ich fürchte mich gar nicht. Ich lache über die geheime Polizei. Ich bitte Sie, meine Herren! Was kann die geheime Polizei gegen die Natur ausrichten?“

Paul, der während des Geſpräches hinzugekommen war, unterbrach den Redner. „Ich bin mit den Geheimniſſen der geheimen Polizei nicht bekannt," ſagte er, „und weiß daher nicht, was ihr Chef gethan hat; wäre ich aber an ſeiner Stelle, ſo würde ich Ihren und Ihrer Geſinnungsgenoſſen Namen nicht in das Buch der Verdächtigen, ſondern in das der Geiſteskranken ſchreiben."

Der Baron ſprang erzürnt auf: „Wie, mein Herr, Sie wagen es, die ganze ruſſiſche Nation zu beleidigen? Sie, ein ruſſiſcher Unterthan?"

„Das nicht. Ich würde vielmehr glauben, die ruſſiſche Nation zu beleidigen, wenn ich Ihresgleichen nicht beleidigte!"

„Paul, vergiß nicht, daß du es mit unſerem Gaſte zu thun haſt," miſchte ſich Wilhelm ins Geſpräch.

„Schlimm genug für euch, wenn er euer Gaſt iſt."

„Findeſt du? Er iſt nicht nur unſer Gaſt, ſondern auch unſer Geſinnungsgenoſſe," ſagte Winter.

„Dann lebt wohl," erwiderte Paul heftig, ſprang auf und verließ das Zimmer.

„Wer war das?" fragte der Ruſſe. „War er nicht ein Kurländer? Gehörte der Herr nicht zu Ihnen?"

„Bisher allerdings," antwortete Wilhelm. „Von jetzt ab leider nicht mehr. Er iſt ein Reaktionär geworden!"

„Ja, die Deutſchen ſind gewöhnlich ſervil!"

„Leider iſt das allerdings ein Zug, den man nur zu oft an unſeren Landsleuten wahrnimmt," bemerkte Ruben.

„Ja, wir ſind ein Volk von Bedienten," ſeufzte Steinfelder.

„Was für eine Frechheit von ihm. Und er iſt unſer Unterthan. Nun ſehen Sie. Können wir ſolche Leute in Rußland dulden? Nun, Sie ſind Freiheitsfreunde. Sagen Sie ſelbſt, kann unter ſolchen Leuten Freiheit herrſchen? — Die Deutſchen ſind auch ſentimental. Sie lieben alle ihren Fürſten. Wenn ihr Fürſt ſie ſchlägt, ſo küſſen ſie ihm die Hand und gehen in die Kirche und beten für ſein Wohl. Und am Abend bei Mondſchein ſetzen ſie ſich ans Fenſter, ſeufzen über die Tyrannen und klagen ihrer Braut ihr Leid. Die Deutſchen ſind auch immer verlobt. Nicht wahr?"

Und ſo ſprach der Menſch fort, und ſeine „Geſinnungsgenoſſen" und Gaſtfreunde hörten ihm wohlgefällig zu und ſtießen ſchließlich mit ihm an auf die große Regeneration des Weſtens durch das friſche Slawenblut und auf die vereinigten Bauernrepubliken des Europa der Zukunft.

Sechstes Kapitel.

Herr von Bungerow erklärte sich bereit, die sehr scharf gestellte Forderung anzunehmen, sprach aber den Wunsch aus, daß das Duell streng geheim gehalten würde. Er wäre, erklärte er, aus Gründen, die er nicht angeben könne, nicht in der Lage, den Handel dem Ehrengerichte anzuzeigen, und würde deshalb einer großen Verantwortung unterliegen, falls etwas von seinem Vorhaben verlautete. Wilhelm war damit einverstanden, und das Rendevous war für den nächsten Morgen in der Hasenhaide verabredet.

Wilhelm ging am Nachmittage zu Helene. Um zu ihrer Wohnung zu gelangen, mußte er durch den Tiergarten, in dem es von Menschen, die sich des herrlichen Frühlingstages freueten, wimmelte. Auf einem der freien Plätze links vom Brandenburger Thore spielten eine Anzahl Kinder Ball, und Wilhelm bemerkte, daß der Mittelpunkt, um den sich alles drehte, ein Student war, dessen Bekanntschaft er im Kolleg gemacht hatte. Er war ein hagerer, bleicher junger Mann, mit einem ganz bartlosen, schmalen Gesichte und sehr tiefliegenden Augen, unter denen breite, bläuliche Kreise hinliefen. Diese, sowie

das hektiſche Rot auf den Wangen und die eingefallene Bruſt ließen ihm nur ein kurzes Daſein prophezeien. Er war immer ſehr einfach, faſt ärmlich gekleidet, ſprach ſehr leiſe und hatte ſich Wilhelm mehrfach gefällig erwieſen; wenn ſie ſich begegneten, grüßten ſie ſich.

Indem Wilhelm über den Platz hinſchritt, traf ihn ein Ball, den ein reizender Knabe unvorſichtig warf, und er fing den Ball auf. Die Kinder erſchraken und liefen zu dem Studenten, den ſie ratlos umſtanden.

„Sind das Ihre kleinen Verwandten?“ fragte Wilhelm, indem er ihm den Ball überreichte.

„Ich danke Ihnen. Nein. Die Kleinen ſind mir ganz fremd, aber ich ſpiele gern mit ihnen. Ich bin ein Kinderfreund. Du Kleiner,“ wandte er ſich dann an den Knaben, dem der Ball gehörte, „wirſt du nicht den Herrn um Verzeihung bitten?“

„Entſchuldige, ich traf dich aus Verſehen,“ ſagte der kleine Burſche.

„Sie ſpielen mit Ihnen ganz fremden Kindern?“

„Ja, und zwar ſehr gern. Dieſe Kleinen ſind ſo friſch, froh und kräftig.“ Der Student ſeufzte.

„Wenn ich Sie nicht ſtöre, ſo ſetze ich mich für einen Augenblick zu Ihnen. Ich liebe auch Kinder, aber ſie müſſen mir verwandt oder wenigſtens bekannt ſein.“

„Dann lieben Sie alſo eigentlich nicht die Kinder, ſondern Ihre Bekannten und Verwandten.“

„Wenn ſie wollen, ja!“

„Ich liebe alles, was Kind iſt. Welch' ein Leben

pulsiert in diesen kleinen Wesen. Wie atmet alles in ihnen Lebenslust, Lebensmut. Ihnen steht noch ein langes Leben bevor. Sehen Sie das Bürschchen da, das Sie vorhin traf. Wie blitzen seine Augen und wie oft werden sie noch in diesem prächtigen Glanze leuchten, wenn ein großer, edler Gedanke seinen Geist, ein zartes Gefühl sein Herz beleben wird. Ach! es ist so schön zu leben!"

„Sie leben gern?"

„Wie sollte ich nicht. Wer von uns lebt nicht gern? Ich werde mir nur dessen mehr bewußt, weil ich weiß, daß ich das schöne Leben nur noch kurze Zeit genießen werde. Und wir erkennen ja erst den vollen Wert der Güter, wenn wir im Begriffe stehen, sie zu verlieren."

„Das Leben ist doch ein sehr problematisches Gut."

Der Student sah Wilhelm verwundert an.

„Finden Sie das nicht?" fuhr dieser fort. „Was liegt daran, ob wir es ein Dutzend Jahre früher oder später aufgeben?"

„O, Sie reden so, weil Sie sicher sind, es noch lange zu behalten. Oder haben Sie wirklich kein Gefühl für die Freude am Leben? Sehen Sie, wie, sich dehnend, die Pflanze wächst, wie das Tier in überquellender Lust spielt, hören Sie des Kindes übermütiges Jauchzen. Der Quell selbst springt lebensfroh ans Licht, in lichter Lebensfreude jubelt die Lerche. Was ist's, das diese Welt so groß, so weit, so hell, so klingend macht, als die Freude am Leben, die

Freude an Licht und Luft und an der Hoffnung, ſich noch lange ihrer zu erfreuen?“

„Aber wie lange haben wir dieſes Gefühl?“ warf Wilhelm ein. „Wie oft?“

„Wenn wir uns ſeiner nicht oft bewußt werden, ſo iſt das unſere Schuld. Es iſt unſere Pflicht, unſere ſchöne Pflicht, uns täglich, ſtündlich der großen Güte Gottes zu erinnern, uns an ſeinen Gaben zu erfreuen, und ihm dafür zu danken, daß er ſie uns genießen läßt.“

„Aber was bietet das Leben dem, dem die Natur den Sinn für ihre Reize verſagte? Oder dem, dem es nichts brachte, als Krankheit, Mühſal und Not?“

„Auch er hat Grund zur Freude. Winkt doch auch ihm nach dieſes Jammerthales Laſt und Mühe die ewige Seligkeit des Jenſeits.“

„Aber wenn er nicht ſelig wird?“

„Dann hat er es ſelbſt verſchuldet, hat die Gnadenzeit, die Gott ihm gab, unbenutzt gelaſſen!“

„Aber wie, wenn eine fremde Hand plötzlich und unerwartet ſeinen Lebensfaden durchſchnitt, ehe er daraus eine feſte Leiter ins Jenſeits machen konnte?“

„Haben Sie Gottes Güte noch ſo wenig erfahren, daß Sie glauben können, er ließe uns für etwas büßen, was wir nicht verſchuldet haben?“

„Ja, ja, Sie mögen Recht haben. Aber es iſt ſpät,“ fügte Wilhelm, nach der Uhr ſehend, hinzu. „Ich muß gehen. Adieu.“

Er fand Helene allein. Sie eilte ihm entgegen und drückte ihm herzlich die Hand.

„Sind Sie mir böſe, Wilhelm?“ fragte ſie.

„Nein, Helene! Warum glaubten Sie das?“

„Weil ich mir bewußt war, Ihnen allen Grund dazu gegeben zu haben. Ich muß Ihnen in der letzten Zeit recht kindiſch vorgekommen ſein, Wilhelm! Aber verzeihen Sie mir, wie Sie mir ſchon ſo oft verziehen. Ich konnte nicht anders. Sie nennen ſich meinen Freund und ich weiß, Sie ſind es. Bitte, fragen Sie mich nicht nach der Veranlaſſung meines Benehmens. Sie würden mir dadurch ſehr wehe thun, und ich könnte es Ihnen doch nicht ſagen.“

Sie ſprach in ſo freundlichem, herzlichem Tone, und dabei doch ſo traurig, ſie ſah ſo lieb und demütig aus, und war dabei ſo ſchön, daß Wilhelm einen feſteren Sinn und ein härteres Herz, als ihm eigen war, hätte haben müſſen, um bei ſeinen Vorſätzen zu beharren. Er hatte ſich nämlich vorgenommen, in Zukunft Helene gegenüber den Ton feſtzuhalten, den er an jenem Abende ihr gegenüber angeſchlagen hatte und auf den ſie ſo bereitwillig eingegangen war, einen leichtfertigen, frivolen Ton. Er hatte aber die Rechnung ohne ſein Blut gemacht, das zu warm in ſeinen Adern rollte, als daß er ſeinen Vorſatz hätte ausführen können.

„Ich war Ihnen nicht böſe, Helene, ich kann Ihnen überhaupt nicht böſe ſein,“ ſagte er, „aber ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, was zwiſchen uns lag? Hatte ich Sie ohne mein Wiſſen und wider mein Wollen beleidigt? Und wenn das der Fall war, wie konnten Sie je einen Augenblick daran zweifeln, daß ich, Ihr Freund, nicht beabſichtigte, Sie zu verletzen?

Hatte ich Ihnen wehe gethan? Sagen Sie mir, wodurch, damit es künftig nicht wieder geſchehen kann. Bitte, bitte, fertigen Sie mich nicht ſo ab!"

„Wilhelm, Sie verſprachen mir, mich nicht danach zu fragen. Iſt es hübſch von Ihnen, daß Sie es doch thun?"

„Verzeihen Sie, es ſoll nicht wieder geſchehen. Ich will ganz ſtill ſchweigen und Sie nur bittend anſehen."

„Quälen Sie mich nicht unnütz. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich hier neben mich auf das Sopha. Ach, Wilhelm! es war eine böſe, böſe Zeit!"

„Ja, das war ſie."

„Und es hat Ihnen wirklich leid gethan unſer — wie ſoll ich ſagen — Mißverſtändnis?"

„Sie kannten die Antwort auf Ihre Frage, noch ehe Sie ſie ausſprachen."

„Wir haben neulich recht dummes Zeug geſprochen, recht wie Kinder," ſagte Helene, ſchalkhaft lächelnd. „Nun was thut's! Jetzt wiſſen wir, wie wir miteinander reden würden, wenn wir oberflächliche Salonmenſchen wären, und können uns um ſo mehr freuen, daß wir keine ſind, ſondern Kinder des Geiſtes. Alſo zur Verſöhnung!" — Sie reichte Wilhelm die Hand. Er küßte ſie ſtürmiſch. Sie errötete und zog die Hand fort. „Das müſſen Sie nicht wieder thun," ſagte ſie, ohne ihn anzuſehen, mit zitternder Stimme.

„Warum nicht?"

Sie antwortete nicht.

„Warum nicht, Helene? Warum nicht?!“

„Weil Sie damit ein Feuer entzünden könnten, in dem unſer Freundſchaftsband verbrennen würde.“

„Mag es lodern, Helene! Fort mit ihm, dann iſt es tauſendfältig erſetzt!“

Er hatte leidenſchaftlich mit beiden Händen Helenens Arm gefaßt, ſeine Augen funkelten in flammender Leidenſchaft.

„Laſſen Sie mich, Wilhelm,“ bat ſie anfangs leiſe. „Laſſen Sie mich,“ bat ſie dann ſtürmiſcher. Sie ſprang auf und entwand ſich ſeinen Händen.

„Wilhelm! was haben wir gethan,“ rief ſie, indem ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte.

„Nichts, Helene, wahrlich nichts! Nichts Schlechtes wenigſtens.“

„Gehen Sie, Wilhelm. Ach, das war es, was ich fürchtete! Ich bitte Sie,“ rief ſie leidenſchaftlich, „ich flehe Sie an, bei unſerer Freundſchaft, bei der gemeinſam verlebten Jugend, bei dem greiſen Haupte Ihres Vaters — gehen Sie, verlaſſen Sie mich, kommen Sie nie wieder! Was wollen Sie hier? Ich einfältiges Weib vermaß mich, Freundſchaft mit Ihnen zu halten; das war thöricht von mir, aber nicht ſchlecht. Strafen Sie mich nicht dafür, quälen Sie mich nicht, gehen Sie! Sie ſehen, ich bin ſchwach und wehrlos, meine Vernunft, mein Ehrgefühl ſchweigen, mein Wille will nicht. Gehen Sie, Wilhelm! Denken Sie an die Ehre meines Mannes, wenn Sie nicht an meine, an die Ihrige denken wollen. Gehen Sie! Denken Sie daran, wie allein ich daſtehe, wie

ich nichts, nichts habe, das mein ist, als die Selbstachtung. Gehen Sie, Wilhelm, gehen Sie! Gehen Sie!!"

Es schellte.

„Gottlob, mein Mann!" rief Helene und eilte aus dem Zimmer.

„Verdammt," murmelte Wilhelm zwischen den Zähnen. „Ich gäbe viel darum, wenn er zehn Minuten später gekommen wäre."

„Was ist Ihnen?" rief der Justizrat, der eben ins Zimmer trat, indem er auf ihn zueilte. „Sind Sie krank?"

Das war ein glücklicher Einfall, und Wilhelm hatte Geistesgegenwart genug, ihn zu benutzen. Er schloß die Augen und ließ sich in des Justizrats Arme sinken.

„Helene!" rief dieser laut und ängstlich. „Helene, Helene!"

„Was ist's?" fragte diese, indem sie herbeieilte. Auch der schärfste Beobachter hätte ihrem Gesichte nicht angesehen, was eben geschehen war.

„Schnell, Helene! Herr Wolfschild hat einen Anfall. Schicke zum Arzt! Er stirbt uns unter den Händen!"

„Du bist unnütz ängstlich," sagte Helene ruhig. „Wolfschild ist ohnmächtig geworden, das hat weiter nichts auf sich. Es ist heiß hier im Zimmer. Ich will Eau de Cologne holen, und er wird wieder zu sich kommen." Damit ging sie.

„Sie ist hart und kalt wie Eis," murmelte der

Juſtizrat. „Ich glaube, ganz Berlin könnte um ſie her im Sterben liegen, ſie würde darüber nicht einen Augenblick aus der Faſſung kommen. Armer Junge! Wie bleich er plötzlich wird. Wenn ich nur wüßte, wo ich ihn laſſe, ich eilte ſelbſt hinüber.“

Helene kam mit einem Fläſchchen kölniſchen Waſſers zurück und rieb Wilhelms Schläfe. Dieſer hielt es nach einiger Zeit für geraten, zu erwachen. Ein Gefühl tiefſter Scham erfüllte ihn, als er den Juſtizrat neben ſich knieen ſah und in ſein gutes, treues Auge blickte, das ihn ängſtlich forſchend anſah.

„Wie geht es, mein beſter Wolfſchild?“ fragte der Juſtizrat. „Beſſer? Ei, das war ja ein verwünſchter Anfall! Iſt Ihnen das ſchon einmal paſſiert? Bleiben Sie doch nur liegen, Sie müſſen ja müde ſein.“

Aber Wilhelm ſprang mit einem Satze auf. Dieſe Komödie war ihm unerträglich. Reue und Scham ſchüttelten ihn wie im Fieber.

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Juſtizrat,“ rief er, indem er ihm die Hand ſchüttelte, „ſehr, ſehr gütig!“

„Ach was. Ich konnte Sie doch nicht hinfallen laſſen, wie einen gefällten Baum. Ein Glück, daß ich überhaupt eben nach Hauſe kam. Helene wäre vielleicht längere Zeit fortgeblieben, und Sie hätten ganz allein dagelegen. Armer Menſch! Sie hätten ſterben können.“

„An einer Ohnmacht ſtirbt man nicht,“ bemerkte Helene kalt.

„Man ſtirbt allerdings zuweilen an einer Ohnmacht,“ erwiderte ihr Gatte gereizt. „Es iſt ſogar

nichts Seltenes, daß man an einer Ohnmacht ſtirbt. Mein Freund, der Geheimrat Talberg, ſtarb auch an einer Ohnmacht. Du kannteſt ihn nicht, er ſtarb vor unſerer Verheiratung, aber er ſtarb an einer Ohnmacht. Wir waren an demſelben Abend noch zuſammen geweſen und hatten einen Schoppen Geiſenheimer getrunken. Zu Hauſe hatte er noch mit ſeiner Frau geplaudert und ſich dann zu Bett gelegt. Am andern Morgen fand ihn der Diener tot."

„Dann iſt er am Schlage geſtorben!"

„Nein, Helene, er iſt nicht am Schlage geſtorben, oder wenigſtens er wäre, wie alle Ärzte verſicherten, nicht am Schlage geſtorben, wenn nicht eine Ohnmacht vorhergegangen wäre. Sieh' nur, wie das Blut Wolfſchild zu Kopf geſtiegen iſt. Warum hätte aus ſeiner Ohnmacht nicht auch ein Schlag werden können? Ja, ein Herzſchlag? Aber ſagen Sie, waren Sie ſchon lange hier?"

„Herr Wolfſchild war eben erſt gekommen. Ich hatte ihn noch nicht geſehen," fiel Helene raſch ein.

„Hm! So! Aber wo iſt denn der Diener?"

„Ich habe ihn ausgeſchickt."

„Ah! Aber ſetzen Sie ſich wieder. Wie iſt Ihnen?"

Wilhelm wäre nur zu gern gegangen, aber er fürchtete, daß ſein Fortgehen Verdacht erwecken könnte. Er blieb alſo und ſetzte ſich.

„Apropos, wie hat Ihnen denn der Herr von Bungerow gefallen? Er iſt ein liebenswürdiger junger Mann. Nicht?" fragte der Juſtizrat.

„Ich kann nicht behaupten, daß er mir beſonders gefallen hat," entgegnete Wilhelm.

„Mir iſt er außerordentlich ſympathiſch," ſagte Helene. „Er hat etwas ungemein Gefälliges."

„Ich verſtehe nicht, gnädige Frau, wie ein ſo fader Burſche Ihnen gefallen kann. Auf mich hat kaum je jemand einen platteren Eindruck gemacht, als dieſer Menſch mit ſeinem albernen Geſchnarre. Ich mag die Lieutenants überhaupt nicht leiden."

„Sie ſind nicht unparteiiſch, Wolfſchild!" rief der Juſtizrat. „Die Studenten ſind alle geſchworene Feinde der Lieutenants. Trüge er nicht den bunten Rock, ſo würde er Ihnen trefflich behagen."

„Und er ſieht ſo ritterlich und mutig aus," meinte Helene. „Wiſſen Sie, wovon er mir erzählte? Von ſeinem Aufenthalt in Kurland. Er iſt nämlich dort geweſen und kennt alle unſere Bekannte. Er hat mir auch viel von Mathilde erzählt. Sie hat ihm aber nicht ſonderlich gefallen. Er findet, daß ſie doch gar zu wenig äußern Anſtand hat. Er macht übrigens ihr derbes Weſen trefflich nach!"

Das mußte in der That ſehr komiſch geweſen ſein, wenigſtens lachte Helene noch nachträglich herzlich.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau," ſagte Wilhelm heftig, „wie Sie darüber lachen können, daß ein Herr, und noch dazu ein ſolcher, ſich unterfängt, einer Dame nachzuahmen. Ich wünſchte, er hätte das in meiner Gegenwart gewagt!"

„Nun, vielleicht thut er's noch einmal, wenn Sie nächſtens mit ihm bei uns zuſammentreffen."

„Steht mir das bevor?“

„Gewiß. Er war ſo freundlich, mir ſeinen Beſuch zu verſprechen, und meine Schuld ſoll es nicht ſein, wenn er nicht recht oft bei uns iſt.“

„Meine auch nicht,“ ſagte Wilhelm höhniſch.

„Nehmen Sie ſich vor ihm in acht,“ rief Helene übermütig. „Sie werden Ihre Unterhaltungsgabe ſehr zuſammenhalten müſſen, wenn Sie ihm nicht nachſtehen wollen. Ich freue mich ſehr darauf, ihn mit Ihnen zuſammen zu ſehen. Wenn er erſt das Vorurteil, das er gegen Sie hat, abgelegt haben wird, werden Ihre Debatten ſehr intereſſant ſein!“

„Wie kommt der Mann dazu, ein Vorurteil gegen mich zu haben? Ich habe ihn geſtern zum erſtenmal geſehen.“

„Ich weiß nicht woher. Es war wohl auch nur ganz vorübergehend. Er fand Ihre Toilette etwas auffallend und dergleichen. Sie ſehen, es iſt eigentlich nicht einmal ein Vorurteil zu nennen.“

„Wenn dir wirklich daran liegt, liebe Frau, daß die Herren gute Freunde werden, ſo hätteſt du das nicht erzählen ſollen,“ meinte der Juſtizrat. „Solche Äußerungen bringen keine Annäherung zu Wege.“

„Ich denke, Wolfſchild nimmt mir's nicht übel, daß ich ihn darum bitte, jemand, der mir ſehr gefällt, ein paar Schritte entgegen zu thun. Nicht wahr?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau. Ich verſpreche Ihnen, in Bezug auf ihn alles zu thun, was mir mein Herz einem Manne gegenüber eingibt, der

Ihnen ſo ſehr gefällt und den Sie in Zukunft häufig in Ihrem Hauſe ſehen wollen." — Sein Mund lächelte, als er dieſe Worte ſprach, aber ſeine Augen blickten ſie voll unheildrohenden Grimmes an.

„Was ihr für höfliche Leute ſeid," ſagte der Juſtizrat lachend. „Man könnte euch, wie ihr da ſeid, in ein franzöſiſches Salonſpiel verſetzen, und ich wette, das ganze Haus klatſchte und ſchriee ‚da capo'. Wahrhaftig!"

„Mir iſt doch nicht ganz wohl," meinte Wilhelm. „Ich will nach Hauſe und mich hinlegen." Er drückte dem Juſtizrat und Helene die Hand und eilte hinaus. Auf der Straße hielt er ſtill und ſah zu den Fenſtern der Lammſtedtſchen Wohnung hinauf. An einem von ihnen gewahrte er die Umriſſe einer Geſtalt. Helene blickte ihm nach.

Siebentes Kapitel.

Als Winter, Ruben und Steinfelder am folgenden Morgen in Wilhelms Wohnung traten, war er schon auf und angekleidet.

„Hast du mir nichts aufzutragen, Wilhelm, für den Fall, daß es schief geht?" fragte Winter.

„Nein, es wird nicht schief gehen. Meine Kugel geht gerade. Ich stehe dir dafür."

„Sei nicht zu sicher, wir haben über sein Schießen nichts erfahren können. Vielleicht schießt er gut."

„Mag er schießen, wie er will, er ist mir sicher. In ernsten Fällen habe ich eine Art Instinkt für den Ausgang der Sache, und dieser sagt mir, daß es heute um acht Uhr einen Lieutenant weniger geben wird."

„Wohin willst du zielen, Wolfschild?" fragte Ruben.

„Ins Dreieck. Das ist der sicherste Schuß."

„Warum nicht lieber nach dem Kopfe?"

„Das ist unpraktisch. Einmal bietet er weniger Fläche, dann ist er auch kein gedecktes Ziel. Beim Schuß aufs Dreieck thut der Kopf die Dienste eines hinter ihm stehenden Baumes."

„Aber falls er gerade ſteht?“

„Das wäre ſchlimm. Warum wird er das aber thun?“

„Nun, es könnte doch ſein.“

„Nun, dann treffe ich ihn in den Hals.“

„Das iſt gewagt,“ ſagte Steinfelder. „Halt es lieber mit dem Hüftknochen der linken Seite. Etwas zurückſtehen wird er denn doch, dann iſt es ein ſicherer Schuß.“

„Iſt er aber auch tödlich?“

„Nicht gerade immer, aber in der Regel geht der ſo Verwundete doch drauf. Eigentlich iſt es ja auch angenehmer, wenn der Gegner nicht gleich fällt, ſondern erſt an den Folgen der Verwundung ſtirbt. Es heißt dann, er wäre leider unvorſichtig geweſen u. ſ. w., und man kann die Sache leichter vertuſchen.“

„Nein, nein! Steht er gerade, ſo ſchieße ich nach dem Halſe. Er muß gleich tot ſein!“

Die drei lächelten.

„Wo iſt denn Paul?“ fragte Winter nach einer Pauſe.

„Ich weiß es nicht! Wir ſprachen ſeit vorgeſtern nicht mehr miteinander, und ich meine, wir werden uns bald ganz trennen.“

„Das ſollte mich für dich freuen. Apropos, heute abend müſſen wir zu Wallner. Ich verſichere dich, die kleine Schramm iſt in der neuen Poſſe köſtlich. Der Ton, in dem ſie ihr: ‚Feodor, wie biſt du ſo furchtbar nett!‘ hervorbringt, iſt deliciös. Ein ſcharmantes Mädchen, ein ganz allerliebſtes Weibchen! Ich

verſichere dich, Steinfelder iſt ganz verliebt in ſie. Er war geſtern wie toll. Wahrhaftig. Hatte ganz den Verſtand verloren, wollte durchaus auf die Bühne ſpringen. Siehe, wie er jetzt ſo unſchuldig daſitzt, als könnte er nicht bis drei zählen; aber traue ihm nicht, ich ſage dir, er iſt ein mit Schnee bedeckter Vulkan."

„Was? biſt du nicht ein Vulkan?" fragte Winter, indem er ſeine Hand auf Steinfelders Bein legte. Steinfelder lächelte.

„Warum ſollte ich kein Vulkan ſein?" fragte er.

„Steinfelder," ſagte Wilhelm, „du ſollteſt wirklich nicht mehr hingehen. Denk' an das Unglück, das daraus entſtehen kann. Wenn ſie dich ſieht in deiner Leidenſchaft, ſo entzündet ſich ihr Herz am Ende auch, und es gibt ein großes Unheil. Helmerding ſchöſſe dich tot, Neumann grübe dir dein Grab und Reuſche hielte dir die Leichenrede. Wahrhaftig, es wäre eine tragiſche Geſchichte, und das um ſo mehr, als du lauter lachende Leidtragende im Gefolge haben würdeſt."

„Reg' dich nicht auf, Wilhelm, durch den Gedanken an eine ſolche Möglichkeit," warf Winter ein; „deine Hand könnte ſonſt zittern."

„Ihr ſeid mir ſchöne Freunde," meinte Steinfelder. „Vertreiben ſie ſich die Zeit damit, ſich mein Begräbnis auszumalen. Wird ſich was ſterben!"

„Da wir vom Sterben ſprechen," begann Wilhelm, „ihr ſeid doch Ärzte, ihr müßt's wiſſen, thut der Tod weh?"

„Je nachdem, wo er hinſchlägt. Meint er's gut, will er uns wohl, und trifft ſeine Senſe ins Hirn oder Herz, ſo kommt der Sterbende gar nicht zum Nachdenken, und es kann von Schmerzen nicht die Rede ſein. Macht er's aber langſam, dann mag das Sterben eine ungemütliche Sache ſein."

„Haſt du viele ſterben ſehen, Ruben?"

Der Angeredete zuckte mit den Achſeln: „Unzählige!" antwortete er.

„Und wie ſtarben die meiſten? Ruhig? Ich meine in ſeeliſcher Beziehung?"

„Die meiſten ſtarben bewußtlos oder völlig gefaßt. Ihr Aberglauben kam ihnen dabei zu ſtatten."

„Haſt du auch von unſeren Geſinnungsgenoſſen jemand ſterben ſehen?"

Ruben ſann einen Augenblick nach. „Ja," ſagte er. „Zwei von denen, die bei vollem Bewußtſein ſtarben, waren Materialiſten. Sie ſtarben beide kaltblütig. Einer von ihnen war ſelbſt Arzt. Er wollte mir durchaus ſein Skelett ſchenken und bat mich, ihn doch als anatomiſches Präparat zu verwenden. ‚Es wäre ihm ein unangenehmer Gedanke,' ſagte er, ‚ganz nutzlos zu verfaulen.' Der andere war ein Schulmeiſter und vertrieb ſich ſeine letzten Stunden damit, Parodien auf Sterbelieder zu dichten. Er war eine luſtige Haut. Er hatte die heftigſten Schmerzen und tauſend luſtige Einfälle."

„Den Kadaver vom Arzte konnteſt du nicht behalten?"

„Nein. Leider nicht; obgleich es jammerſchade

war, denn die Schwindſucht verlief bei ihm wunderhübſch normal. An einer normalen Schwindſucht geſtorbene Leute ſind ſchwer zu erhalten."

„Was für religiöſe Anſichten Bungerow wohl haben mag?" ſagte Wilhelm nachdenklich.

„Das kommt von euren abgeſchmackten Todesgeſprächen!" fuhr Winter auf. „Ihr werdet ihn noch ganz weich machen. Mit einem Menſchen, der eben im Begriff iſt, zu einem Duell zu fahren, muß man nicht vom Tode reden."

„Hört! hielt da nicht der Wagen?" fragte Steinfelder.

„Ja, er iſt da," erwiderte Ruben, der ans Fenſter getreten war. „Die Uhr iſt ein Viertel auf acht! Wir müſſen aufbrechen, denn wir haben reichlich Dreiviertelſtunden Fahrt vor uns."

Sie erhoben ſich und griffen nach Hüten und Paletots.

„Prächtiger Junge, der Wolffſchild," flüſterte Winter Ruben zu. „Es wäre ſchade, wenn ihm etwas zuſtieße. Er macht ſich ſcharmant. Haſt du dein Beſteck bei dir?"

„Ja. Wolffſchild, laß von deiner Wirtin ein paar Flaſchen mit friſchem Waſſer füllen und gib mir ein paar Handtücher mit. Beides kann in ſolchen Fällen treffliche Dienſte leiſten."

„Sogleich!"

Wilhelm gab die betreffenden Aufträge, und nach einigen Minuten brachte die Wirtin, eine beleibte Frau mit frechen Augen und einem verſchlagenem Ausdruck

um den Mund — (die Freunde wohnten nicht mehr in der Wohnung, die ſie anfangs bezogen hatten) — das Verlangte. Dann brachen die Herren auf.

Als ſie die Haſenhaide erreichten, fanden ſie ihre Gegner ſchon vor. Herr von Bungerow war in Civil, und ſeine Begleiter waren Civiliſten, da ſeine Kameraden nichts von dem Duell erfahren ſollten. Die Herren begrüßten ſich, befahlen den Kutſchern an einer benachbarten Reſtauration zu halten und gingen ſchweigend in den Wald. Nachdem ſie einen geeigneten Platz gefunden und die Barrieren beſtimmt hatten, hielt der Unparteiiſche die bekannte Verſöhnungsrede: „Sowohl aus eigener Überzeugung als auch um mich eventuell vor den geſetzlichen Folgen zu ſchützen, richte ich die Frage an Sie, ob Sie ſich nicht verſöhnen wollen.“ Die Frage wurde verneint, und die Duellanten nahmen ihre Plätze ein. Die Barriere betrug nur fünf Schritte, und der Unparteiiſche zählte bis ſechzig. Der Lieutenant nahm die ſchräge Poſitur.

„Schieß nicht, ehe du ihn auf dem Korne haſt,“ flüſterte Winter Wilhelm zu, als er ihm das Piſtol reichte.

Wilhelm nickte.

„Schießen Sie ſo ſchnell wie möglich,“ murmelte in demſelben Augenblicke Bungerows Sekundant. „Kommt er zum Zielen, ſo ſind Sie verloren.

„Danke!“

Sobald der Unparteiiſche mit dem Zählen begonnen hatte, ging der Lieutenant bis an die Barriere vor und ſchoß. Wilhelm hörte die feindliche Kugel

pfeifen: ein Zeichen, daß ſie nicht all zu nahe an ihm vorübergeflogen war.

Er blieb an ſeinem Platz und erhob das Piſtol langſam bis zur Bruſthöhe ſeines Gegners, der ihm jetzt, nur zehn Schritte entfernt, wehrlos gegenüber ſtand. Er zielte lange; endlich krachte der Schuß und Bungerow brach, wie vom Blitze getroffen, zuſammen.

Alle eilten auf ihn zu. Man richtete ihn auf, aber die tödliche Bläſſe ſeines Geſichtes und das brechende Auge zeigten, daß jede Hilfe vergeblich war. Nur die Lippen zuckten noch ein paarmal ſchmerzlich.

„Ich fürchte, meine Herren, ſagte Ruben, ſich vorbeugend, „Ihrem Freunde iſt nicht mehr zu helfen.“

„Gib dir keine Mühe weiter, Ruben,“ rief Wilhelm rauh. „Blattſchuß — Grabſchuß!“ Damit wandte er ſich um und ging allein davon.

Die Freunde Bungerows blickten ihm finſter nach.

„Meine Herren,“ begann Winter, „ich glaube, nicht nur im Intereſſe meines, ſondern auch im Sinne ihres Freundes zu handeln, wenn ich Sie bitte, das ſtrengſte Schweigen über das Unglück, deſſen Zeugen wir eben waren, zu beobachten. Ich will Ihnen mit gutem Beiſpiele vorangehen und gebe hiermit mein Ehrenwort, daß durch mich kein Uneingeweihter erfahren ſoll, was hier vorging.“ Die anderen wiederholten das Gelöbnis.

Winter riß ein Blatt aus ſeinem Notizbuch, ſchrieb Namen und Stand des Toten darauf und ſetzte die lakoniſchen Worte hinzu: „gefallen im Duelle vor

Sekundanten und Zeugen.“ Er befeſtigte dann die Karte am Hemdkragen der raſch erkaltenden Leiche. Darauf gingen alle auseinander.

„Bemerkteſt du den dämoniſchen Ausdruck in Wolfſchilds Geſicht, ehe er ſchoß,“ fragte Steinfelder, während er neben Winter herging.

„Gewiß. Und ſeit ich ihn bemerkte, gab ich keinen Heller mehr für des Lieutenants Leben.“

„Glaubteſt du bis dahin, daß er ihn ſchonen würde?“

„Es erſchien mir nicht unmöglich. Er hat mitunter Anwandlungen von ſehr unzeitiger Nobleſſe.“

„Sahſt du nicht, wohin Wolfſchild ging? Wir dürfen ihn heute nicht allein laſſen.“

Sie fanden ihn nach einigem Suchen am Ausgange des Wäldchens auf einem umgefallenen Baumſtamme ſitzend.

„Komm, wir wollen gehen,“ ſagte Winter, indem er ſeinen Arm nahm. Er ſah ihm prüfend ins Geſicht, aber dieſes trug den Ausdruck gleichmütiger Ruhe. „Sahſt du dir den Sterbenden an?“ fragte Wilhelm. „Was unternehmen wir heute?“ fuhr er dann fort, während alle vier der Reſtauration zuſchritten, neben der ihr Wagen ſie erwartete. „Es iſt ſchönes Wetter. Wie wäre es, wenn wir den Tag in Potsdam verbrächten? Wenn ich nicht irre, ſpielen heute die Waſſerwerke.“

„Ich bin's zufrieden. Ihr auch?“ meinte Winter, indem er die Beiden fragend anſah.

„Ja, wir auch!“ antworteten ſie.

„Sollen wir noch erſt bei dir vorfahren laſſen oder fahren wir gleich auf den Bahnhof?"

„Gleich auf den Bahnhof. Was ſoll ich zu Hauſe?"

In Potsdam ſpielten die Waſſer, und eine bunte Menſchenmenge belebte den weiten Park. Als die jungen Leute von der oberſten Terraſſe aus auf die große Fontäne herabſahen und überall durch die Bäume die bunten Gewänder der Frauen und Kinder hervorſchimmerten, citierte Steinfelder: „Vom Eis befreit ſind Strom und Bäche!" und die lebensfriſchen Verſe erinnerten Wilhelm an den bleichen Studenten, mit dem er geſtern im Tiergarten geſprochen, der ſo krank ausgeſehen und der ſich doch ſo ſehr des Lebens gefreut hatte. Vielleicht wäre auch Bungerow heute hier geweſen, wenn das Duell nicht ſtattgefunden hätte, hätte auf die Terraſſen, die Fontänen und den ergrünenden Park herabgeblickt und ſich an dem hellen Sonnenſchein und der lauen Frühlingsluft erfreut.

Durch Wilhelms Schuld lag er jetzt, entſeelt und verlaſſen, in der Haſenhaide und blieb dort, bis ihn ein Vagabund, der kein anderes Logis, als das bei Mutter Grün hatte, fand und die Polizei herbeirief. Ob Bungerow Verwandte haben mochte? Einen Vater? Eine Mutter? Schweſtern? Lebten Sie in Berlin oder in der Provinz? Erfuhren ſie den Tod ihres Kindes, Bruders wenigſtens gleich oder erſt durch einen Brief, ein Telegramm?

Eine große Geſellſchaft ſtieg die Terraſſen hinan. Sie beſtand aus einer Anzahl eleganter Damen und Herren, und zu letzteren gehörten mehrere Offiziere

von dem Garderegiment, bei dem Bungerow ſtand. Als ſie an den jungen Leuten vorübergingen, blieb eine junge Dame, die eine der letzten war, einen Augenblick ſtehen, ſah Wilhelm ſcharf an und eilte dann weiter. Er mochte ihr bekannt erſcheinen oder ſeine blendende Schönheit ihr aufgefallen ſein. Wilhelm fuhr heftig zuſammen.

„Was haſt du?“ fragte Winter, der ſeinen Arm genommen hatte und ihn zucken fühlte.

„Sieh das junge Mädchen da, die Letzte im lilaen Kleide. Hat es nicht Ähnlichkeit von Bungerow? Es muß ſeine Schweſter ſein.“

„Thorheit! Sie gleicht ihm nicht. Komm, du biſt durch den weiten Gang ermüdet. Wollen wir in die Stadt gehen? Du mußt etwas eſſen. Wenn wir diniert haben, nehmen wir eine Droſchke und fahren über Pichelswerder und Charlottenburg zurück. Wir kommen dann noch zeitig zu Wallner. Dieſe Nacht mußt du bei mir ſchlafen. Ich will dir eine neue franzöſiſche Broſchüre über die Arbeiterfrage vorleſen. Sie iſt außerordentlich ſcharf gehalten.“

Achtes Kapitel.

„Gehe und genieße jetzt ungestört dein Glück," sagte Winter zu Wilhelm, als er sich um die Mittagsstunde des folgenden Tages vor dem Eingange zu Helenens Wohnung von ihm verabschiedete.

Als Wilhelm in den Vorsaal trat, fiel ihm ein Koffer auf, dessen Deckel eine kleine silberne Platte mit der Inschrift: Justizrat Lammstedt. Berlin — trug.

„Verreist der Herr?" fragte er den Diener.

„Ja! Der Herr Justizrat werden gleich nach Tisch auf einige Tage verreisen."

In demselben Augenblicke kam ihm auch schon der Justizrat entgegen.

„Es ist hübsch, daß Sie kommen, Herr Wolfschild," rief er. „Ich fürchtete schon, mein Briefchen könnte Sie verfehlt haben und ich Sie vor meiner Abreise nicht mehr sehen. Ich muß nämlich in aller Eile nach Breslau, wohin mich ein wichtiges Geschäft ruft. Es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit," fügte er halblaut hinzu, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog und den Mund spitzte.

„Na! ſchön, daß Sie gekommen ſind. Wir eſſen noch zuſammen zu Mittag; dann begleiten Sie uns auf den Bahnhof und bringen Helene wieder zurück. Sie müſſen ſich die paar Tage über ſchon von anderen Dingen losmachen und meine Frau zu unterhalten ſuchen. Ich denke, das wird Ihnen, uns zuliebe, nicht allzuſchwer fallen.“

„Hältſt du mich für ſo unfähig, mich ſelbſt zu unterhalten,“ fragte Helene, die zu ihnen getreten war, „daß du Wolfſchild förmlich für mich anwirbſt?“

„Nun, daran zweifle ich nicht, aber ich meine, daß zwei ſich denn doch immer beſſer amüſieren als einer, und ich glaube außerdem, daß ihm durch dieſe Werbung nicht gerade Gewalt geſchieht.“

„Und darin wenigſtens hat Ihr Herr Gemahl unbedingt recht, gnädige Frau,“ ſagte Wilhelm.

„Das freut mich, und Sie wiſſen, daß ich das auch immer geglaubt habe. Mich ärgert nur die Arroganz der Männer, die ſich einbilden, daß wir nicht einen Augenblick ohne einen Vertreter ihres Geſchlechtes leben können.“

„Hm! Nun! Ja! Schön! Aber Sie ſehen übel aus, Wolfſchild. Haben Sie ſich noch immer nicht von dem neulichen Unwohlſein erholt? Es iſt doch nichts Ernſtliches?“

„Nein, durchaus nicht! Ich bin ganz wohl. Falls ich etwas bleicher bin, als gewöhnlich, ſo kommt das von einer durchwachten Nacht. Wir haben ſie geſtern dem Bacchus geopfert. Es wurde

lebhaft debattiert, und als wir vom Tiſche auf-ſtanden, ſchien uns die Morgenſonne ins Geſicht."

„Und worüber haben Sie denn ſo lebhaft geſtritten? Doch was frage ich noch. Natürlich wieder über die leidige Politik."

„Ungefähr. Über die Arbeiterfrage."

Der Juſtizrat zuckte die Achſeln. „Sie müſſen viel überflüſſige Zeit haben. Ich bitte Sie, wozu führt es, daß ein jeder über alles mitſprechen will? Zu nichts anderem, als daß er darüber ſein Fach vernachläſſigt."

„Wir wollen darüber nicht ſtreiten. In dieſer Beziehung denkt jede Generation und jedes Individuum verſchieden. Ich meine, daß jeder von uns erſt Bürger iſt und dann erſt Menſch."

„Wie wäre es, wenn Bürger und Menſch ſich jetzt zu Tiſche ſetzten," ſagte Helene. „Die Suppe iſt auf dem Tiſche und ſchmeckt heiß beſſer als kalt, welcher politiſcher Überzeugung man auch ſei."

Die Gegner waren damit einverſtanden und folgten Helenens Aufforderung.

„Frau, ſogar Champagner!" bemerkte der Juſtizrat, indem er ſich ſetzte.

„Ich habe ihn bringen laſſen, damit wir auf deine glückliche Rückkehr trinken können."

„Das war ein verſtändiger, allerliebſter Einfall von dir. Dafür bekommſt du auch einen Kuß." Und der Juſtizrat beugte ſich zu Helene hinüber, umfaßte und küßte ſie.

„Pfui, nicht doch," rief ſie, ſich ſträubend, indem

ſie den Mund wegwandte, ſo daß er nur die Wange traf. „Laß mich. Du zerdrückſt mein Kleid.“

Sie ſah, während ihr Mann ſie küßte, Wilhelm an. Ihre großen, ſchwarzen Augen blickten feurig, und Wilhelm erzitterte.

„Ja, ja, ſträube dich nur,“ ſagte der Juſtizrat und ſah ſehr vergnügt aus. „Wenn Sie einmal heiraten, Herr Wolffſchild, ſo müſſen Sie ſich durch ſo etwas nicht irre machen laſſen. So ſind die Frauen einmal, wenn ſie uns am liebſten haben, fliehen ſie vor uns. Nehmen Sie nicht von dem Moſtrich, der iſt nicht gut. Johann,“ wandte er ſich an den Diener, „bringe den franzöſiſchen Moſtrich. Ja, ja, die Frauen. So lange man unverheiratet iſt, kennt man ſie nicht. Wahrhaftig nicht. Man mag noch ſoviel mit ihnen gelebt haben, man kennt ſie nicht. Da ſchmollen ſie mit uns Jahr und Tag, ſind verdrießlich Woche um Woche, und mit einem Male, ganz unerwartet, zerteilen ſich die Wolken, und die Sonne alter Liebe lacht wieder aus Auge und Mund. Und nun,“ rief er, indem er das Glas ergriff, „wollen wir eine Geſundheit trinken, eine alte, ſchon unendlich oft ausgebrachte Geſundheit, aber es heißt im Liede: ‚Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu.‘ Alſo: Die Frauen leben hoch! hoch! hoch!“ Er rief es ſo laut, wie bei einem großen Diner. Sie ſtießen an. Wilhelm trank den Wein in vollen Zügen, und auch Helene leerte ihr Glas.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß du ſo gut trinken

kannſt," ſagte der Juſtizrat. „Sonſt nippſt du ja kaum an deinem Glaſe. So entdecke ich immer neue hübſche Züge an dir."

Der Wein war leicht und ſchäumte hoch auf, und das Geſpräch war lebhaft und wurde es immer mehr. Aber nur der Juſtizrat war in wirklich fröhlicher Stimmung, die beiden anderen waren nur aufgeregt und ſuchten in lebhaftem Geſpräch etwas zu vergeſſen, das ſich nicht vergeſſen ließ.

„Es iſt die höchſte Zeit aufzubrechen," ſagte Helene endlich, indem ſie nach der Uhr ſah. „Du kommſt ſonſt zu ſpät zum Bahnhof."

„Heute fahre ich nicht mehr, Helenchen," rief der Juſtizrat. „Ach was! Heute bleibe ich bei dir. Wenn ich morgen mit dem Frühzuge reiſe, komme ich immer noch zeitig hin."

Helene biß ſich auf die Lippen. „Das iſt reizend," rief ſie gleich darauf. „Siehſt du, nun ſehe ich, daß du mich wirklich liebſt und im ſtande biſt, deine langweiligen Geſchäfte um meinetwillen etwas zu vernachläſſigen. Daß du das bisher nicht konnteſt, hat mir immer wehe gethan."

Der Juſtizrat ſtutzte. „Was ſprach ich da?" ſagte er. „Ich kann leider in der That nicht bleiben. Verzeihe, Helene, aber ich muß wirklich noch heute reiſen. Ich war vorhin ganz zerſtreut. Bedenke, Kind, es handelt ſich um eine ſehr wichtige Angelegenheit."

Er ſprang raſch auf und eilte in ſein Zimmer,

in das Helene ihm folgte. Nach wenigen Minuten ſaßen alle drei im Wagen.

„Ja, was wollte ich doch ſagen?“ begann der Juſtizrat, während der Wagen dem Bahnhof zurollte. „Raten Sie einmal, Wolffſchild. Ein Apfel freit um eine Birne und ſie gibt ihm einen Korb, indem ſie den Namen einer italieniſchen Stadt ausſpricht. Welche war es?“

„Ne apel!“

„Richtig. Aber nun umgekehrt. Sie beſinnt ſich und gibt die Zuſage. Er teilt es einem Freunde mit, indem er den Namen einer ſpaniſchen Stadt nennt.“

Wilhelm konnte die Auflöſung nicht finden.

„Scharmant. Habe ich doch endlich etwas gefunden, was Sie nicht erraten können. ‚Se vill ia‘ heißt es.“

Der Juſtizrat lachte behaglich. Nun hielt der Wagen am Bahnhof. Auf dem Perron küßte der Juſtizrat ſein Weib noch recht herzlich, empfahl ſie der Obhut Wilhelms und wehte in fröhlicher Weinlaune noch, als der Zug den Zurückbleibenden längſt nicht mehr ſichtbar war, mit ſeinem Taſchentuche aus dem Fenſter.

„Dieſer junge Menſch übt einen guten Einfluß auf Helene aus,“ dachte er, indem er ſich in die Ecke des Waggons lehnte und die Augen ſchloß. Ich habe ſie lange nicht ſo häuslich und liebenswürdig geſehen, wie in den letzten Monaten. Es

wäre ſchön, wenn unſer Verhältnis ſich doch noch zu einer wahren Ehe geſtalten könnte."

Es waren trauliche Bilder, die den Juſtizrat, während der Zug dahineilte, umgaukelten.

Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, blieb Helene dicht am Rande des Perrons ſtehen und ſah ihm nach. Die Menſchen, die Abreiſende begleitet hatten, verließen allmählich den Perron, und er wurde zuletzt ganz leer. Helene aber ſtand noch immer unbeweglich da und ſah mit großen, weit geöffneten Augen in der Richtung, in der der Zug verſchwunden war. Und Wilhelm ſtörte ſie nicht. Er hatte das Gefühl, als ob alles darauf ankäme, daß ſie ſo ſtehen blieb, daß die erſte Bewegung, die ſie machte, ein großes Unglück für ihn und für ſie bedeutete; als ob der ſchon geborſtene Damm dann völlig zerreißen und die unwiderſtehlichen Wogen der Leidenſchaft ertränkend, erſtickend über ſie beide hereinbrechen müßten.

Endlich wandte Helene ſich um. Sie ſah Wilhelm nicht an, aber die fahle Bläſſe, die ihr Geſicht bedeckte, ſprach eine verſtändliche Sprache. Er nahm ihren Arm und fühlte, daß er heftig zitterte, während ſie dem Wagen zugingen.

„Nach Hauſe!" rief Wilhelm dem Kutſcher zu, indem er den Wagenſchlag ſchloß.

Sie ſprachen während der Fahrt kein Wort und atmeten langſam und ſchwer. Helene hüllte ſich dicht in ihren Pelz, obgleich es warm war, und Wilhelm öffnete ſeinen Paletot, weil es warm war.

Dann hielt der Wagen vor Helenens Wohnung,

ſie verließen ihn und ſtiegen ſchweigend die Treppe hinan. Helene eilte auf den letzten Stufen etwas voraus und ſchellte heftig. Im Vorzimmer warf ſie den Pelz dem Diener zu und eilte raſch in ihr Zimmer. Draußen war mittlerweile der frühe Frühlingsabend hereingebrochen; als Wilhelm ans Fenſter trat, ſah er, wie eine Laterne nach der anderen aufflammte. Er drückte den Kopf ans Fenſter und blickte ſtarr hinaus auf die Straße. In ſeinem Innern tobte eine Welt von Leidenſchaft, Reue und Verzweiflung. Die Turmuhr der Matthäikirche ſchlug langſam acht. Andere Glocken antworteten, und ſie ſchlugen zuſammen den Namen: „Bun — ge — row! Bun — ge — row!!“

Er ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und wandte ſich um. Die große Lampe auf dem Tiſche beſchien hell das Zimmer, außer ihm befand ſich niemand darin. Er horchte. Es war totenſtill.

„Wir wollen ein Ende machen,“ murmelte er halblaut, „ein Ende, ein Ende.“

Und er ging mit ſchnellen Schritten in Helenens Boudoir. Sie war nicht da. Er öffnete ſtürmiſch die nächſte Thür und befand ſich in ihrem Schlafgemach. In der Ecke hing ein griechiſches Heiligenbild und vor ihm verbreitete eine Öllampe einen trüben, matten Schein. Sonſt war kein Licht im Zimmer. Vor dem Heiligenbilde ſtand ein Betpult und an ihm kniete, das Geſicht in den Händen verbergend, Helene. Sie ſah ſich nicht um nach ihm,

als er die Thür aufriß, ſie blieb unbeweglich knieen; nur noch ein wenig tiefer ſenkte ſie ihr Haupt.

Über Wilhelms Geſicht flog wieder das unheimliche, wüſte Lächeln, wie in dem Augenblicke, als er den wehrloſen Bungerow niederſchoß.

Es war ſpät, als Wilhelm das Haus verließ, das ſich ihm ſo gaſtlich geöffnet und deſſen Frieden er für immer zerſtört hatte.

Ein Bruchſtück aus einem Gedicht kam ihm auf die Lippen; er wußte nicht, woher es ſtammte, ob er es einmal als Kind gelernt oder es ſingen gehört hatte. Mechaniſch flüſterte er es immer wieder: „Hin iſt hin! Verloren iſt verloren!“ Er glaubte zu wiſſen, daß ſich auf „hin“ „Gewinn“ gereimt hatte, aber er konnte das Wort nicht finden. — Als er das Potsdamer Thor paſſiert hatte, bemerkte er eine lebhafte Bewegung. Die Menſchen ſtanden in Gruppen beiſammen oder eilten raſch dahin, alle in einer Richtung, dem Dönhofsplatze, der inneren Stadt zu. Ein Hoffnungsſtrahl fiel in Wilhelms Herz. „Was gibt's?“ rief er einem Vorübereilenden zu.

„Revolution! Am Moritzplatze bauen ſie Barrikaden,“ rief der Mann und eilte weiter.

„Herr! ich danke dir!“ dachte Wilhelm. Er konnte ſterben, auf den Barrikaden den Tod finden, einen Tod, wie er ihn ſich oft erträumt hatte, konnte nach ein paar Stunden daliegen wie Bungerow, nichts mehr ſehen und hören, vor allem nichts mehr fühlen und fürchten, daliegen ohne Vergangenheit, ohne Gegenwart, ohne Zukunft!

Er eilte, so schnell er konnte, vorwärts. Das Gedränge wurde immer dichter, er hörte wilde, verwegene Rufe, Kreischen, dazwischen einen gellenden Aufschrei oder ein lautes Lachen. Endlich konnte er nicht weiter und mußte einen Augenblick stille halten, um sich zu erholen. Er horchte ängstlich, aber er konnte keine Schüsse hören. Vielleicht parlamentierte man.

„Ist schon geschossen worden?“ fragte er endlich, als er halbwegs wieder sprechen konnte, einen neben ihm stehenden Hausknecht, der, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend vor der Thür eines Hauses stand.

„Ne! ich jlobe ooch jar nich, daß jeschossen werden wird. Det is ja man bloß so een Krawall. Da sind ja man bloß die Schutzmänner. Die haben ja jar keene Flinten nich.“

„Unmöglich!“ Er fragte andere; ihm ward derselbe Bescheid. Es war keine Revolution, es war ein Pöbelauflauf. Man stritt nicht, ob Parlaments-, ob Königsregierung, die Arbeiter machten ihrem Ärger über die steigenden Hausmieten Luft; nicht der König hatte einen Staatsstreich verübt gegen sein Volk, sondern ein Hausbesitzer gegen einen Bierwirt.

„Pah!“ knirschte Wilhelm. „Das Volk ist mutiger, als seine Vertreter. Aber freilich, die haben auch etwas zu verlieren.“

Er winkte eine Droschke herbei und stieg ein.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Zum Teufel!“

Der Kutſcher, ein echtes Berliner Kind, geriet dadurch nicht in Verlegenheit. Er fuhr langſam bis zum Dönhofsplatze und fragte dann wieder: „Wohin?“

Wilhelm nannte ſeine Adreſſe. Er konnte es aber in ſeiner Wohnung vor innerer Unruhe nicht aushalten und ging wieder fort.

„Wohin jetzt?“ fragte er ſich, als die Hausthür hinter ihm ſchwer ins Schloß fiel. Mechaniſch ſchlug er den Weg nach dem Tiergarten ein. Es that ihm wohl, daß ſich ein kalter Wind erhob und ihm gerade ins Geſicht blies. Der Tiergarten lag endlich dunkel vor ihm, kein Menſch war zu ſehen, kein Schritt zu hören. Er dachte mit einer Art entſetzlicher Luſt daran, daß er jetzt recht eigentlich hierher in die nächtliche Freiſtatt der Verbrecher und Vagabunden gehörte. „Mörder, Ehebrecher und Meineidiger, der ich bin, wo gehöre ich anders hin, als zu meinen Geſellen!“

Er lachte hart auf und dachte dann daran, wie er als Kind, wenn er durch ein dunkles Zimmer mußte, abſichtlich gelacht oder laut geſprochen hatte, um die Angſt des kleinen Herzens zu vertreiben. „Du darfſt dich nun nicht mehr fürchten,“ rief es in ihm. „Wovor kann deinesgleichen noch Furcht empfinden? Was kann dir zuſtoßen? Man kann dich berauben — was liegt daran? Man kann dich töten — du wirſt dann Ruhe haben. Aber warum willſt du auf eine fremde Hand warten?“ Wilhelm fielen die Worte ein, die der ſchwindſüchtige Student neulich

geſprochen hatte. Er hatte recht; wer einem anderen das Leben nahm, verdient nicht, daß er ſelbſt lebe. Verdient es nicht? Iſt denn aber das Leben eine Freude? Iſt es nicht vielmehr eine unerträgliche Laſt?

„O, Mutter, Mutter! warum haſt du mich geboren?“ rief er in unſäglichem Schmerze. „Grauſamer, unbarmherziger Gott, warum ließeſt du ein Geſchöpf entſtehen zu ewiger Verdammnis? Ja, ich will ſterben. Ich will dieſer Qual entgehen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. So lautet das Wort, das iſt das Geſetz. Ich will Richter ſein und Delinquent in einer Perſon. Wer Menſchenblut vergießt, des' Blut ſoll ſiebenfach vergoſſen werden.“

„Es iſt Thorheit, daß ich in meinem Herzen ſprach: ‚Es iſt kein Gott!‘ In meinem Elend fühle ich es deutlich: ‚Es gibt einen Gott, es gibt einen Richter über Tote und Lebendige, es gibt ein ewiges Sittengeſetz.‘ Ich will hingehen und zu ihm ſprechen: ‚Herr, mein Leben iſt verwirkt, nimm es hin.‘ Wie, wenn er mich begnadigte? Wenn es nicht eine Fabel wäre, wenn Chriſtus wirklich Gottes Sohn, der Welt Heiland, unſer aller Fürſprecher, auch mein Erlöſer wäre? Wenn ich leben bleiben könnte? Wenn ich die Strafe trüge, die das Geſetz über mich verhängt, wenn ich zurückkehrte zu meinem Vater mit dem reuigen Bekenntniſſe: ‚Vater, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße,‘ und er mich doch annähme? Wenn ich ein anderer würde, wenn ich jetzt Berlin verließe, heimkehrte ins Vaterhaus,

meinem Vater offen erzählte, daß ich geirrt und gefehlt habe und tief gefallen bin, aber doch auch versicherte, daß ich nicht ganz verloren bin, daß ich mich wieder auf mich selbst besinne? Wenn ich zu Mathilde spräche: ‚Ich bin dir untreu gewesen, ich habe den Schwur, den ich dir in heiliger Stunde geleistet habe, gebrochen, aber ich habe es unsäglich bereut?‘ Wenn ich zu Mütterchen käme und Gretchen, und würfe mich ihnen zu Füßen und spräche: ‚Nehmt mich wieder auf in eueren Kreis. Denkt, ich sei todkrank und pflegt mich wieder, wie ihr mich sonst gepflegt habt, wenn ich krank war, legt euere weiche Hand auf mein müdes, wirres Haupt, erzählt mir euere Märchen und singt mein Herz zur Ruhe mit dem alten: ‚Nun ruhen alle Wälder‘, wie ihr es gethan habt, als ich noch ein Kind war.‘“

Und so wogte es fort in Wilhelm die ganze lange Nacht hindurch. Verzweiflung und Hoffnung, Lebensüberdruß und Lust am Leben rangen miteinander auf Leben und Tod, während sein müder, abgespannter Leib rastlos in dem finsteren Parke umherirrte. Auf seiten der Hoffnung, auf seiten der Lebenslust fochten mächtige Bundesgenossen. Da war die warme Liebe zu den Seinen, die Erinnerung an die Heimat, da waren die Eindrücke einer in einem christlichen Hause verlebten Jugend.

Der Morgen graute schon als Wilhelm die Treppe, die zu seiner Wohnung hinaufführte, hinanstieg. Leise ging er durch Pauls Zimmer, um ihn nicht zu stören, aber das matte Licht des Morgens

zeigte ihm, daß im Zimmer alles in Unordnung war. Kleider und Bücher lagen umher, ein Koffer war halb gepackt. Er ging in sein Zimmer, zündete sein Licht an und ging, es vorsichtig mit der Hand bedeckend, wieder zu Paul. Der erwachte und richtete sich in seinem Bette auf.

„Wolltest du mich verlassen, Paul?" fragte Wilhelm mit weicher Stimme, indem er sich auf Pauls Bett setzte.

Paul erschrak über sein verstörtes Aussehen. Vergessen war alles, was zwischen ihnen lag, er sah nur, daß sein Jugendfreund, Gretchens Bruder, des Pastors Sohn, elend und kummerbeladen war. Er sprang aus dem Bette und umfaßte den Freund mit beiden Armen. „Wilhelm," rief er, „noch ist es Zeit. Weise meine Hand nicht wieder zurück; reiße dich los von deiner Umgebung, sei unmännlich, trage deiner Schwäche Rechnung, fliehe, was du nicht überwinden kannst, zerreiße die Verhältnisse, die du nicht lösen kannst. Stoße mich nicht von dir. Bei Gott, du bist an meiner Seite besser aufgehoben, als an der von Winter und Steinfelder. Willst du?"

Wenn ein Gefäß voll ist, genügt ein Tropfen, um es zum Überlaufen zu bringen. Pauls herzliche Worte lösten den Bann von Wilhelms Brust, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Wie in eines Priesters Ohr legte er in Pauls treue Seele die Beichte seiner Verirrungen, und wie in eines Priesters Hand legte er in Pauls Rechte das feste Gelöbnis, nicht selbst zu verderben, was er

einſt für ſich erträumt, und nicht ſelbſt zu zerſtören, was er einſt für ſich erhofft hatte. Als endlich die Natur ihre Rechte geltend machte und Wilhelm nach der Aufregung der letzten achtundvierzig Stunden in einen totenähnlichen Schlaf verfiel, packte Paul, der ſich nicht mehr zu Bett legte, den halbgefüllten Koffer wieder aus und legte die Bücher wieder an ihren Platz.

„Gottlob, daß es ſo gekommen iſt!“ dachte er.

Neuntes Kapitel.

Mit banger Sorge und tiefem Kummer hatte Paul die letzten Stadien in Wilhelms Entwickelung beobachtet. Früh gereift, wie er war, hatte er bald erkannt, daß der Freund sich auf einer abschüssigen Bahn bewegte, und hatte doch kein Mittel gefunden, ihn zurückzuhalten. Er fühlte, daß er im Begriffe war, auch den letzten Rest von Einfluß auf seinen unglücklichen Jugendfreund zu verlieren und er sah die Stunde voraus, in der der geistigen die räumliche Trennung folgen mußte. Dieser Gedanke wurde ihm dadurch noch unerträglicher, daß er wußte, welch einen tiefen und schmerzlichen Eindruck ihre Trennung im Jakobsburger Pastorate hervorbringen würde. So hatte er es denn lange seinem stolzen und eigentlich herrischen Sinn abgewonnen, Wilhelms Art und Weise schweigend zu ertragen und immer noch gehofft, es würde eine Änderung zum Guten eintreten. Erst die Ereignisse der letzten Tage hatten ihm klar gemacht, daß ein längeres Aufschieben seines Entschlusses unmöglich war.

In großer Aufregung hatte er am Tage des Duells Wilhelms Heimkehr erwartet. Aber Stunde auf

Stunde verging und er erſchien nicht. Paul war zu Winter gegangen, aber auch dort hatte man ihm keine Aufklärung geben können. War Wilhelm ein Unfall zugeſtoßen? Er ging zu Steinfelder, zu Ruben, ſie waren ſeit dem frühen Morgen nicht in ihrer Wohnung geweſen. Erſt am ſpäten Nachmittag traf er einen Bekannten, der ihm erzählte, daß er Wilhelm in Potsdam geſehen hatte, und ihm wenigſtens die Gewißheit gab, daß Wilhelm noch lebte.

Er lebte und hatte doch die alte Freundſchaft ſo völlig vergeſſen, daß er es nicht einmal für nötig hielt, Paul von dem Ausgange des Duells in Kenntnis zu ſetzen. Da traf denn Paul mit ſchwerem Herzen ſeine Dispoſitionen. Er mietete eine eigene Wohnung und war entſchloſſen, ſich am folgenden Morgen von Wilhelm zu trennen. Ohne Abſchied wollte er nicht gehen, „weil es ſich nicht ſchickt, wie ein Dieb die bisherige Wohnung zu verlaſſen," meinte er ſelbſt; in Wahrheit aber lebte in einem Winkel ſeines Herzens noch die Hoffnung, daß Wilhelm ihn zurückhalten würde. Aber auch der folgende Tag verging und Wilhelm ließ nichts von ſich hören. Er hatte den Stubengenoſſen offenbar ganz aufgegeben. So ſetzte ſich denn Paul mit ſchwerem Herzen an ſeinen Schreibtiſch, um die Bewohner des Paſtorats von ſeinem Entſchluß in Kenntnis zu ſetzen. Er ſuchte dabei die wahre Urſache ihrer Trennung möglichſt zu verdecken und ſie als die Folge eines Streites hinzuſtellen. Er mußte ſich aber ſagen, daß die Empfänger ſeines Briefes die Wahrheit doch erraten

würden, und er hatte noch kein Auge geſchloſſen, als er Wilhelm kommen hörte.

Wilhelms Beichte hatte ihn tief ergriffen. Mußte auch der ſchwankende Charakter des Freundes ſeiner feſten, männlichen Natur unverſtändlich, ja antipathiſch ſein, ſo konnte er ſich doch des Mitleides mit dem aus allen Fugen geratenen Freunde nicht erwehren. Er ſah eine edle und groß angelegte Natur im Begriff ſich zu zerſtören, weil ſie nicht Kraft genug beſaß, aus dem Temperament einen Charakter zu bilden.

Paul kam zu dem Reſultate, daß nur ein längerer Aufenthalt in der Stille des Landlebens, im Frieden eines frommen Familienlebens, die zerrütteten Nerven des Freundes wieder herſtellen, ihm den Frieden mit ſich ſelbſt wiedergeben könne. Er durfte aber auch nicht in die Heimat zurück. „Er muß behandelt werden wie ein Kranker," dachte Paul. „Er muß vor allem offen an den Vater ſchreiben und dann in tiefe Einſamkeit. Er hat den Kopf völlig verloren, aber er wird ihn wiederfinden und ein neues Leben beginnen."

Paul ging zur Wirtin und trug ihr auf, falls Winter oder Steinfelder oder Ruben kämen, zu ſagen, daß Wolfſchild nicht zu Hauſe ſei. Dann verbrannte er den Brief, den er nach Hauſe geſchrieben hatte, und ſetzte ſich an das Bett des Freundes. Er hatte für ihn all' die Liebe, die der Starke für den Schwachen empfindet, während er für ihn ſorgt, und zweifelte nicht daran, daß Wilhelm ſich ſeine Vormundſchaft willig gefallen laſſen würde.

Als Wilhelm um die Mittagsſtunde erwachte, teilte

Paul ihm mit, was er für ihn erdacht hatte, und er war sehr unzufrieden damit, daß Wilhelm alle seine Pläne durchkreuzte, indem er kategorisch erklärte, sein Duell zur Anzeige bringen zu wollen, und seine That dadurch zu sühnen, daß er sich der gesetzlichen Strafe unterwarf. Vergeblich stellte er ihm vor, daß er das ja auch auf andere Weise könne und daß er durch die Anzeige eine Reihe der schönsten Jugendjahre jeder ernstlichen Verwertung entziehen würde — Wilhelm blieb bei seinem Entschlusse.

„Glaube mir," sprach er, „die Einsamkeit der langen Festungshaft thut mir nicht nur not, sondern sie wird mir auch in jedem Sinne wohlthun. Sie wird mein Gewissen beruhigen, und ich werde in angestrengter Arbeit einholen, was ich bisher leichtsinnig versäumt habe. Auch wenn die Welt nichts von meinen Erlebnissen erfährt, kann ich nicht Theologe bleiben, denn das Amt des Herrn erfordert reine Hände, und meine sind blutbefleckt. Ich will noch heute an meine Eltern schreiben und ich hoffe, daß eben meine Offenheit ihnen die Hoffnung, daß meine Umkehr eine völlige sein wird, nicht als allzu sanguinisch erscheinen lassen wird. Ich will auch an Mathilde schreiben und ihr sagen, daß ihre Hand frei ist, daß ich ihrer nicht mehr wert bin. Glaube mir, Paul, ich darf nicht handeln, wie ein leichtsinniger Sohn, der seinem Vater, trotz dessen Bitten, nur die größten seiner Schulden nennt, und darum in kurzem doch wieder so weit ist, wie er vorher war. Ich muß alles bezahlen was ich schuldig bin, ehe ich ein neues Leben beginnen kann."

So ſprach er, und der Freund mußte ihm recht geben; ja, er war ſchließlich angenehm überraſcht durch Wilhelms ruhiges, verſtändiges Weſen.

„Ich habe auch dir viel unrecht gethan, lieber Paul,“ fuhr Wilhelm fort, indem er des Freundes Hand ergriff und herzlich drückte. „Vergib mir und vergiß. Denke, ich hätte eine ſchwere Krankheit gehabt, in der ich gegen meine freundlichen Pfleger tobte. Iſt mir doch ſelbſt zu Mute, als hätte ich während der letzten Zeit im Fieber gelegen und wäre eben erſt erwacht.“

Wilhelm fühlte ſich infolge der wilden Aufregung, in der er ſich während der letzten Tage befunden hatte, wirklich unwohl. Nachdem er ein wenig gegeſſen hatte, ſetzte er ſich aber doch an ſeinen Schreibtiſch, um nach Hauſe zu ſchreiben. Paul wollte unterdeſſen ausgehen, um die von ihm gemietete Wohnung wieder aufzugeben. Er hoffte bald zurück zu ſein und wollte dann den Freund zum Staatsanwalte begleiten. Ehe er fortging, ſchärfte er der Wirtin noch einmal ein, Wilhelm Winter gegenüber zu verleugnen und eilte dann die Treppe hinab. Wilhelm aber griff zur Feder. Ihm war bei der Wendung, die ſeine Geſchicke nahmen, ſtill und zufrieden zu Mute, und die Hoffnung, ſich wieder mit ſich ſelbſt ins Gleichgewicht bringen zu können, bewirkte, zuſammen mit dem Gefühle phyſiſcher Müdigkeit, daß ihn ein ruhiges, ja faſt behagliches Gefühl überkam.

Erſt als er anfing zu ſchreiben und die Worte nackt und deutlich auf dem Papiere ſtanden, wurde

ihm klar, welch eine Wirkung ſein Brief zu Hauſe hervorbringen mußte, und er dachte mit Schrecken, Angſt und Mitleid an die Seinen. Der ungeheuere Abſtand zwiſchen dem, was ſie zu Hauſe von ihm erwartet und erhofft hatten, und dem, was aus ihm geworden war, trat ihm vor die Seele, die Tilgung ſeiner Schulden erſchien ihm kaum noch möglich, und verſucheriſche Gedanken ſtiegen in ihm auf, die beſſeren Regungen trübend und verwirrend. War nicht doch am Ende ſchon alles verloren? Oder war am Ende noch gar nichts verloren? Aber er wollte dieſen verſucheriſchen Stimmen nicht Gehör geben. Er ſchrieb und verſetzte ſich, indem er ſchrieb, auch unwillkürlich auf den Standpunkt des väterlichen Hauſes. Allmählich wurde ſein Herz warm. In demütigen Worten ſprach er das Bekenntnis des verlorenen Sohnes aus, der umkehren will von dem Irrwege, auf dem er gewandelt.

Da fühlte er, wie eine Hand ſich leicht auf ſeine Schulter legte. Er fuhr zuſammen, wandte ſich um und ſah — Helene. Sie war dunkel gekleidet und trug einen dichten Schleier. Sie war ſehr bleich und ihr Geſicht trug den Ausdruck von Furcht. „Wilhelm,“ ſprach ſie leiſe und leidenſchaftlich, indem ſie ſeinen Arm ergriff, „Wilhelm, was haſt du aus mir gemacht! Hilf mir,“ bat ſie mit zitternder Stimme unter hervorbrechenden Thränen, „ſchütze mich vor mir ſelbſt. Ich bin zu dir gekommen, damit du mich retteſt. Rette mich, rette mich! Mein Gewiſſen läßt mir keine Ruhe, meine Schande verfolgt mich,

von überall her grinſt mich die Verzweiflung an. Du haſt dieſe Bilder hervorgerufen, banne ſie auch. Du haſt mir den letzten Frieden genommen, der noch in meiner friedloſen Bruſt wohnte, du haſt mir das bißchen Glück geſtohlen, das ich auf meinem einſamen, verlaſſenen Pfade gefunden hatte. Wilhelm, hilf mir, ich verderbe!“

Sie ſank vor ihm in die Knie und reckte die gefaltenen Hände flehend gegen ihn empor. Der Hut war ihr vom Kopfe gefallen und weit fortgerollt, ihre Locken fielen wirr herab auf ihre Schultern; ſie war in ihrer Verzweiflung wunderbar ſchön.

„Wilhelm, gib mir meine Ehre wieder. Meine und meines Mannes Ehre! Du haſt nicht nur genommen, was mein war, du haſt auch das mir anvertraute Gut geraubt! Wilhelm! was ſoll ich ihm ſagen, wenn er zurückkommt? Schütze mich, rette mich vor mir ſelbſt. Mein Geiſt iſt wider ſich ſelbſt in Waffen. Hilf, hilf, ich verderbe!“

Wäre Helene vor ihn hingetreten mit dem dunkeln Blicke der Begierde oder mit dem frivolen Lächeln des Leichtſinns, ſo hätte Wilhelm die Verſucherin weit von ſich gewieſen. Aber ſie kam als Flehende. Sie wandte ſich hilfeſuchend, verzweifelnd an ihn, ſie kam friedlos bei ihm den Frieden zu ſuchen, den er ihr geraubt hatte. Sein weiches, leicht erregbares Herz lohte hoch auf: „So fahr' denn hin, Glück, Friede und Ehre!“ rief er, indem er aufſprang, Helene mit beiden Armen umfaßte, ſie aufrichtete und zum Sopha führte. Dort ſchwur er ihr, daß er ſie über alles

liebe und ſeiner Seelen Seligkeit nicht achten wolle um ſie; daß er ſie nie, nie verlaſſen würde.

Als Paul zurückkehrte, fand er Wilhelm nicht mehr vor. Er ſei ausgegangen, ſagte die Wirtin. Wohin konnte er gegangen ſein? Da fiel Pauls Blick auf einen Handſchuh, der neben Wilhelms Schreibtiſche lag. Er hob ihn auf und betrachtete ihn, erſt verwundert, dann erſchreckt. Es war ein Damenhandſchuh. Die Hand, die er bedeckt hatte, mußte ſehr lang und ſchmal geweſen ſein, und Helenens Hand war lang und ſchmal. Paul eilte wieder zu der Wirtin. „War eine Dame hier?“ fragte er.

„Ja,“ ſagte die Frau, indem ſie zweideutig lächelte. „Eine ſchöne junge Dame. Wie ſie ausſah, kann ich Ihnen nicht ſagen, denn ſie war dicht verſchleiert, aber daß ſie jung und ſchön und aus guter Familie war, ſah ich ihr an. Nein, das war keine von den Mamſells. Es iſt ſchön, daß die Herren doch auch einmal Damenbeſuch bekommen. Sie leben ja auch gar nicht wie junge Leute.“

„Schweigen Sie,“ rief Paul zornig. „War das Weib lange hier?“

„Eine gute Stunde etwa.“

Am Abend erhielt Paul dieſe Zeilen von Wilhelms Hand:

„Lebe wohl! Ich ziehe zu Winter.

Wilhelm.“

Am folgenden Tage verkündete ein Zettel über der Hausthür, daß eine Treppe hoch zwei möblierte Zimmer zu vermieten ſeien.

Zehntes Kapitel.

Mathilde war damit beſchäftigt, ihre Blumen zu begießen, als ihr Vater in ihr Zimmer trat und ihr den Vorſchlag machte, mit ihm ins Paſtorat zu reiten. „Müſſen den Alten zur Jagd einladen," ſagte er. „Ich bin ohnehin lange nicht dageweſen. Wenn du mit willſt, ſo komm' herunter!"

Mathilde hatte ſich in den letzten vier Jahren wenig verändert. Die Pläne des Barons waren, wie er übrigens ſchon ſelbſt angenommen hatte, ſamt und ſonders kläglich geſcheitert. Vergeblich hatte er, ſehr gegen ſeine Neigung, ein paar Winter in Fluſſau verlebt und die Tochter alle Bälle mitmachen laſſen, die vom Adel veranſtaltet wurden; vergeblich hatte er ſelbſt Haus gemacht und allerlei Jünglinge und Männer in Frack und Uniform eingeladen, — es wollte alles nichts verfangen. Mathilde hatte ſich köſtlich amüſiert, hatte jedes Vergnügen, das ſich auf ihren Wegen fand, mitgenommen und gelacht und geſcherzt nach Herzensluſt; das war aber auch alles.

Als der dritte Winter herankam und Herr von Langerwald, heimlich ſeufzend, wieder ſeine Vor-

kehrungen traf, um mit Sack und Pack in die verhaßte Stadt überzusiedeln, setzte sich die Tochter eines Tages nach dem Abendessen neben ihm auf das kleine Sofa am Kamin, ergriff seine Hände, sah ihm treuherzig ins Gesicht und sagte mit lächelnden Augen (wie liebte der Alte diese Augen) und lächelndem Munde (sie hatte eine gar zu liebliche Art zu lächeln): „Warum willst du eigentlich wieder in das langweilige Nest?"

„Gott straf' mich," rief der Alte, der in diesem Augenblicke womöglich noch mehr in seine Tochter verliebt war, als gewöhnlich. „Du sollst dich ja da verlieben, Mathildchen!"

Sein halb melancholisches, halb schalkhaftes Gesicht, und der Ton seiner Stimme waren so komisch, daß Mathilde in ein schallendes Gelächter ausbrach. Dann fuhr sie, sich dicht an ihn schmiegend und ihren Kopf auf seine Schulter legend, fort: „Väterchen, du machst dir doch wirklich unnütze Mühe. Ich weiß ja, daß du dich dort ganz gräulich langweilst, und Mama geht es nicht besser."

„Was," unterbrach sie der Vater, „hat Mama das gesagt?"

„Durchaus nicht," beruhigte sie ihn, im Gegenteil, aber ich sehe es ihr an, daß sie auch lieber in Götzenhof bliebe. Und was mich betrifft, so werde ich mich in der Stadt gewiß nicht verlieben. Wahrhaftig nicht!"

„Aber warum denn nicht, Kind? Warum nicht?"

„Wie unklug ihr Männer seid, Papa! Wie sollte

ich mich wohl in jemand verlieben, wenn in dem Geſichte, mit dem du mir den Heiratskandidaten vorſtellteſt, deutlich zu leſen ſtand: ‚Bitte, verlieb' dich, mein Kind. Es iſt zwar, Gott ſtraf' mich, ein dummes, nichtsnutziges Subjekt, aber — verlieb dich doch!'"

Der Alte lachte, küßte die Tochter auf die Stirn und lachte wieder. „Blitzmädel!" murmelte er, „hat den Satan im Leibe, wahrhaftig, den Gottſeibeiuns!"

„Siehſt du, Väterchen!" fuhr Mathilde fort, „ich will dir ſagen, wie du es hätteſt machen ſollen. Du hätteſt mir den Herrn von Berken zum Beiſpiel zuführen ſollen und mir nachher ſagen: ‚Gott ſtraf' mich, Mathilde, den nimmſt du auf keinen Fall; wenn du es mit dem hältſt, haſt du es mit mir zu thun.' Dann wäre er mir gefährlich geworden. Es iſt aber unmöglich, ſich zu verlieben, mit dem Bewußtſein, daß aller Augen auf uns gerichtet ſind und es von uns erwarten." Mathilde lachte luſtig.

„Ach geh! Du biſt ein ſchlechtes Kind und haſt deinen eigenen Vater zum Beſten. Das hätte ja auch nichts geholfen. Ich habe ja ſelbſt daran gedacht, aber auf den Sprenkel wäreſt du nicht gegangen, meine Nachtigall. Aber nun ſage mir, Mädchen: konveniert dir der Herr von Berken nicht? Er iſt doch jung, hübſch, klug, gebildet, ein guter Reiter, Tänzer und Schütze, ein Edelmann in des Wortes beſter Bedeutung, die Familie gehört zu den beſten, älteſten des Landes, es gibt keinen verarmten Zweig,

alle ſind gemachte Leute, er ſelbſt iſt Inhaber zweier großer Majorate.“

„Du preiſeſt ihn ja an, wie ein Bäcker ſeinen Pfannkuchenmann, Papa.“

„Nun, iſt er denn nicht auch anpreiſenswert? Iſt er nicht ein Mann, wie ſich ihn nur ein Mädchen in der Johannisnacht mit dem Kreuzwegskranz unter dem Kopfkiſſen träumen kann? Der reine Dullan, Dollen, oder wie der verwünſchte Backfiſchprinz ſonſt heißt.“

„Dunallan, Papa!“

„Meinetwegen Dunallan! Alſo was mißfällt dir an dieſem Dunallan?“

„Er iſt mir zu fein, Papa!“

„Gott ſtraf' mich — zu fein? Willſt du denn einen Rieſen heiraten, Mädchen, einen Goliath?“

„Ich meine nicht körperlich, Papa. Du biſt auch fein und zierlich gebaut, aber ſiehſt du, du kannſt ſo prächtig grob werden, Väterchen! Es thut einem ordentlich wohl!“

„Gott ſtraf' mich! Alſo, daß ich mitunter grob bin, gefällt dir?“

„Ja! Siehſt du, mein Mann könnte körperlich ſo fein und zierlich ſein, als ob ihn ein Nürnberger aus einer Erbſe geſchnitzt hätte, aber innerlich muß er ſo groß ſein, daß ich ſeines Hauptes Scheitel nicht ſehen kann und wenn ich mich auf die Fußſpitzen ſtelle. Und dann muß er einmal tüchtig zufahren können, daß ich zuſammenfahre und Furcht vor ihm habe.“

„Dummes Zeug,“ brummte der Baron, „du — Furcht haben?“

„Nicht eigentlich Furcht, aber ſiehſt du — ich will's mit den Worten aus dem Märchen ſagen — ‚er müßte mich gruſeln machen können'. Wenn du zum Beiſpiel ſo recht böſe biſt, da weiß man, du ſetzeſt deine Sache durch, ob ſie biegt oder bricht, und das iſt ſo ſchön. Der Herr von Berken iſt gewiß nie ſo."

„Hm! könnteſt Recht haben. Aber wo haſt du's denn dem Wilhelm angeſehen, daß er ſo iſt, wie du deinen Mann haben willſt?"

„Das ſieht man ihm gleich an, Papa."

„Hm! Iſt aber Felix nicht auch ſo?"

„Ja und nein, Papa. Felix iſt mir zu ruhig, zu langſam, zu poſitiv."

„Iſt ja auch nicht mehr 20 Jahre alt, mein Kind."

„Eben darum, Papa."

„Glaubſt du denn, daß Wilhelm ſein Leben lang ein Knabe bleiben wird, der für die Freiheit, den Mond und die Geliebte ſchwärmt?"

„Ja, Papa! Jung wird er immer bleiben. Jung, friſch, lebhaft, von allem Guten, für alles Gutes begeiſtert. Ja, Papa: für die Freiheit, den Mond und die Geliebte. Ja, lache nur, ja, für alle drei. Immer. Auch wenn er 80 Jahre alt iſt, wird er für alle drei ſchwärmen.

„Nun, bitte Felix. Vielleicht wird er auch ſchwärmen."

Mathilde lachte auf. „Das müßte köſtlich ſein, Papa."

„Warum? Was wäre da lächerlich? Frag' ihn einmal nach ſeiner Diana. Da wirſt du ſehen, wie er ſchwärmen kann."

Mathilde lachte noch luſtiger. „Diana iſt weder die Freiheit, noch der Mond, noch die Geliebte!"

„Aber dafür ein vortrefflicher Hühnerhund, und das will, meines Erachtens, mehr ſagen."

„Pfui! ſchäme dich, Papa!"

„Gott ſtraf' mich! Warum ſoll ich mich ſchämen?"

„So proſaiſch zu ſprechen."

„Herzenskind! im Grunde denkſt du wie ich. Du ſchwärmſt auch nicht, weil's deine Natur ſo will, ſondern weil du's andere Mädchen haſt thun ſehen, und denkſt: ‚Wo die eine Schweſter Gans hinfliegt, flieg' ich nach.'"

„Deine Schuld, Papa! Wozu bringſt du dein Kind unter die Gänſe? Unter den Gänſen muß man ſchnattern."

„Und du willſt wirklich nicht in die Stadt?"

„Ganz und gar nicht, Papa!"

„Dann bleiben wir hier."

Mathilde brach in ein Jubelgeſchrei aus und bedeckte des Vaters Mund mit Küſſen. Dann eilte ſie zur Mutter und verkündete ihr die Freudenbotſchaft.

Frau von Langerwald warf einen glücklichen Blick auf den ihr gegenüber ſitzenden Doktor, während ihre Hand leiſe über das Haar der vor ihr knieenden Tochter ſtrich, und er erwiederte ihn mit einem ſüßſauren Lächeln, denn er hatte ſich eigentlich ſeit Monaten auf die Ferien gefreut, die durch den Umzug

der Familie entstanden und ihn von seiner monotonen Pflicht, die alternde Freundin ein paar Stunden täglich zu unterhalten, befreiten. Er ließ sich aber nichts merken. So zogen sie denn nicht mehr in die Stadt, und die Jahre vergingen auch so schnell. Die Zeit ist nie so flüchtig, als wenn ein Tag dem andern gleicht. Die Langerwalds lebten nicht sehr gesellig, denn die Kränklichkeit der Frau vom Hause und das Siechenlager des einzigen Sohnes verhinderten einen allzu ausgebreiteten Verkehr ebenso wie die Prozeßwut und die Streitlust des Barons, der sich an niemand lieber rieb, als an den Nachbarn.

Mathilde war erst in der letzten Zeit unruhig geworden. Verschwieg ihr auch die Freundin ihre Besorgnisse um den Bruder, und hatte sie selbst auch bisher immer darüber gelacht, wenn sie es Gretchen anmerkte, daß ihr seine Briefe mißfielen, so war es doch auch ihr zuletzt nicht mehr entgangen, daß in Berlin nicht alles in Ordnung war. Wilhelms Briefe, die Gretchen ihr immer gab, fingen an auch ihr unheimlich zu werden. Es sprach ein schneidiger, unerquicklicher Witz aus ihnen, und es verletzte sie, daß sie fast nichts als Tadel und Spott enthielten, daß die alte Begeisterung und Schwärmerei ganz in ihnen fehlte. Wäre in diesen Briefen auch von ihr die Rede gewesen, so hätte sie wohl noch mehr Grund zu Unruhe gehabt; das war aber auf Gretchens ausdrückliches und energisches Verlangen nie der Fall gewesen. Jetzt sollte Paul zurückkehren, während Wilhelm noch fortblieb. Unruhig erwartete sie Pauls Ankunft,

hoffte ſie doch durch ihn zu erfahren, weshalb ſich die Freunde getrennt hatten und wann Wilhelm zurückkehren würde. Warum blieb er ſo lange fort? War er leichtſinnig geweſen? Hatte er wenig gearbeitet oder Schulden gemacht? Das war kein großes Unglück.

Mathilde wurde von einer unbeſtimmten Sorge gepeinigt, die ihr um ſo läſtiger fiel, da ſie bisher keinen Kummer gekannt hatte. Dazu herrſchte auch im Hauſe eine bange, erwartungsvolle Stimmung. Des kleinen Emils Tage neigten ſich ihrem Ende zu, alle Ärzte, die man konſultiert hatte, ſtimmten darin überein, daß er dieſen Herbſt ſchwerlich überleben würde.

Der ſchönſte Herbſttag empfing Mathilde, als ſie im Reitkleide auf die Freitreppe hinaustrat, vor der ihr Schimmel unruhig den Boden ſtampfte und, als er die Herrin gewahr wurde, ein fröhliches Gewieher hören ließ. Der rechte, echte deutſche Herbſt kommt nicht mehr bis zu uns, und ſein ſtellvertretender baltiſcher Bruder iſt für gewöhnlich ein ſchläfriger, verdrießlicher Geſell; aber auch er hat ſeine frohen Stunden, und dann lebt ein Jedes auf, jung und alt, arm und reich. In den Wäldern ertönt das Jagdhorn, die Meute bellt und die Büchſe knallt; auf den Feldern entfaltet ſich ein reges Leben, alles ſchafft froh und fleißig, um die Ernte einzubringen; überall erheben ſich Mieten, und auf der Landſtraße, die den ganzen Sommer über verſtaubt und vereinſamt dalag, fährt wohl ſchon das eine oder andere Bäuerlein zur Stadt, um den Städtern das „friſche Brot“ zu bringen. Der Maſchiniſt auf den großen Höfen

betrachtet nachdenklich seine Maschinen; der Kleetenwagger klettert in der halbdunklen Kleete und auf Scheunen und Böden umher, und der Müller sitzt rittlings auf einem Balken, treibt hier und da einen Nagel ein und schmunzelt wohlgefällig. — In allen Bauernhöfen aber geht die Wirtin mit sich zu Rate, ob bei der Flachstalke oder bei der Tochter Hochzeit das Fleisch der Kuh reichen wird, oder ob das Fest noch einem Paar ihrer grunzenden Lieblinge das Leben kosten muß.

Wie schön und klar ist an solchen Herbsttagen die Luft. Fast eine Stunde weit hört man Werktags den Schuß, Sonntags das Läuten der Kirchenglocken. Silberfäden ziehen über die Felder hin oder hängen noch an den Stoppeln. Frei schaut der Blick über die weite Ebene, an den Gesinden, den Edelhöfen, den Birkenwäldchen hin, bis am fernen Horizont die blauen Linien des Waldes das Bild, Sehnsucht erweckend, abschließen. Während Mathilde neben dem Vater ritt, suchte und fand ihr Falkenauge die fernen Flussauer Thürme.

„Wie die Leute es im Gebirge aushalten können, Papa!" unterbrach sie das Schweigen.

„Gott straf mich! Warum sollen sie es da nicht aushalten können?" „Da gibt es Gemsen und Steinböcke."

„Ich meine, Papa, es müsse uns den Hals zuschnüren und die Brust beschweren, wenn wir nicht so weit sehen können, wie unser Auge reicht, wenn das

Heimatsthal eine Welt für ſich bildet, aus dem wir nicht ohne Mühe hinauskommen."

„Sage das nicht. Das hat ſein Gutes. Die Bergbewohner hängen dafür um ſo feſter an ihrer Heimat."

„Glaubſt du, Papa, daß wir Kurländer z. B. nicht an der Heimat hängen?"

„Wenig, Kind! Der Adel noch am meiſten, die anderen Landsleute aber beweiſen nur zu wenig Anhänglichkeit an ſie."

„Warum glaubſt du das?"

„Weil ſie im Handumdrehen bereit ſind, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, um nach Rußland und Polen zu gehen."

„Aber, Papa, ſie erfüllen doch dort eine kulturhiſtoriſche Miſſion."

„Gott ſtraf mich! Wo haſt du die Redensart her, Mädchen? Nicht die kulturhiſtoriſche Miſſion treibt ſie, ſondern Faulheit und Habſucht. Sie verlaſſen ihre Heimat, weil ſich's dort leichter verdienen läßt, und ziehen für baares Geld den deutſchen Rock aus und Kaftan oder Pekeſche an."

„Wo ſollte aber der Überſchuß der Bevölkerung bleiben, wenn er nicht auswanderte?"

„Gott ſtraf mich! Du ſprichſt ja wie ein Profeſſor der Nationalökonomie. Was iſt denn das für ein Überſchuß? So lange wir noch keine Chauſſee bauen, keine Maſchine aufſtellen und keine Wieſe berieſeln können, ohne Ausländer herbeizurufen, kann da von Überſchuß die Rede ſein? Gott ſtraf mich!

Woran haben wir Überschuß? An Ärzten allenfalls und Apothekern, an Juristen und Schreibern. Woher kommt das? Weil alles, was nicht Edelmann ist, seinen Jungen durchaus studieren lassen muß, weil die Litteraten sich von den Bürgern abgesondert haben und infolgedessen von ihrer Intelligenz den Bürgern nichts zu gute kommt. Bei größerem Gewerbefleiße, größerer Unternehmungslust und mehr praktischen Kenntnissen könnte unser Ländchen eine viermal so große Bevölkerung ernähren, und es brauchte noch kein kurisches Kind sein Brot in der Fremde zu essen. Habe oft mit Reinhart darüber gestritten. Der sagt dir auf den Kopf zu, es wanderte überhaupt niemand aus, und schwört Stein und Bein, dem wäre so. So ein knorriger, am Boden, der ihn erzeugt hat, hangender Geselle wie er, kann sich's nun einmal nicht denken, und du jagst eher ein Schrotkorn in einen Granitblock, als einen Gedanken in seinen Schädel, wenn er ihn nicht hineinlassen will."

„Papa! Glich der Alte, als er noch jung war, dem Sohne?"

„Äußerlich, ja. Ob sie sich geistig gleichen, weiß ich nicht; ich kenne den Sohn nur wenig, er scheint mir aber aus weicherem Holz geschnitzt und lebhafter zu sein. Aber da wir einmal von dem Sohne sprechen: der muß ja wohl bald zurückkehren?"

„Ich meine, ja!"

„Und dann geht die Kandidatenkomödie an?"

„Was willst du damit sagen?"

„Gott straf mich! Was ich damit sagen will?

Ich will damit ſagen, daß er dann den Kandidaten wird ſpielen wollen."

„Warum denn ſpielen?"

„Nun, weil ihr dann vermutlich doch werdet heiraten wollen?"

Mathilde errötete und ſchwieg.

„Oder glaubſt du, daß ihm die Luſt dazu vergangen iſt?"

„Nein, Papa!"

„Höre, Mathildchen, da wir nun einmal davon ſprechen, ſo will ich dir auch gleich meine Pläne mitteilen. Du weißt, daß mir die ganze Geſchichte nicht nach dem Sinn iſt und daß ich dich lieber anders verheiratet geſehen hätte. Aber nun, — man muß ſich fügen, ſagte der Fuchs, als man ihm den Balg abzog. Ich will dir alſo gleich mitteilen, daß ich euch vorläufig Sternhof abtreten will. Da mögt ihr dann wohnen, bis ich einmal ſterbe und ihr mehr bekommt. Biſt du es zufrieden?"

Mathilde beugte ſich ſo heftig nach ihm hinüber, um ihn zu küſſen, daß ihr Pferd es übel nahm und ſie durch ein paar Sprünge faſt abgeſtreift hätte. Sie brachte es mit Zügel und Peitſche zur Ruhe und kehrte an die Seite des Vaters zurück.

Der Baron ſah ihr zufrieden ins Geſicht und bemerkte, daß Freudenthränen ihre Augen füllten.

„Gott ſtraf mich! Ich weiß nicht, zu welcher Thorheit du mich nicht überreden könnteſt, mein Herz. Aber eine Bedingung: Sorge dafür, daß der Junge ſich nicht ziert und ſich nicht lange bitten läßt, den

Talar an den Nagel und die Sporen an die Stiefel zu hängen. Mir ſind ſolche Scenen äußerſt fatal, und wenn er kein Kalbskopf iſt, muß er die Notwendigkeit des Schrittes ſelbſt einſehen.“

„Dann wird er's einſehen, Papa!“

„Ich will's hoffen und glauben. Wie ich's ohne dich aushalten werde, weiß ich freilich nicht. Siehſt du,“ fuhr er plötzlich zornig auf, indem er ſein Pferd zu mißhandeln begann, und, das Tier zurückhaltend, faſt jedes Wort mit einem Gertenſchlage begleitete, „ſiehſt du, wie deine Mama iſt! Hat das Weib je etwas Vernünftiges gethan? Jemals, ſeit ſie auf der Welt iſt? Konnteſt du, Gott ſtraf mich! nicht ein Junge ſein, und der arme Zicatapfel von Knabe ein Mädchen?“

Mathilde verwandte ſich mitleidig für das Pferd, und er hörte auf, es zu ſchlagen. Sie verwandte ſich auch mitleidig für ihre Mutter, aber diesmal vergeblich. Der Baron trug einen tiefen Haß gegen dieſes ſanfte, ſtille Geſchöpf in der Bruſt, und er hielt ihn um ſo feſter, je unberechtigter er war.

„Dieſe Frau verachtet mich!“ ſagte er grimmig. „Kein Menſch auf der Welt enthält mir ſeine Achtung vor, obgleich mich, Gottlob, recht viele nicht leiden können, aber dieſe Frau wagt es, mich zu verachten. Unterbrich mich nicht. Ich weiß es, Gott ſtraf mich! ſie verachtet mich. Sie ſagt es nie, aber innerlich verachtet ſie mich. Ich bin in ihren Augen ein roher Bauer. Weil ich nichts leſe, weil ich nicht in die Kirche gehe, darum verachtet ſie mich.“

„Aber, Papa, das glaubſt du ja ſelbſt nicht.“

„Gott ſtraf mich! Warum ſoll ich es nicht glauben? Sie zeigt es mir ja bei jeder Gelegenheit, ich leſe es aus jedem Blicke. Wenn ſie den linken Mundwinkel und den linken Naſenflügel ſo in die Höhe zieht, Gott ſtraf mich! es macht mich wütend. Wenn ich dich je die Fratze machen ſähe, wahrhaftig, ich würde aufhören, dich zu lieben. Neulich komme ich an Emils Bett und der Junge bittet mich, ihm die Medizin zu reichen. ‚Einen Löffel voll bekomme ich,‘ ſagt er. Nun, ich bin auch ein paarmal krank geweſen, und wenn mir ein Löffel voll verordnet war, nahm ich fünf ein, denn wer weiß, auf was für hyſteriſche Perſonen ‚der da‘ ſeine Doſen berechnet, und ich bin immer geſund geworden. Denke alſo: ‚das iſt doch mein Kind‘ und gebe ihm zwei Löffel. Kaum hat der Junge ſie im Leibe, ſo verdreht er auch ſchon die Augen und wird leichenblaß. Iſalie kommt herein und ſieht das Kind an. ‚Um Gottes Willen,‘ ruft ſie, ‚was haſt du mit dem Kinde gemacht?‘ und ſchlägt die Hände überm Kopfe zuſammen. Ich erzähle ihr alſo, wie alles zugegangen iſt und wie es ſich verhält. Siehſt du — ſie hätte doch zornig werden können, oder ſo was. — Nein. Nicht ein Sterbenswörtchen ſagt ſie. Sie macht mir nur die verwünſchte Grimaſſe mit dem linken Naſenflügel und wendet ſich ab.“

Sie ritten jetzt durch Jakobsburg und ſchlugen den Weg nach dem Paſtorate ein.

„Du wirſt oft bei uns in Sternhof ſein!“ ſagte Mathilde.

„Fällt mir nicht ein. Was ſoll ich bei euch? Zuſehen, wie du einen andern mehr liebſt als mich?"

„Mehr liebe ich ihn gar nicht, Papa. Ich liebe euch beide gleich, ich liebe euch nur verſchieden."

„Lüg' nicht, Kind. Wenn wir beide, der Wilhelm und ich, gleichzeitig durchs Eis brächen, du würfeſt ihm das Seil zu und ließeſt mich ertrinken."

„Nein, Papa, wenn ich in dieſen Fall käme, ſo ertränke ich mit euch."

Der Baron lachte. „Hätteſt Hoffräulein werden ſollen, haſt immer eine Antwort bei der Hand. Aber ſiehe einmal, geht da nicht Gretchen?"

Es war in der That Gretchen, die, aus Jakobsburg kommend, eben von der Landſtraße ab in den Park einbog.

„Papa, nimm mein Pferd mit und laß mich hier abſteigen. Ich hole Gretchen ein und komme dann mit ihr zuſammen ins Haus."

Sie warf den Zügel dem Vater zu, glitt raſch vom Pferde und eilte, die Schleppe ihres Reitkleides über den linken Arm werfend, der Freundin nach.

Der Baron ritt, Mathildens Pferd am Zügel führend, in den Hof des Paſtorates.

Elftes Kapitel.

„Wie geht's, Reinhard?“ rief der Baron dem Paſtor zu, als er in deſſen Zimmer trat. „Aber du biſt ja reiſefertig,“ fuhr er fort, „willſt du ausfahren?“

„Ja, Reinecke,“ erwiderte der Paſtor ungewöhnlich ernſt, indem er dem Freunde die Hand reichte, „und es freut mich, daß du kommſt, denn ich wollte eben zu dir, um dich abzuholen. Du mußt mich begleiten.“

„Ich? Gott ſtraf mich! Wohin? Und warum machſt du ein Geſicht, als ob der Roſt in deinem Weizen wäre oder die Nonne in deinem Walde?“

„Habe leider allen Grund, ein ernſtes Geſicht zu machen. Mir iſt traurig zu Mute. Roſſel hat ſeine Inſolvenz angezeigt!“

Dem Baron ſchoß das Blut ins Geſicht, aber er faßte ſich ſchnell und ſagte ſo ruhig, wie er irgend konnte:

„Kein Wunder! Wir haben es lange genug vorausgeſehen!“

„Das haben wir, aber damit ist ihm nicht geholfen, und ich meine, wir sind nicht von dem Schlage, der — wenn der Freund trotz aller Warnungen aufs Eis ging, ausglitt, fiel und ein Bein brach — der, sage ich, dann dabei steht, die Hände in den Taschen, ihm nicht aufhilft und nur noch Galle in seinen Wermut gießt mit den Worten: ‚Habe ich es dir nicht vorausgesagt?‘“

„Wer ließ ihn auch so toll darauf loswirtschaften! Mäßig veranschlagt, hat er seine runden dreimalhunderttausend Thaler in Oseltepillen hineingesteckt, und wenn sein Sohn es einmal übernimmt, so braucht er mindestens ein Sechstel der Summe, um die Meliorationen wieder fortzuschaffen.“

„Sehr wahr, Reinecke, aber das hilft ihm alles nichts.“

„Glatteis ist Glatteis. Wagten wir uns darauf, wir könnten darüber selbst zu Falle kommen. Rossel — Fuchsberg, wollte ich sagen, ist ein Faß ohne Boden.“

„Du thust ihm unrecht. Er hat viele Thorheiten begangen und guten Rat leichtsinnig zurückgewiesen; aber er hat es gethan, weil er es besser zu wissen glaubte. Ein Verschwender aber, ein Faß ohne Boden, ist er ebenso wenig, wie du und ich.“

„So! Und wo hat er denn das Vermögen seiner Frau gelassen?“

„Als er es in die Hände bekam, waren ihm die Augen noch nicht aufgegangen und er glaubte, daß er es so am besten anlegte.“

„Wie kann ein Mann, der mit Meſſer und Gabel zu eſſen verſteht und ſich ſeine Weſte ſelbſt zuknöpfen kann, glauben, daß er das Geld ſeiner Frau gut anlegt, wenn er es in ein Majorat ſteckt, oder richtiger, wenn er es mit vollen Händen zum Fenſter hinauswirft!“

„Wie dem auch ſei, Reinecke, Roſſel meinte es brav und ehrlich, das weißt du ſo gut wie ich. Es iſt auch nicht deine Überzeugung, die aus dir ſpricht, ſondern dein verwünſchter Widerſpruchsgeiſt.“

„Gott ſtraf mich! So! meinſt du? Nun, ich will davon aufhören. Habe ich doch — ſo wie ſo — nichts mit ihm zu thun.“

„Wie?“ ſagte der Paſtor unwillig; „wie? Du haſt nichts mit ihm zu thun? Ich denke, kein Menſch hat jetzt mehr mit ihm zu thun, als wir beide.“

„Das denke ich durchaus nicht.“

„Alſo du willſt ihn jetzt in ſeiner Not verlaſſen?“

„Ich will ihn nicht jetzt in ſeiner Not verlaſſen, ich habe ihn verlaſſen, als es ihm noch gut ging, wenn ich auch wußte, daß die Not ſchon hinter ſeiner Thür lauerte.“

„Und du willſt dich auch jetzt nicht mit ihm verſöhnen?“

„Nein!“

„Weil er dir einen Hund erſchoſſen hat?“

„Weil er meinen treuen Gefährten gemordet hat, gemordet hat auf meinem eigenen Hofe. Gott ſtraf mich! vor meinem Hauſe!“

„Und du willst dem Freunde deiner Jugend und deiner Mannesjahre auch jetzt nicht die Hand zur Versöhnung reichen, wo er verarmt und von aller Welt verlassen ist, wo der große und kleine Pöbel schadenfroh über den arm gewordenen Reichen spottet? Willst es nicht thun, weil er dir im Ärger und Jähzorn deinen Neufundländer erschossen hat?“

Der Baron stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden.

„Gott straf mich! Nein, ich will nicht!“

Der Pastor kreuzte die Arme über die mächtige Brust, als ob er das, was in ihm kochte und siedete, gewaltsam niederhalten wollte.

„Glaubst du, Reinecke,“ sagte er sehr langsam, „daß du nie etwas gethan hast, was unrecht war?“

„Ich habe oft anders gehandelt, als ich sollte, aber ich habe nie verlangt, daß man's mir verzieh, ehe und bevor ich mein Unrecht bekannte.“

„Das verlangt auch Rossel nicht von dir.“

„Wer denn aber?“

„Dein Herr und Gott!“

„Der bekümmert sich viel um Fuchsbergs und meine Händel.“

„Ich sage dir, daß der, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, sich um eueren Handel soviel kümmert, wie um die Streitigkeiten der Großmächte.“

„Und was verlangt er von mir?“

„Er verlangt von dir, daß du eueren Zwiſt jetzt vergißt, daß du jetzt beweiſt, daß Chriſten und Leute von Ehre keine Freundſchaft ſchließen, um zuſammen Portwein zu trinken und Haſen zu ſchießen; daß Chriſten und Leute von Ehre ſich wohl von Freunden losſagen können für eine Zeit, bis ſich die Galle in ihnen verteilt hat, aber daß ſie am Platze ſind, ſobald der erſte Feuerruf ihr Ohr erreicht, ein jeder mit dem, was er hat, der eine mit der Feuerſpritze, der andere mit einem Eimer. Er verlangt von dir, daß du jetzt mit mir fährſt, zu Roſſel kommſt und ſprichſt: ‚Ich habe dir unrecht gethan, Bruderherz! Vergiß und vergib! Nun ſtütze dich auf meine Schulter und auf die unſeres gemeinſamen Freundes und ſei nicht rückſichtsvoll und blöde, das iſt jetzt nicht am Platze, ſondern ſtütze dich ſo ſtark, wie du es brauchſt und ſo lange, wie du es nötig haſt; denn Gott der Herr gab uns ein paar ſtarke Schultern! — Das verlangt Gott von dir, Reinecke!“

„Gott ſtraf mich! Ich ſoll ihn noch um Verzeihung bitten?“

„Das iſt noch nicht alles. Er verlangt auch noch von dir, daß du, wenn er dich zurückweiſt und will dir nicht verzeihen, noch einmal zu ihm kommſt und noch einmal bitteſt und immer wieder, bis er deine Hilfe annimmt.“

„Gott ſtraf mich! Du biſt toll, Reinhard! Ich ſoll ihn um Verzeihung bitten? Und wenn er mir nicht verzeiht, ſoll ich ihn noch einmal um Verzeihung bitten?“

„Das ſollſt du. Und du ſollſt in deinem Herzen ſprechen: ‚Mein Freund iſt ſtolz! Da er meine Freundſchaft entbehren konnte im Glück, ſchämt er ſich, ſie anzunehmen im Unglück.‘“

„Und wenn ich das nicht thue? Wenn ich der Meinung bin, daß es nicht an mir iſt, um Verzeihung zu bitten, ſondern an ihm?“

„Du weißt ſehr wohl, daß du es warſt, der aus einem Funken ein Feuer anblies, das euere Freundſchaft fraß. Aber ſelbſt wenn du im Rechte wäreſt, müßteſt du ihm vergeben.“

„Und wenn ich es nicht thue?“

„Dann,“ ſagte der Paſtor, „dann wird Gott dir auch deine Sünden nicht vergeben.“

„Du ſprichſt ja, als ob du Gottes Vergebung nur ſo im Sacke hätteſt?“

„Ich ſpreche ſo, wie ein Chriſt wohl ſprechen darf und wie ein Geiſtlicher ſprechen muß.“

„Liebſter Freund, du wirſt doch nicht anfangen, mir gegenüber den Geiſtlichen herauszukehren!“

„Gerade dir gegenüber. Glaubſt du, daß ich nur den Bauern und Knechten gegenüber meine Stimme erhebe, und, als ein ſtummer Hund, ſchweige, ſobald ein Vornehmer in den Hof tritt?“

„Ich meinte nicht, daß du den Geiſtlichen beiſeite ſetzen ſollteſt, weil ich kein Bauer, ſondern weil ich dein Freund bin.“

„Du nennſt dich meinen Freund. Gut. Ich bitte dich, fahre nicht auf, höre mich zu Ende. Wenn ich ſage, du nennſt dich meinen Freund, ſo ſoll damit

nicht gesagt sein, daß ich nicht aus tausend Handlungen wüßte, daß du es bist; aber vor der Hundegeschichte glaubte Fuchsberg das auch, und wie ich jetzt einsehe, hat er sich in dir getäuscht. Wer steht mir dafür, daß ich dich nicht auch einmal durch ein Wort verletze, und dann zwischen uns ebenso alles aus ist, wie jetzt zwischen dir und ihm. Daß, wenn ich dann verarme, wenn ich mein Pastorat verliere und ins Elend wandern muß, du ruhig sagst: ‚Ich habe es lange vorhergesehen!‘ mit den Schultern zuckst und dich abwendest."

„Reinhard, Gott straf mich, du redest harte Worte!"

„Ich rede, wie es mir ums Herz ist. Willst du auf deine alten Tage ein anderer werden, so thue es. Ich kann dich nicht halten, so gern ich es wollte. Ich aber," fuhr der Pastor mit erhobener Stimme fort, „ich will den alten, guten Stolz des Kurländers nicht aufgeben, und wenn mir nur die Wahl bleibt zwischen dem glücklichen und reichen und dem unglücklichen und armen Freunde, so trete ich zu letzterem und rufe ihm zu: ‚Lege dich frei aus und fahre tapfer zu, dein Waffenbruder im Kampfe des Lebens deckt dir den Rücken!"

Der Baron war kreidebleich geworden. Er ging, die Lippen aufeinander gepreßt, unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die hohe Gestalt des Pastors, der, an das Fensterbrett gelehnt, ihm gegenüber stand. Endlich trat er zum Freunde und reichte ihm seine kleine, feine Hand,

die in des Paſtors Rechte verſchwand wie eine Maus in einer Löwenklaue.

„Du biſt ein lieber, guter Menſch, Wolffſchild, ſagte er, und ich bin dir mehr Dank ſchuldig, als du weißt und glaubſt. Komm, wir wollen fahren.“

„Wußte ich es doch, Reinecke, daß ich mich nicht in dir getäuſcht habe,“ rief der Paſtor warm, „und daß, wenn man nur derb zugreift und die Diſteln anpackt und wegbiegt, der ſchönſte Weizen unter ihnen ſprießt. Wohlan denn, komm!“

Als ſie in den Wagen ſtiegen, gedachte der Baron Mathildens.

„Ich habe Mathilde mit,“ ſagte er. „Nun, ſie wird nicht unzufrieden ſein, etwas länger bei der künftigen Schwägerin bleiben zu können.“

Der Paſtor blickte ihn verwundert an. Es geſchah zum erſtenmal ſeit den erſten Auseinanderſetzungen, daß das Verhältnis ihrer Kinder in ihrem Geſpräch erwähnt wurde.

„Sieh, Reinhard,“ fuhr der Baron fort, während der Wagen Dſeltepillen zurollte, „ich denke, wir müſſen alleweile doch daran denken, unſeren Kindern das Neſt zu bauen.“

Der Paſtor ſchüttelte nachdenklich den Kopf.

„Bruder,“ ſagte er endlich ſeufzend und halbverzagt, „ſollten wir es nicht wenigſtens verſuchen, ob Wilhelm nicht doch dabei Paſtor bleiben und mein Nachfolger werden kann? Wenn ich daran denke, daß es nun mit den Wolffſchilds in Jakobsburg vorbei ſein ſoll, daß in fremde Hände kommen

ſoll, was mein Geſchlecht ſeit Jahrhunderten ſo ſorgfältig gepflegt hat, wird mir gar zu traurig ums Herz. Was wird der Fremde von meiner Gemeinde wiſſen? Wie wird er ein rechtes Herz für die Kranken und Alten haben, die er als Geſunde und Junge nicht gekannt hat? Wie wird er ſich zurecht finden unter den Zehntauſend, wenn ihre Namen nicht ſchon an ſeiner Wiege getönt haben, wenn ihn nicht der eigene Vater in ſeinen Wirkungskreis einführt und lehrt, wie der einzelne anzufaſſen iſt, damit er ein rechter Chriſtenmenſch bleibt, wer anzutreiben und wer zurückzuhalten iſt, bei wem ein freundliches Wort am Platze iſt und wer nach einem Donnerwort verlangt? Wird der Fremde nicht die Kirchenkaſſe verwahrloſen laſſen, die wir ſo ſorgfältig geſammelt, bewahrt und vor allen Anfechtungen behütet haben?"

„Reinhard," ſagte der Baron lächelnd, indem er ſeine Hand auf die Schulter des Freundes legte, „es gibt ja auch noch tüchtige Geiſtliche außer den Wolfſchilds!"

„Gewiß, Reinecke, gewiß. Fern ſei es von mir, zu leugnen, daß unter meinen Amtsbrüdern viele ſind, die uns gleich ſind, viele, die uns an Tüchtigkeit übertreffen, obgleich mir die meiſten jüngeren nicht eben gefallen; aber bei uns zu Lande hat der Geiſtliche mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß der, der in einem Paſtorat erwuchs, in ungeheuerem Vorteil iſt. Denn früh ſchon lernt er ſich in der Gemeinde orientieren, erwirbt ſich Perſonalkenntnis, liebt und wird geliebt. Glaube mir, unſer Bauer

iſt ein eingefleiſchter Konſervativer. Er liebt nicht den einzelnen Mann, der geſtern kam und morgen gehen kann, er liebt das Geſchlecht; er hängt an der Familie, und wie das Geſinde übergeht vom Vater auf den Sohn, ſo will er es auch im Paſtorate haben. Und dann, Reinecke! Zu meiner Schande ſei es geſtanden, ich denke nicht nur an die Gemeinde, ich denke auch an den Grund und Boden. Es iſt eine eigene Art Lehm, den ich im Paſtorat habe. Der Fremde wird ihn nicht zu behandeln verſtehen. Er wird ihn zu ſtark mit Stalldünger düngen, und das verträgt er nicht, obgleich er Superphosphat liebt; er wird ihn völlig verderben. Und ebenſo iſt es mit der Wieſe. Die will auch ganz eigenartig behandelt ſein. Läßt du ſie zu naß, ſo wachſen eitel Vergißmeinnicht auf ihr, und wird ſie zu trocken, ſo gedeiht nicht das geringſte Hälmchen. Siehſt du, wenn ich denke, daß er mir meine Roſen verwildern und meine Obſtbäume vermooſen läßt, oder gar meine Eichen umhaut, ſo dreht ſich mir das Herz im Leibe um. Was meinſt du? Wollen wir es nicht verſuchen? Vielleicht geht es doch?"

Der Baron ſchüttelte den Kopf. „Schmerzlich mag es dir wohl ſein," ſagte er, „das Paſtorat nicht auf deinen Sohn übergehen zu ſehen, es wird aber dadurch nicht beſſer, daß wir eine Thorheit begehen. Wenn es denn ſein ſoll, ſo müſſen wir dem Jungen von vornherein eine Stellung in der Welt geben. Wollen wir doch auch an die Kinder ſelbſt denken. Sollen ſie jahrelang verlobt bleiben? Jung geſchloſſene

Ehen werden immer die glücklichsten. Höre also, was ich vorhabe. Ich will Sternhof Mathilde abtreten. Es ist groß genug, um den jungen Leuten ein reichliches Auskommen zu gewähren, und doch auch nicht so groß, um dem Anfänger in der Landwirtschaft einen allzufreien Spielraum für Experimente zu lassen. Dazu liegt es gerade zwischen mir und dir, wir haben jeder gleich weit zu den Kindern, und will's Gott, verleben wir bei und mit ihnen noch eine zweite Jugend. Schreibe also deinem Wilhelm, er möge zurückkommen, und dann wollen wir es den beiden so traulich einrichten, als es immer geht."

„Erst muß er aber seine Examina machen," sagte der Pastor lebhaft. „Darauf bestehe ich."

„Gott straf mich! Wozu? Soll er sich bei sich selbst als Gutsprediger anstellen lassen?"

„Nein, aber er soll seine Lehrjahre zum Abschlusse bringen."

„Thorheit! Wird nicht allzuviel gelernt haben, denke ich. Gott straf mich! Er sah mir nicht danach aus. Sei nicht grausam und verbittere den Kindern nicht um einer Grille willen ihr Jugendglück. Der Weizen in Sternhof wird nichts danach fragen, ob der Gutsherr vom heiligen Nepomuk etwas weiß oder nicht."

„Nun, wir wollen ihn selbst fragen," meinte der Pastor. „Ich denke mir, es wird ihm selbst angenehm sein, die Studien auch offiziell zu einem Abschlusse zu bringen. Ich wenigstens würde an

ſeiner Stelle das einmal Begonnene nicht aufgeben, ehe ich es vollendet habe."

„Ach was! Man kann ein grundgelehrter Mann ſein, ohne je ein Examen gemacht zu haben, und mancher, der ſeine richtigen drei Diplome in der Taſche hat, iſt dumm wie ein Stiefel."

„Mag ſchon vorkommen, aber die Regel iſt es nicht, und die Diplome geben einem erſt ein rechtes Selbſtvertrauen."

Der Wagen fuhr raſſelnd über den Hofplatz von Dſeltepillen und hielt vor der Freitreppe.

„Mönchlein, Mönchlein, ich gehe einen ſchweren Gang," ſagte der Baron lächelnd, indem er neben dem Paſtor die Stufen hinanſtieg.

Herr von Fuchsberg ſaß in ſeinem Schreibzimmer und lauſchte den leiſen Troſtesworten, die ſeine neben ihm ſitzende Frau ihm zuflüſterte. Nicht ein Wort des Vorwurfs hatte ſie auch jetzt, da ſich erwies, daß nicht nur der letzte Pfennig ihrer eigenen bedeutenden Mitgift verloren, ſondern daß auch die ganze Familie an den Bettelſtab gekommen war. Mußte auch ihr älteſter Sohn wieder einmal ein reicher Mann werden, für die übrigen Kinder blieb nichts zurück. Und ſie hatte es ſich doch als Gattin und Mutter nicht leicht werden laſſen; hatte gearbeitet und geſpart trotz der rüſtigſten Handwerkersfrau; hatte ſtill und einſam gelebt und jeden Kopeken zehnmal umgewandt, ehe ſie ihn ausgab. Und doch war alles vergebens geweſen. Aber das war noch nicht das Schlimmſte. Die Söhne konnten eine Erziehung

erhalten, die ſie befähigte, einſt eine würdige Stellung einzunehmen, ſich ein reichliches Auskommen zu ſchaffen; die Töchter konnten — auf den angeſehenen Namen und auf den Bruder, den Majoratsherrn geſtützt — einſt eine ſtandesgemäße Heirat zu ſchließen hoffen; das Schlimmſte war die zerſtörende Wirkung, die das Scheitern ſeiner Pläne auf Herrn von Fuchsberg ſelbſt ausgeübt hatte. Die letzten Jahre, in denen er das Unvermeidliche kommen ſah, hatten ihn faſt zum Greiſe gemacht. Kummer und Sorge um die Zukunft der Seinen, die Demütigungen, die mit dem Verarmen unzertrennlich verbunden ſind, hatten an ſeinem Lebensnerv bei Tag und bei Nacht genagt. Zu ſpät hatte er eingeſehen, daß er kein Geſchäftsmann war, daß er vieles unternommen hatte, wovon er nichts verſtand, und ach! er hatte es erſt eingeſehen, als er — der fleißige, thätige Familienvater, der ſtolze Majoratsherr von Dſeltepillen — wie ein leichtſinniger Bruder Studio bei einem borgen mußte, um den anderen zu bezahlen, und wie ein Haſe von ſeinen Gläubigern gehetzt wurde.

Jetzt tröſtete ihn ſein Weib und holte herbei, was den gebrochenen Mann irgend aufrichten konnte. Sie hob hervor, daß ſeine Gläubiger ihm jedenfalls ſoviel ausſetzen würden, um ihren Kindern eine treffliche Erziehung geben zu können, und daß ihnen dieſes in der Stadt leichter gelingen müßte als auf dem Lande. Sie verſicherte, obgleich ſie das Stadtleben haßte, daß mit der Überſiedelung in die Stadt einer ihrer Lieblingswünſche erfüllt würde.

Sie gab mit großer Lebhaftigkeit der Überzeugung Ausdruck, daß bei einer fremden Verwaltung, die ſich nicht aus Gutmütigkeit mißbrauchen ließ, das Gut gewiß das Doppelte tragen würde und ſie in höchſtens zehn Jahren ſchuldenfrei daſtehen könnten. Sie ging ſogar ſo weit, zu behaupten, daß es ihr lieb ſei, daß ſie nun kein Vermögen mehr beſäßen, indem ihre Kinder dadurch vor dem „Verjunkern“ bewahrt würden. Sie wies darauf hin, daß ſie es immer noch beſſer hätten, als viele, viele ihrer Mitmenſchen. Sei doch ihr Gewiſſen rein, da ſie alles nur zu gutem Zweck, in guter Abſicht gethan hätten. So lange ihr Wappenſchild fleckenlos ſei, könnten ſie ihr Haupt kühn erheben, und in dem Gefühl ihrer unbefleckten Ehre, ihrer treuen ehelichen Liebe zueinander, Gott von ganzem Herzen dankbar und ſehr glücklich ſein.

So ſprach ſie in ihn hinein, ſchmiegte ſich feſt an ihn, küßte ſeine Hände und zog ſie fort von ſeinem Geſicht. Und wer ihr jetzt hätte ins Auge ſehen können, der hätte in ihr nicht die ſtolze Frau von Fuchsberg erkannt, die ihres Hochmuts wegen in der Gegend ebenſo übel berufen war, wie ſie ihrer Tüchtigkeit wegen bewundert wurde.

Da ſie den Wagen vorfahren hörte, erhob ſie ſich und trat ans Fenſter. Als ſie Herrn von Langerwald erblickte, bedeckte eine jähe Röte ihr Geſicht und der harte, herbe Ausdruck, der ihm oft eigen war, trat wieder in ſein Recht.

„Wolfſchild hat den Götzenhöfſchen mitgebracht,“

ſagte ſie mit rauher Stimme. „Vergiß nicht, was du unſerer Armut ſchuldig biſt. Ich will hinausſchicken und ihm ſagen laſſen, daß du nicht empfängſt."

Sie eilte, ehe noch ihr Mann etwas erwidern konnte, aus dem Zimmer.

Aber ſchon hatte der Diener die Antwort gegeben, daß der Baron zu Hauſe ſei, und die Freunde traten in das Zimmer.

„Ich bringe dir einen alten Freund mit," ſagte der Paſtor, indem er Fuchsberg die Rechte reichte und mit der Linken auf Herrn von Langerwald wies. „Er war lange verreiſt, er hat ſich aber jetzt auf die Heimat beſonnen und iſt heimgekehrt."

Fuchsberg rührte ſich nicht und ſchwieg.

„Haſt du keinen Willkommensgruß für mich, Fuchsberg?" fragte Langerwald.

Der Angeredete ſchwieg.

„Nun, wenn du mich nicht haben willſt, ſo kann ich ja wieder gehen," ſagte Langerwald trotzig und wandte ſich zur Thür. Aber der Paſtor ergriff ihn am Arm und hielt ihn zurück.

„Hollah," rief er, „ſo kommt ihr nicht auseinander. Reinecke, Roſſel, könnt ihr wirklich, nun, da ihr einmal zuſammen ſeid, ſo auseinander gehen? Reinecke, denke daran, was du mir verſprochen haſt."

Herr von Langerwald blickte einen Augenblick zu Boden, und wer ſein Geſicht genau kannte, der ſah, wie ſein Trotz und ſeine gute, verſöhnende Abſicht in

ihm kämpften; dann aber eilte er auf Fuchsberg zu, hielt ihm die Hand hin und rief:

„Schlage ein, Bruderherz! Ich habe dir unrecht gethan, ich bitte um Generalpardon!“

Fuchsberg ſchlug ein und umarmte den wiedergewonnenen Freund.

„Trotzköpfe!“ murmelte der Paſtor und rieb ſich die Hände. „Prächtige Trotzköpfe!“

Zwölftes Kapitel.

Mathilde war, nachdem ſie den Vater verlaſſen hatte, der hinter den Bäumen des Parks verſchwindenden Freundin gefolgt.

„Grüß dich Gott, mein Gretchen,“ rief ſie, als ſie ſie eingeholt hatte, und drückte ſie zärtlich an ſich. „Puh! ich bin ganz außer Atem. Laß uns einen Augenblick ſtehen bleiben. Kommſt du von der Doktorin?“

„Ja!“

„Iſt Paul ſchon zurückgekehrt?“

„Nein, noch nicht, aber die Mutter erwartet ihn täglich.“

„Warum mag er nur ſo lange auf ſich warten laſſen?“ rief Mathilde ungeduldig. „Ich begreife es nicht, daß ein Mann ſo unpünktlich ſein kann.“

„So dürfen wir nicht urteilen, Mathilde,“ ſagte Gretchen, leicht errötend. „Er macht ſein Doktorexamen, ich glaube man nennt das Promotion, und da mag ihm wohl etwas in die Quere gekommen ſein, das ihn länger zurückhält, als er erwartete. Sonſt iſt es nicht ſeine Art, unpünktlich zu ſein.“

„Sei nicht böse, mein Schwesterchen! Du weißt, ich meine es nicht schlimm. Aber siehst du — du hast gut geduldig sein. Sobald Paul eintrifft, kommt er zu euch, er selbst und mit ihm seine Nachrichten von Wilhelm. Ich aber muß dann vielleicht noch lange warten, bis ich ihn einmal bei euch treffe."

„Ich verspreche dir, so bald ich ihn gesprochen habe, zu dir nach Götzenhof zu kommen."

„Ich danke dir und hoffe auf dich. — Aber, sage doch, hast du Eile? Mußt du ins Haus?"

„Nein, warum?"

„Wenn nicht, so wollen wir zu den drei Eichen unten am Bach gehen. Komm! Da plaudert es sich so hübsch."

„Weißt du auch," fuhr Mathilde fort, als sie einen anderen Pfad eingeschlagen hatten, „daß ich heute sehr vergnügt bin und allen Grund dazu habe?"

„Nun?" sagte Gretchen und sah die Freundin gespannt an.

„Als wir hierher ritten, begann Papa ganz plötzlich — wie aus der Pistole geschossen — von uns zu sprechen, das heißt von Wilhelm, seinem Verhältnis zu mir und von unserer Zukunft. Er will uns Sternhof abtreten; da sollen wir hausen, wir beide ‚mutterseelenallein', und den ganzen Tag über nichts thun, als uns lieben."

Mathilde stieß einen lauten Jubelruf aus, warf ihren Reithut in die Luft, fing ihn wieder auf, und wiederholte dieses Experiment noch einmal, indem sie den Hut noch höher warf. Dann faßte sie Gretchens

Hand, zog dieſe, ehe Gretchen es verhindern konnte, an ihre Lippen und wiederholte den Ruf und das Experiment mit dem Hut.

„Pardon, mein Gretchen," rief ſie, „aber ich konnte nicht anders. Ich hätte ſonſt vor Jubel erſticken müſſen. Hier ſieht uns ja auch, Gott ſei Dank, niemand, und ich kann keinen Anweſenden durch meine Unweiblichkeit verletzen."

„Sagte das dein Vater?" fragte Gretchen erſtaunt.

„Ja, das ſagte er. Nun fehlt alſo nur noch Wilhelm, und ich denke, er wird nicht zu lange auf ſich warten laſſen. Ach, Gretchen, das wird köſtlich ſein. Dann muß mir Papa einen neuen char-à-banc ſchenken, und in dem hole ich dich alle Freitage zu uns nach Sternhof. Dann bleibſt du bis Dienstag bei uns, biſt lieb und gut, ſchiltſt uns nur bisweilen, wenn wir gar zu ausgelaſſen ſind, und läßt dich im übrigen von uns gründlich verwöhnen. Ja, ja, ſchüttle nur den Kopf — das hilft dir alles nichts. Des Sonntags wegen brauchſt du dir keine Sorge zu machen. Wir ſchicken dich zur Kirche, und wenn du uns recht ſtreng anſiehſt, fahren wir auch mit. Siehſt du, der Sonntag iſt ſo wie ſo ein langweiliger Tag, und an ihm kann man ohnehin nichts mehr verderben."

„Schäme dich, Mathilde, ſo zu ſprechen."

„Ich ſchäme mich, aber zurücknehmen kann ich es nicht. Langweilig finde ich die Kirche nun einmal, erſchrecklich langweilig."

„Darüber ſollteſt du keine Scherze machen, Mathilde," ſagte Gretchen ernſt.

„Es mag wohl recht ſündhaft von mir ſein, aber ändern kann ich es nicht. Ich kann indeſſen davon ſchweigen und will es auch, namentlich da ich dem lieben Gott für das Arrangement, das er neulich, offenbar mir zuliebe, in der Kirche getroffen hat, nicht genug dankbar ſein kann.“

„Was iſt das nur wieder?“

„Neuerdings ſetzt ſich der Herr Fleckenvorſteher immer in den Kirchenſtuhl vor uns; infolgedeſſen kann ich mich hinter ſeinem breiten Rücken gut vor den Blicken deines Vaters verſtecken und ein prächtiges Schläfchen halten. — Ich will dir aber jetzt lieber den Sonntag Abend ausmalen. Dann kommen dein Vater und mein Papa, deine Mutter und meine Mama alle vier zu uns. Dazu laden wir uns Felix ein, und wenn er zu haben iſt, auch Paul. Felix, Papa und Vater ſpielen dann Karten; unterdeſſen lieſt uns Wilhelm aus einem hübſchen Buche vor. Etwas von Boz oder Hackländer oder ſonſt etwas Luſtiges. Mein Mann iſt, wenn er lieſt, immer taub und blind. Er bemerkt es daher nicht, daß ich etwas für ihn arbeite, obgleich ich neben ihm ſitze. Gelt, Gretchen, das wird ſchön ſein!“

„Gewiß, Mathilde.“

„Weißt du aber, was noch ſchöner ſein wird? Mit ihm ganz allein umherreiten zu dürfen, ohne daß jemand daran Anſtoß nehmen kann. Wir werden uns dann ſo lange in der friſchen Luft umhertreiben, wie es uns irgend gefällt. Wenn wir einen ſchönen Baum finden und einen kühlen Schatten, ſo binden

wir die Pferde an den Baum und lagern uns in dem Schatten. Gelt, wird das nicht ſchön ſein?"

„Gewiß."

„Dann habe ich noch einen Lieblingswunſch, den mir Wilhelm durchaus erfüllen muß."

Sie hielt inne und ſchwieg, als erwartete ſie, daß Gretchen ſie fragen würde, welchen Wunſch ſie noch hegte; als ſie aber bemerkte, daß dieſe ſtarr vor ſich hinblickte und offenbar an andere Dinge dachte, ſagte ſie mißmutig: „Ach, ich langweile dich gewiß durch mein Geſchwätz."

„Durchaus nicht. Worin beſteht denn dieſer Wunſch?" fragte Gretchen, die Mathildens Frage wohl in ihre Gedanken hineinſchallen gehört hatte, aber ſich jetzt erſt bewußt wurde, was ſie eigentlich bedeuten ſollte.

„Es intereſſiert dich doch nicht, wozu ſoll ich ihn dir alſo nennen?"

„O bitte. — Er intereſſiert mich gewiß."

„Nun, mein Wunſch geht dahin, daß Wilhelm mich auf die fliegende Jagd mitnimmt. Papa thut's nicht, ſo viel ich ihn auch darum bitten mag. Er behauptet, das wäre nichts für Frauenzimmer. Aber warum ſoll ich nicht mitreiten? Ich reite und ſitze doch gewiß nicht ſchlechter zu Pferde als die Herren und ich weiß mit der Flinte ſo gut umzugehen wie ſie. Wilhelm wird's mir ſchon erlauben," ſchloß ſie und nickte ſiegesgewiß.

„Ich kann mir nicht denken, daß Wilhelm ſeiner

Frau erlauben wird, auf die Jagd zu reiten," erwiderte Gretchen.

„Aber warum denn nicht?"

„Weil es ſich für eine Frau nicht ſchickt. Wenn es mir ſchon ſcheint, als ob die Männer beſſeres thun könnten, als wehrloſe Haſen und Rehe zu töten, ſo ſoll eine Frau doch jedenfalls andere Dinge thun."

„Du biſt gar zu ſtreng, mein Schweſterchen."

„Ich glaube nicht, daß ich zu ſtreng denke, wenn ich finde, daß eine Frau ihre Hände rein erhalten ſoll von Blut, und wäre es auch nur von Haſenblut, und daß ſie an den wilden Reitervergnügungen der Herren nicht teilnehmen ſoll."

„Gretchen," fragte Mathilde, „wie denkſt du dir eigentlich dein künftiges Heimweſen?"

Gretchen errötete. „Mit dem hat es noch gute Wege," erwiderte ſie ausweichend. „Das Haus iſt vielleicht noch nicht erbaut, in dem ich es aufrichten werde."

„Mache keine Ausflüchte, Schweſterchen. Was der einen recht iſt, iſt der andern billig. Ich habe dir ein Bild meiner künftigen Häuslichkeit entworfen; vergilt du es durch ein Bild der deinigen."

„Du haſt's mit deinem Sternhof leichter als ich. Ich weiß ja noch gar nicht, ob ich einmal in der Stadt oder auf dem Lande leben werde."

„Jedenfalls doch in der Stadt," rief Mathilde. „Was ſoll denn ein Juriſt auf dem Lande?"

Gretchen wollte gegen den Juriſten Einwendungen erheben, aber Mathilde ließ das nicht zu.

„Nun denn," begann ſie dann, „ich denke mir, wir hätten eine kleine, aber trauliche Wohnung in einer recht einſamen Straße; ſie dürfte aber nicht allzu abgelegen ſein, damit mein Mann es nicht zu weit zur Behörde hat. An vier Zimmern hätten wir genug. Da unſere Wohnung nach der Sonnenſeite gelegen iſt, ſo gedeihen meine Blumen vortrefflich. Unſere Einrichtung iſt einfach aber ſolid, und vielleicht gelingt es uns, alles aus unpoliertem Eichenholze herſtellen zu laſſen. Die Wohnung muß recht voll ſein und wenigſtens zwei Kamine haben, einen im Aufenthaltszimmer und einen im Schlafzimmer. An den Wänden haben wir in großen Stahlſtichen Murillo und Raphael. Die Küche muß ſehr groß und hell ſein, denn wir haben nur ein Mädchen, und ich muß ſelbſt nach dem Rechten ſehen.

Wir haben nur wenig Verkehr und wir ſind daher viel allein. Am Abend lieſt mir mein Mann aus der Geſchichte des Landes oder aus den Zeitungen vor, oder er ſucht mir, ſoweit ich es verſtehen kann, die Bedeutung ſeiner Thätigkeit klar zu machen. Er iſt dabei ſehr geduldig und hat viel Nachſicht mit mir. Während er ſeinen Geſchäften nachgeht, ſorge ich erſt dafür, daß Küche und Haus in Ordnung iſt, ſetze mich dann mit einer Handarbeit ans Fenſter und denke darüber, was er mir am vergangenen Abend geſagt oder vorgeleſen hat, nach. Kommt er nach Hauſe, ſo teile ich ihm das Gedachte mit, und er freut ſich über das, was ich verſtanden habe, und erklärt mir, was mir noch dunkel geblieben

iſt. Am Sonntag Morgen gehen wir in die Kirche und zwar ſchon ganz früh, damit wir die ſchöne Liturgie nicht verſäumen, und beſuchen am Abend den Prediger. Der kommt zuweilen auch zu uns ins Haus, zugleich mit dem einen oder dem andern Freunde meines Mannes. Da ſprechen ſie denn über dieſes oder jenes Veraltete, das erneuert werden muß, und erwägen die Mittel und Wege, die dazu führen könnten. In dieſen Dingen weiß nun mein Mann am beſten Beſcheid und bildet ſich doch nichts darauf ein. Wäre das nicht ſchön?"

„So alle Welt ſchön könnte ich mir ein ſolches Leben gerade nicht denken, Gretchen, aber die Neigungen ſind ja verſchieden . . ."

„Könnteſt du dich denn glücklich fühlen, Mathilde, wenn Wilhelm als dein Mann kein höheres Ziel hätte, als dich glücklich zu machen und keine andere Beſchäftigung, als mit dir durch Feld und Wald zu ſchweifen und dir luſtige Bücher vorzuleſen?"

Mathilde ſann einen Augenblick nach; dann ſagte ſie ſchalkhaft: „Es mag recht oberflächlich von mir ſein, — wie ich denn ſelbſt glaube, daß ich ein ſehr oberflächliches Geſchöpf bin, — aber ich denke mir, daß wenn mein Mann nur dieſe Beſchäftigung hätte, ich mich dabei ſehr glücklich fühlen könnte. Warum ſoll ich denn durchaus nur um anderer Leute willen leben und für andere, und nicht um meinetwillen und für mich?"

„Weil das nicht deine Aufgabe iſt," ſagte Gretchen lebhaft. „Weil uns Gott nicht dazu geſchaffen

hat, um uns an unſerem eigenen Spiegelbilde zu erfreuen. Weil er es ſo geordnet hat, daß der einzige Weg zum Glück nur über die Leiche unſeres Eigenwillens führt, und wir nur dann glücklich werden können, wenn wir immer nur daran denken, andere glücklich zu machen."

„Aber wenn jeder immer nur an den andern dächte, ſo würde ja daraus ſchließlich eine ganz alberne Verwirrung entſtehen! Denke dir z. B., ich komme zu dir ins Zimmer (entſchuldige, daß ich ein ſo einfaches und vielleicht unpaſſendes Bild wähle, aber mir fällt gerade kein anderes ein), alſo ich komme z. B. zu dir, und es ſteht nur ein Stuhl im Zimmer. Du denkſt nur an mich und willſt dich darum nicht auf ihn ſetzen, ich nur an dich, und ich will dich mithin nicht ſtehen laſſen, während ich ſitze. Folglich müſſen wir beide ſtehen."

„Nein. Einmal wird der Stuhl in der Regel uns beiden Platz geben, wenn wir nur die rechte Abſicht haben, auf ihm nebeneinander auszukommen; aber ſelbſt, wenn das nicht der Fall iſt, und wir wirklich beide ſtehen müſſen, ſo werden wir in dem Gefühl, um eines anderen willen zu ſtehen, aus Rückſicht für einen anderen zu ſtehen, unſere Müdigkeit nicht fühlen. Denke dir, daß jede von uns nur an ſich dächte. Wir würden dann um den Stuhl ſo heftig ſtreiten, daß doch keine von uns zum Sitzen käme, und wir würden uns über dem Streiten nur noch mehr ermüden."

Mathilde lachte und küßte Gretchen auf die Wange. Dann ſagte ſie wieder ernſt:

„Sage doch, Schweſterchen, wann will Wilhelm eigentlich heimkehren?"

„Aus ſeinen Briefen iſt darüber nichts zu entnehmen, aber ich hoffe, daß Paul uns darüber Aufklärung bringen wird. Du weißt ja," fügte ſie ſeufzend hinzu, „wie kurz und kalt Wilhelms Briefe allmählich geworden ſind, und daß es mir nicht gelungen iſt, von ihm zu erfahren, warum er uns nichts mitzuteilen hat, als Sarkasmen über die konſervative Partei in Preußen oder über die preußiſche Geiſtlichkeit."

„Weißt du," ſagte Mathilde nachdenklich, „daß mir ſchon oft der Gedanke gekommen iſt, ob wir uns nicht am Ende ganz unnütze Sorge machen, und hinter dem allen nichts weiter ſteckt, als daß er nicht Theologe bleiben will und ſich nur nicht entſchließen kann, es dem Vater zu ſagen."

„Auch das würde mir ſehr wehe thun, Mathilde, denn ich weiß, wie ſchwer mein Vater eine ſolche Sinnesänderung ertragen würde. Es wird ihm ſchon ſchwer genug, ſich darin zu finden, daß Wilhelm nicht Geiſtlicher und ſein Nachfolger werden wird; wie ſehr müßte er erſt darunter leiden, wenn nicht äußere Verhältniſſe, ſondern Wilhelms ungeiſtliche Geſinnung die Schuld daran trüge."

Mathilde machte ein Geſicht, als ob ſie an dieſem Kummer nicht ſehr teilnehmen könne, ſchwieg aber.

„Vater iſt überhaupt mit Wilhelm ſehr unzufrieden," fuhr Gretchen fort, „und wir ſind es alle. Ich glaube nicht, daß es Vater verdient hat, von ſeinem Sohn, für den er zu jedem Opfer bereit iſt, ſo ſtiefmütterlich behandelt zu werden."

„Gretchen — glaubſt du, daß Wilhelm in Berlin leichtſinnig lebt?"

„Ich fürchte es, denn ich kann mir ſein Verfahren nur dadurch erklären. Er hat ein zu gutes Herz und die Eltern zu lieb, um ſie aus einem andern Grunde, als aus Leichtſinn, ſo ſehr zu vernachläſſigen."

„Hat Paul gar nichts darüber geſchrieben?"

„Nein, aber ich fühle es ſeinen Briefen an, daß er uns etwas Schmerzliches verſchweigt. Es iſt ja auch ganz natürlich, daß er es nicht ſein will, der — . . ."

„Wie?"

„Nun," ſagte Gretchen zögernd, „der uns vielleicht Unangenehmes über unſern Bruder ſagen müßte."

„Gretchen," rief Mathilde ängſtlich, „du weißt gewiß mehr und willſt es mir nur nicht ſagen. Ich bitte dich — was iſt es?"

„Ich weiß nichts Beſtimmtes, wahrhaftig nicht," ſagte Gretchen traurig, „aber ich will es dir, die du doch einmal alles mit ihm teilen ſollſt, nicht verbergen, daß ich trübe Ahnungen habe."

„Was meinſt du damit?"

„Ich fürchte, daß Wilhelm nicht etwa nur ‚ausgeſchlagen', etwa Schulden gemacht hat, oder ähnliches, ſondern daß er überhaupt in vieler Beziehung Geſinnungen in ſich aufgenommen hat, die nicht nur

nicht zum Theologen, ſondern auch nicht zum Chriſten paſſen."

„Du ſiehſt zu ſchwarz, Gretchen. Im Grunde liegt doch nichts vor, als daß er ſich von Paul getrennt hat, weil ſie ſich wahrſcheinlich überworfen haben, daß er flüchtige Briefe ſchreibt und daß er noch nicht zurückkehren will, weil er, wie er ſchreibt, für alle Fälle das — ja, wie heißt das nur — nun, das Examen machen will, das ihn befähigt, Profeſſor zu werden. Könnte es nun nicht ſein — ſelbſt zugegeben, daß das Examen nur ein Vorwand iſt —, daß er nicht zurückkehren will, ehe die fünf Jahre, die ich ihm beſtimmte, um ſind? Denn von Papas Sinnesänderung weiß er ja noch nichts. Könnte der Grund für ſeine kurzen und ſteifen Briefe nicht darin gefunden werden, daß er von unſerer Liebe nichts ſchreiben darf, und dadurch gezwungen iſt, Gegenſtände zur Beſprechung zu wählen, die ihm gleichgültig ſind und zu denen er ſich deshalb ſarkaſtiſch verhält?"

Gretchen ſchüttelte wehmütig den Kopf.

„Gott gebe, daß du recht haſt," ſagte ſie, „aber ich glaube es nicht. Ich fürchte, daß jene — wie ſoll ich ſagen — ungeſunden Anſichten, die ſchon früher hier und da aus ihm ſprachen, in Berlin feſtere Wurzeln in ſeiner Seele geſchlagen haben. Den Übrigen erſchienen ſie wie kindiſche Renommiſtereien, mich aber, Mathilde, haben ſie oft genug erſchreckt!"

„Die Moral von alledem iſt," ſagte Mathilde in

ihrer kurzen, kräftigen Weiſe, indem ſie ſich von der Bank, auf der ſie bisher geſeſſen hatten, erhob, „daß er ſo bald als möglich zu uns zurückkehren muß. Ich will's dir nur ſagen: ich bin überzeugt, daß er, ſobald er erfährt, daß Papa unſere Prüfungszeit verkürzt hat, als der Alte zu uns zurückkehren wird, und wir dann ſelbſt über die Geſpenſter lachen werden, die uns geängſtigt haben. Wenn ich nur wüßte, ob Papa mit deinem Vater über uns geſprochen hat! Wenn er es gethan hat, ſo mußt du, Gretchen, in deinen Vater dringen, daß er Wilhelm darüber unterrichtet. Ich würde ihm gern ſelbſt ſchreiben, aber ſiehſt du, es iſt ſo lange her, daß wir uns nicht geſehen haben, und wenn ich auch nicht im mindeſten daran zweifle, daß er mich wie früher liebt, ſo könnte Papa darüber doch anders denken. Schreibſt du aber an ihn, ſo iſt er ja deshalb von ſeinem dem Vater gegebenen Worte noch nicht frei. Stecke dich alſo hinter den Alten. Komme, ſobald Paul zurückgekehrt iſt, jedenfalls ſelbſt oder ſchreibe wenigſtens gleich; denn wenn er wohl auch bald zu Papa kommt, ſo weiß ich doch nicht, ob ich ihn dann allein werde ſprechen können. Nun aber muß ich ins Haus, denn Papa erwartet mich gewiß ſchon."

Sie eilten ins Paſtorat, wo ſie erfuhren, daß der Baron und der Paſtor nach Dſeltepillen gefahren waren und daß Mathilde auf des Vaters Rückkehr warten ſollte.

Die Herren kehrten erſt ſpät zurück, und als Mathilde und ihr Vater zu Pferde ſtiegen, ſtand

der herbſtliche Nachthimmel ſchon in ſeiner vollen Sternenpracht.

Sie ritten im Schritt. Der Baron war in Gedanken verſunken, und ſeine Tochter ſann über das Geſpräch nach, das ſie mit der Freundin gehabt hatte. Als ſie ſo ein paar Werſt zurückgelegt hatten, ſagte der Baron, indem er ſich zu ſeiner Tochter hinüberbeugte und ihre Hand ergriff:

„Gott ſtraf mich! Mathilde, der Reinhard iſt ein edler, großer Menſch, jeder Zoll ein Edelmann, obgleich ſein Wappen keine Krone ziert, und es freut mich, mit der Familie verwandt zu werden.“

Als der Paſtor dem Freunde hinausgeleuchtet hatte, kehrte er ins Familienzimmer zurück und nahm neben ſeiner Frau auf dem Sopha platz. Gretchen trug einen Stuhl herbei, ſetzte ſich zu ſeiner Rechten und legte ſeine Hand auf ihren Schoß. Alle drei ſchwiegen.

„Frau,“ ſagte der Paſtor ſeufzend, „wir ſollen wirklich die letzten Wolffſchilds im Jakobsburger Paſtorate ſein.“

„Warum, Harald?“ fragte die Paſtorin. „Das iſt durchaus nicht wahrſcheinlich.“

Die Paſtorin hätte das auch geſagt, wenn von der Möglichkeit des dereinſtigen Todes ihres Mannes die Rede geweſen wäre. Die letztere Möglichkeit fiel ihr kaum ſchwerer aufs Herz, als die erſtere, aber ſie hütete ſich wohl, das merken zu laſſen.

Der Paſtor erzählte nun, was er mit dem Baron beſprochen hatte und ſchloß mit den Worten:

„Wie schwer es mir auch ankommt, ich sehe selbst ein, daß Langerwald recht hat, und daß es auf eine Komödie hinausliefe, wenn Wilhelm jetzt noch bei mir Adjunkt würde. So mag es denn geschehen, aber, weiß Gott," der Pastor bückte sich und suchte andauernd etwas unter dem Tische, obgleich er dort nichts verloren hatte, „ich hätte nicht geglaubt, daß Willi und Mathilde mir einmal einen solchen Kummer anthun könnten, daß sie die beiden ersten Nägel zu meinem Sarge werden würden."

„Warum das, Harald?" sagte die Pastorin und sah so munter aus, wie nur jemand aussehen kann, dem die Thränen so nahe sind, wie sie ihr waren. „Warum das? Jedes Geschlecht sucht in die Höhe zu kommen; aus dem Sohne des Bauern wird ein Pastor, aus dem Kinde des Pfarrers ein Edelmann." Sie sagte das in sehr zuversichtlichem und hoffnungsvollem Tone, obgleich es in ihren Augen durchaus nicht in die Höhe kommen hieß, wenn man statt eines Predigers ein Baron wurde. Der Pastor merkte ihre Absicht und lächelte; aber es war ein schmerzliches Lächeln.

„Ich werde mich, so gut es geht, darin finden müssen," sagte er. „Unser Herrgott weiß, was er thut, aber als du mir Willi zum erstenmal auf die Arme legtest und die selige Lawise — Gott mache ihr die Last des Grabes leicht — ausrief: ‚Blond, mit blauen Augen, ein echter Wolfschild!' da glaubte ich wohl nicht, daß er einst ein Junker werden würde."

Gretchen hob ihres Vaters Hand empor und küßte sie. Dann legte sie sie wieder auf ihren Schoß.

„Warum ein Junker, Harald?“ fragte die Pastorin wieder. „Warum soll er nicht ein tüchtiger Landwirt werden und in Sternhof eine Musterfarm errichten und dort das beste Vieh erziehen? Sind Landwirte nicht ebenso nötig auf der Welt wie Geistliche? Wem sollten die Geistlichen predigen, und wer sollte ihnen das Kirchenkorn liefern, wenn es keine Landwirte gäbe? Warum muß er ein Junker werden?“

Der Pastor erhob sich rasch und ging in die dunkle Ecke, in der das Klavier stand. Die Pastorin folgte ihm und legte ihren Arm in den seinen. Gretchen setzte sich ans Klavier und fuhr leise über die Tasten.

„Nummer neunzehn,“ sagte der Pastor.

„Ach bleib' mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.“

So klang es langsam und feierlich hinaus in die klare Herbstnacht. Der tiefe Baß des Pastors, der volle Sopran seiner Tochter, und die hohe Stimme der Pastorin, klangen heute alle wunderbar weich. Das Rehpaar im kleinen Rehgarten vor dem Fenster blieb stehen, spitzte die Ohren und lauschte dem längstgewohnten Klange, der allabendlich aus dem Zimmer tönte, als vernähme es eine nie gehörte

Melodie. Und doch war es nicht das erſte Mal, zumal im letzten Jahre nicht, daß der Paſtor „Nummer neunzehn" geſagt hatte. Hinaus aber klang es weiter:

„Ach! bleib' mit deiner Treue
Bei uns, o Herr und Gott!
Beſtändigkeit verleihe,
Hilf uns aus aller Not!"

Dreizehntes Kapitel.

Im Hause des Fleckenvorstehers zu Jakobsburg, des sehr achtbaren Herrn Laßmann, hatte den ganzen Tag über eine gewisse Aufregung geherrscht. Nicht nur hatte Grethe, die Hausmagd, die ganze Wohnung schon früh unter Wasser gesetzt; nicht nur hatte Peter, der Hausknecht, Hof und Garten besonders sauber gefegt und geharkt; auch in den höheren Regionen hatte sich ein ungewöhnliches Reinlichkeitsbedürfnis geäußert. Die Kinder waren besonders sorgfältig angekleidet worden: Otto war heute sichtlich bis an den Hals gewaschen, Eleonorens Haar stand auch nicht im geringsten zu Berge, und Huldas Kleid war ganz geschlossen und sah überhaupt sehr ordentlich aus. Auch Laura war es gelungen, die weißen Bänder, die sonst hier und da aus ihrem Kleide hervorguckten, in feste Haft zu nehmen. Alle vier waren außerdem sichtlich in Feststimmung und standen deshalb jedermann im Wege. Was ihre Mutter zu der Bemerkung veranlaßte, sie meine, daß, wenn sie sich selbst auf den äußersten Boden des Hauses begeben wollte, sie auch dort über einen ihrer Lieblinge stolpern

würde, und daß sie im tiefsten Keller davor nicht sicherer wäre. Worauf Grete, die Magd, erwiderte, sie glaube — sie wisse es zwar nicht, aber sie glaube — daß man sich vor einem derartigen Unfalle durch Abschließen der Boden- resp. der Kellerthür sichern könne. Die Preußin selbst war überaus thätig und übertraf darin noch Grete, die Magd, und Peter, den Hausknecht. Auch sie versprach bedeutendes. Sie versprach es allerdings vorläufig nur, denn sie hatte einen alten, grauen Rock um ihre Lenden geschlungen und ihren Oberleib in ein „Juppchen" von zweifelhafter Farbe gehüllt, aber die vielen Knollen auf ihrem Kopfe, die, genauer betrachtet, sich als Papilloten und künftige Lockenansätze erwiesen, sowie die neuen glänzenden Schuhe an ihren Füßen, und mehr als alles die durch ein graues Laken verhüllte Ecke ihres Schlafzimmers, in der etwas hing, das die Form eines lebensmüden Frauenleibes im Krinolinenrock hatte — verrieten, daß sie am Nachmittage Aufsehen erregen würde. Die kleine Frau war unglaublich thätig. Eben noch in der Küche, um nach dem Hammelbraten zu sehen, eilte sie schon wieder ins Gesellschaftszimmer und versetzte im Vorübergehen Laura ein paar Klapse auf die Finger, weil diese ihrer Festfreude dadurch Ausdruck verlieh, daß sie an ihrem Taschentuch so heftig mit den Zähnen zerrte, daß es kaum diesen Kraftäußerungen Widerstand zu leisten vermochte. Dann huschte sie mit einem Staubtuche erst über Ottos Nase, dann über ein Dutzend Tassen mit Überschriften, wie „dem biederen Hausvater!" „der liebe-

vollen Hausmutter!" „dem trefflichen Hausſohn!" „der jungfräulichen Haustochter!" und rückte endlich noch die Bilder an der Wand zurecht, die etwas windſchief hingen und Darſtellungen aus dem franzöſiſchen Volks- und Liebesleben zeigten, ſowie unmögliche Figuren in blauen Fracks und weißen Beinkleidern, die, wie die Unterſchriften verkündeten, die in Gott ruhenden Kaiſer Alexander und Nikolai Pawlowitſch vorſtellten. Die baltiſchen Größen waren durch die Porträts des Generalſuperintendenten Lebrecht von Richter, der Doktoren Lichtenſtein und Meerhold, ſowie durch ein Daguerrotypbild des Herrn Laßmann vertreten, das ihn in ein paar hohen Vatermördern ſteckend und von einer handbreiten Binde faſt erwürgt, in der Stellung eines Kunſtenthuſiaſten bei Anhörung des Geſanges einer großen Künſtlerin darſtellte.

Auch Karl, der im Laden dem Vater half, mußte heute ſehr zerſtreut ſein; er füllte wenigſtens einem Bauern, der nach Wagenſchmiere verlangte, den Topf mit Sirup, gab einem kleinen Judenmädchen, das ein Talglicht kaufte, auf eine Mark einen Fünfer heraus, und ſchenkte endlich dem Tiſchler Springer, der auf einen Augenblick in den Laden kam, um einen Schnaps zu trinken, Spiritus ein, ſtatt 90grädigem Branntwein, ſo daß dieſer, wenn er ſich nicht 1848, wie er verſicherte, nur als Präſervativ gegen die Cholera das Trinken angewöhnt hätte, wahrſcheinlich nie wieder in den Laden gekommen, ſein Fünfkopekenſtück auf die Thonbank gelegt und dabei gelächelt hätte. Dieſes Ereignis zerriß den Geduldfaden ſeines

Vaters vollkommen, ſo daß er Karl höhniſch fragte, ob er an Kopfweh litte und ob er, der Vater, etwa zum Doktor Braun hinüberlaufen ſolle. Worauf der Sohn erwiderte, er zweifle nicht daran, daß er alle Berechtigung habe an Kopfweh zu leiden, da, ſeit Jakobsburg beſtehe, nie ein „junger Mann" mehr zu thun gehabt habe, als er. Trotzdem war er der Meinung, daß, falls der Doktor Braun geholt werden ſollte, es ratſam erſcheinen dürfte, auch noch die Köpfe anderer Leute zu unterſuchen, die Köpfe von Leuten, die er nicht nennen und auch nicht anderweitig bezeichnen wolle, die ſich aber zwiſchen Ruine und Kirche zu Jakobsburg vorfinden würden, falls man ſich die Mühe geben wollte, nach ihnen zu ſuchen. Er kenne Leute und er könne ſie namhaft machen, wenn er wolle, aber er wolle es nicht, die heute den ganzen Morgen über die laufenden Einnahmen ins Hauptbuch eingetragen hätten, ohne es zu bemerken, die zweimal ſtatt des Sandfaſſes das Tintenfaß gebraucht, und die abzuſendenden Briefe ſtatt mit Lack, mit gebrannten Bleifedern zu verſchließen verſucht hätten. Er möchte nicht unkindlich handeln, aber er könne nicht umhin, ſolche Leute darauf aufmerkſam zu machen, daß es unchriſtlich ſei, die Splitter im Auge ihrer Kinder zu bemerken und den Balken im eigenen zu überſehen.

Karl bemerkte dieſes alles in ſehr energiſchem Tone und mit ſehr lauter Stimme, denn er machte ſich ganz und gar nichs daraus, falls der eine oder der andere der anweſenden Letten etwa zufällig deutſch

verſtand. Er war ja konfirmiert und feſt entſchloſſen, ſich von ſeinem Vater ſo wenig Ungebührliches gefallen zu laſſen, wie irgend ein „junger Mann“ in irgend einem Laden zwiſchen Narwa und Memel. So ſcheiterten denn auch alle Verſuche des Fleckenvorſtehers, ihn durch ernſte Blicke und zorniges Stirnrunzeln zur Ruhe zu bringen, und der Vater ſah ſich genötigt, in ſeine Ecke zurückzukehren, mit einem Seufzer und einem mürriſch zwiſchen den Lippen hervorgeſtoßenen „Mops“. Sein Geſicht erheiterte ſich erſt, als der Poſtmeiſter in den Laden trat und ihn mit einem: „Guten Morgen, alter Herr!“ und einem kräftigen Händedrucke begrüßte.

„Guten Morgen, Herr Poſtmeiſter! Guten Morgen! Karl!“ donnerte der Fleckenvorſteher dann dem Sohne zu, „bringe dem Herrn Poſtmeiſter einen Pomeranzen.“

Nachdem dieſer Befehl ausgeführt worden war, hielt der Poſtmeiſter das Glas gegen das Licht, trank etwa die Hälfte des Inhaltes aus und huſtete ein wenig. Darauf hielt er das Glas wieder gegen das Licht, trank auch den Reſt aus und ſagte: „Vortrefflich!“

„Schmettern Sie nicht noch einen, lieber Poſtmeiſter?“ fragte der Fleckenvorſteher teilnehmend, als ob er einem Kranken zuredete, Medizin einzunehmen. „Auf einem Beine kann man nicht ſtehen.“

Der Poſtmeiſter war derſelben Meinung und ſtellte ſich auf einen feſten Standpunkt.

„Drei waren der heiligen drei Könige: Melchior, Balthaſar und Kaspar. Mußt Branntwein koſten,“ ſagte die verführeriſche Stimme des Fleckenvorſtehers.

Der Poſtmeiſter konnte nicht mehr trinken. Er fühlte, daß, wenn er auch nur noch einen Tropfen trank, er Naſenbluten oder einen Schlaganfall bekommen oder an Selbſtverbrennung ſterben würde. Nach einigen Minuten ſtellte ſich indeſſen heraus, daß ſeine Beſorgniſſe übertrieben waren, und er trank den dritten Schnaps, indem er Stein und Bein ſchwur, er wolle gehängt werden, wenn er auf die Vierzahl der Evangeliſten irgend welche Rückſicht nehmen würde. Und er blieb dabei, obgleich der Fleckenvorſteher ſie ihm namentlich aufzählte, um ihm, wie er ſagte, Mut zu machen: „Matthäus, Markus, Lukas, Johannes. ‚Mach' noch einen, mein lieber Junge.'“

„Dann trinken Sie vielleicht ein Fläſchchen Pultrockſches,“ fragte der höfliche Wirt, „oder Pernauſches?“

Dieſer Vorſchlag wurde annehmbar gefunden und dem Pultrockſchen, als dem einheimiſchen Fabrikate, vor dem fremden Bier der Vorzug gegeben. Natürlich nur unter der Bedingung, daß der Herr Fleckenvorſteher mit von der Partie war, und daß der Poſtmeiſter die Flaſche bezahlte.

Dieſer Punkt, der einige Schwierigkeiten machte, wurde zu beiderſeitiger Zufriedenheit durch „Schrift oder Adler“ zu Gunſten des Poſtmeiſters entſchieden. Eine kleine Debatte, die ſich darüber entſpann, ob unter den Mitauſchen Bieren dem „Pultrockſchen“

oder dem „Herrmuthſchen“ der Vorzug einzuräumen ſei, ging raſch vorüber.

„Vortrefflich! vortrefflich!“ begann der Poſtmeiſter, indem er die Hände faltete und die Daumen in großer Geſchwindigkeit um einander drehte. „Vortrefflich! Alſo er kommt heute poſitiv?“

„Poſitiv,“ wiederholte Herr Laßmann, dem das Fremdwort außerordentlich gefiel. „Er kommt poſitiv. Er iſt ſchon in Fluſſau, und Neumann iſt auch da und bringt ihn mit. Und ſie weiß nichts davon.“

„Vortrefflich, eine ſehr ſcharmante Frau, Ihre Schweſter. Wahrhaftig, wenn ich noch unverheiratet geweſen wäre, als ich das Vergnügen hatte, ſie kennen zu lernen, ſo wäre es nicht unmöglich — ich ſage nicht, daß es hätte durchaus der Fall ſein müſſen, — aber ich ſage, ſo wäre es nicht unmöglich, daß wir in dieſem Falle Schwäger geworden wären. Und“ — fügte der Poſtmeiſter hinzu, indem er ſeine Hand auf das Knie des Fleckenvorſtehers legte, „das hätte mich ſehr erfreut. Wahrhaftig, Sie wiſſen, ich ſchmeichle nie, ja, ich kann ſagen, daß ich die Schmeichler verachte, aber es wäre mir eine hohe Ehre geweſen. Ich habe dieſe meine Meinung bereits mehrmals in Gegenwart des Herrn Grünwaldt und, wenn ich nicht irre, auch des Herrn Stöckchen ausgeſprochen und ich bin überzeugt, daß die genannten Herren das gern beſtätigen werden.“

Der Fleckenvorſteher fühlte ſich dadurch, daß der Herr Poſtmeiſter ſich durch eine Verbindung mit ſeiner Familie geehrt fühlen würde, ſeinerſeits ſehr gehoben,

und teilte das dem Herrn Poſtmeiſter mit. Der Poſtmeiſter führte darauf ſein Glas an die Lippen, verbeugte ſich und ſagte:

„Auf Ihr wertes Wohl!“

„Gleichfalls,“ erwiderte der Fleckenvorſteher.

„Es trat eine längere Pauſe ein, während der der Fleckenvorſteher eine Priſe nahm. Der Poſtmeiſter nahm auch eine Priſe, führte ſie aber nicht zur Naſe, ſondern hielt ſie zwiſchen Daumen und Zeigefinger.

„Vortrefflich!“ rief der Poſtmeiſter nach einer Weile aus, ohne indeſſen näher zu bezeichnen, was er ſo vortrefflich fand. „Vortrefflich!“

„In der That!“ ſtimmte der Fleckenvorſteher zu, obgleich er des Freundes Gedanken nicht kannte.

„Ich meine,“ ergänzte der Poſtmeiſter, „daß es mich aufrichtig freut, daß Paul nach Hauſe kommt, und zwar als gemachter Mann. Es freut mich! Wahrhaftig, es thut mir wohl. Ohne daß ich jedoch“ — fuhr er halblaut fort und warf einen ſo ſchlauen Seitenblick auf ſeinen Freund, daß letzterer, wenn er nicht gewußt hätte, daß ſein vis-à-vis der Poſtmeiſter zu Jakobsburg war, ſehr geneigt geweſen wäre, ihn für ein Mitglied der geheimen Polizei zu halten — „ohne daß ich jedoch mich gewiſſer Zweifel enthalten könnte.“

Der Fleckenvorſteher wurde unruhig und ſah den Poſtmeiſter ſehr geſpannt an.

„Ich meine nämlich,“ fuhr der Poſtmeiſter ganz leiſe fort, indem er ſich zum Fleckenvorſteher hinüberbeugte, „daß es mit der Doktorſchaft nichts iſt.“

Der Fleckenvorſteher fuhr erſchrocken zurück.

„Pſt, mein Lieber," flüſterte der Poſtmeiſter, „hören Sie mich bis zu Ende an. Es kann ſein, daß ich irre. Es haben ſchon andere Leute geirrt als ich. Aber hören Sie meine Bedenken. Wie kann er Doktor werden, da er doch die ganze Zeit über die Rechte ſtudiert hat? Wie kann er ſein Doktorexamen machen, wenn er das Recht erlernt hat? Zum Beiſpiel Ihr Karl. Nun, er weiß in der „Bude" Beſcheid, er hat ſozuſagen den Handel ſtudiert. Kann er aber deshalb, weil er den Handel ſtudiert hat, auch ſein Doktorexamen machen und Arzt werden? Kann er das?"

Der Fleckenvorſteher bekannte, daß ſein Karl, aller Wahrſcheinlichkeit nach, das in der That nicht konnte.

„Hören Sie mich zu Ende. Ich bin nicht unbeſcheiden. Im Gegenteil. Ich ſage im Gegenteil, obwohl ich ſehr gut weiß, daß es einem proteſtantiſchen Chriſten nicht ziemt, ſich ſelbſt zu rühmen, aber ich bin wirklich beſcheiden. Ich ſage alſo zu meiner Frau, daß ich die Möglichkeit nicht in Abrede ſtellen will, daß ich mich irre, daß ich aber unter verſtelltem Namen (der Poſtmeiſter verbeugte ſich verbindlichſt gegen den Fleckenvorſteher und dieſer erwiderte die Verbeugung), natürlich unter verſtelltem Namen, den Caſus meinem Baron vortragen will. Vortrefflich! Wiſſen Sie, was mein Baron antwortete? Ich wette meinen Rotſchimmel gegen ein Ei, ein Handtuch oder einen Handſchuh, daß Sie es nicht wiſſen!"

Der Fleckenvorſteher wußte es in der That nicht.

„Nun, er meinte, in Deutſchland ſei das nicht unmöglich. In Deutſchland gäbe es ſogar Oberlehrer, die Doktoren wären. Aber Sie werden mir zugeben, daß ich recht habe, wenn ich der Meinung bin, daß mein Baron ſcherzte. Wahrhaftig, das werden Sie. Denn wenn ich auch weiß, daß ſie in Deutſchland die Gewerbefreiheit haben, ſo wird darum das Unmögliche doch nicht möglich. Sie werden mir zugeben, daß Ihr Karl ſelbſt in einem Lande, in dem Gewerbefreiheit herrſcht, nicht Arzt werden könnte. Nicht wahr? Das werden Sie?“

Der Fleckenvorſteher gab es zu.

Dann betritt alſo Ihr Neffe den heimiſchen Boden mit einer kleinen Unrichtigkeit, einer kleinen Täuſchung gegen ſeine Mutter, gegen Ihre Schweſter, gegen die Frau Doktorin Schwarz. Ich bin überzeugt, daß er nur den Beweggrund hat, der Dame eine Freude zu machen, aber es liegt doch eine Unrichtigkeit vor, — eine kleine Unrichtigkeit, ich gebe es zu — aber doch eine Unrichtigkeit. Es thut mir leid, es ſagen zu müſſen, es thut mir wahrhaftig ſehr leid!“

Sein Mitgefühl ſchien in der That ſehr erregt zu ſein, wenigſtens ſchnäuzte er ſich ſtark und anhaltend, wie ein Mann, der ſeine Rührung nicht merken laſſen, der ſie totſchnäuzen will, und dem das gelingt.

Der Fleckenvorſteher fiel aus allen ſeinen Himmeln. Er war ſo ſtolz auf ſeinen Neffen, den jungen Doktor Schwarz, geweſen, er hatte ſo aufrichtig teil daran genommen, daß dieſer endlich ſein Ziel erreicht hatte,

es ſogar früher erreicht hatte, als der Sohn des Paſtors, und er hatte die Vorbereitungen zu einem ſeiner würdigen Empfange mit ſoviel Vergnügen getroffen und treffen ſehen, daß es ihm ins Herz ſchnitt, daß der Neffe ſie täuſchte. Es war ihm gar nicht aufgefallen, daß, wenn man Jurisprudenz ſtudiert, man nicht Arzt werden kann (und nur dieſen Begriff verband er und verbanden ſämtliche Jakobsburger mit dem Titel „Doktor"), daß er aus allen ſeinen Himmeln fiel und ſogar im erſten Zorne nicht üble Luſt hatte, zu ſeiner Frau zu gehen und den feſtlichen Empfang abzubeſtellen. Aber die Liebe zu ſeiner Schweſter half ihm dieſen Entſchluß überwinden. „Sie ſoll durch mich nichts davon erfahren. Sie ſoll die Überraſchung voll und ganz genießen," ſagte er ſich.

Frau Dorothea Schwarz wußte nämlich offiziell nicht das Mindeſte davon, daß ihr Sohn bereits in Fluſſau war und heute eintreffen ſollte. Sie hatte nichts von der ſäubernden Thätigkeit Gretes, Peters und der Schwägerin Preußin bemerkt und ſie hatte keine Ahnung davon, daß ſämtliche Kinder in Feſtkleidern und in einer Feſtſtimmung waren. Sie war eben eine einfache Frau und merkte nichts. Sie merkte auch nichts, als zum Mittageſſen die Schwägerin in Locken und im höchſten Staate erſchien und ſich nach und nach der Herr Poſtmeiſter, Herr Grünwaldt und Herr Stöckchen nebſt noch ein paar Herren aus dem Flecken einſtellten. Es fiel ihr nicht auf, daß alle Herren einen Ausdruck der Spannung

im Geſichte hatten und ſie zuweilen mitleidig anſahen. Der Herr Poſtmeiſter hatte nämlich nicht umhin gekonnt, ſeinen ſämtlichen Bekannten die Geſchichte zu erzählen, natürlich unter verſtelltem Namen und nur, um möglicherweiſe noch die Freude zu haben, ſich eines Irrtums überwieſen zu ſehen; ſie betrachteten daher alle die Doktorin als das Opfer eines unerhörten Betruges. Die Doktorin merkte aber nichts, obgleich jeder der Herren, ſobald er ins Zimmer trat, ihr ohne alle und jede Veranlaſſung verſicherte, daß ihr Sohn jedenfalls nicht vor vier Wochen eintreffen könne. Sie merkte nichts, aber ſie aß ſehr wenig und trank ſehr viel Waſſer. Wie ſie ſo in ihrem Hauskleide unter all den geputzten Gäſten daſaß, ſah ſie aus wie eine weiße Taube unter lauter Raben und Krähen, Elſtern und Hähern. Sie merkte auch nichts, als die kleinen Häher unruhig wurden, erſt ans Fenſter und dann zur Thüre hinausflogen. Sie merkte nichts, als die Elſter ihnen nachflog und einige Krähen ihrem Beiſpiele folgten. Sie merkte erſt etwas, als ſie einen raſchen Tritt die Treppe heraufeilen hört, eine bekannte Geſtalt durch die Thüre treten ſah und von lieben Armen umſchlungen wurde.

Die Raben und Krähen, die Elſter und die Häher ſammelten ſich um ſie und hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn jetzt etwas ſehr Romantiſches paſſiert wäre, wenn die Doktorin z. B. vor eitel Überraſchung mit einem Schreie tot zu Boden geſtürzt wäre, aber ſie täuſchten ſich in ihren Hoffnungen. Frau Dorothea Schwarz ſchrak weder auf, noch

ſtürzte ſie tot nieder, ja ſie erhob ſich nicht einmal von ihrem Stuhle, und nur ihre geröteten Wangen und ihre glänzenden Augen bezeugten, daß ſie wußte, daß Pauls Arme ſie umſchlangen, und daß Pauls Mund ſie küßte. Sie ſchrie weder auf, noch fiel ſie tot nieder, aber ſie war ſehr glücklich. Sie war ſo ganz und gar glücklich, daß es ihr nicht einmal unangenehm war, daß er ſie endlich losließ und ſich zu den Raben und Krähen wandte. Während Paul den Onkel und die Tante, die Vettern, die Couſinen und die Bekannten begrüßte, betrachtete ſie ihn und gewahrte mit Entzücken, daß er wohl und kräftig ausſah und daß er ſeinem Vater glich, nur daß in ſeinem Geſicht ein anderer — ein edlerer, kühnerer — Ausdruck war, als in dem ſeines Vaters. Sie beobachtete ihn aber nicht allein. Die Raben und Krähen beobachteten ihn auch, während ſie ihn an ihre Bruſt drückten oder ihm die Hand reichten, und ſie bemerkten mit Ärger, daß er nicht von ihrer Art war, und freuten ſich deshalb, zu wiſſen, daß in Bezug auf den Doktortitel eine kleine Unrichtigkeit mit unterlief. Indeſſen — wie es auch mit ſeinem Gewiſſen ſtand, und mit dieſem mußte es entweder ſehr gut oder ſehr ſchlecht ſtehen, denn er ſah ſo klar und hell darein, als hätte er wirklich ſein Doktordiplom in der Taſche — er mußte hungrig ſein. Und er war hungrig, ſetzte ſich zu Tiſche und aß mit dem beſten Appetite, während die Raben und Krähen ihn umſtanden und dachten: „ſei ſo liebenswürdig wie du willſt, uns betrügſt du nicht; denn wir kennen die „kleine Un-

richtigkeit." Er war aber wirklich sehr liebenswürdig. Er dankte dem Onkel mit herzlichen Worten für den freundlichen Empfang, bat die Tante um Entschuldigung, daß er sich um eine halbe Stunde verspätet hatte, fragte die Bekannten nach ihren Frauen und Kindern und streichelte die kleinen Cousinen. Dabei ruhte sein Blick aber meist auf seiner Mutter, und zwar mit einem so milden, weichen Ausdrucke, daß er zum Schnitt seiner Stirn und seiner Augen und zu dem harten Zug um seinen Mund gar nicht recht passen wollte.

„Warum kommst du erst so spät, Paul?" fragte die Tante. „Du wolltest ja schon vor vier Wochen eintreffen?"

„Ich mußte auf mein Doktordiplom warten," erwiderte Paul leichthin.

Unter den Raben und Krähen entstand eine große Unruhe. Das war doch gar zu frech! Der Postmeister sah Herrn Grünwald an, dieser bemerkte es aber nicht, weil seine Augen eben Herrn Stöckchen zuzwinkerten, der seinerseits einem der Herren aus dem Flecken so kräftig auf die Leichdornen trat, daß er einen leichten Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte. Dem Fleckenvorsteher stieg das Blut zu Kopf und er war, als ein schlichter, einfacher Mann ohne alles Falsch, empört über den Neffen. Aber er faßte sich um seiner Schwester willen und fragte nur, so ruhig wie er konnte: „Hast du es mitgebracht?"

Die Raben und Krähen streckten ihre Hälse lang aus und hielten die Köpfe schief, um die Antwort

beſſer hören zu können, während ihre Augen Paul durchbohrten.

„Ja," erwiderte Paul. „Vielleicht macht es dir Freude, es zu ſehen. Da iſt es" — und damit zog er einen mehrfach zuſammengeſchlagenen Bogen aus der Taſche und reichte ihn dem Onkel. „Es iſt leider lateiniſch geſchrieben," fügte er lächelnd hinzu.

Die Raben und Krähen, die ſchon angefangen hatten, die Hälſe einzuziehen, ſtreckten ſie bei den letzten Worten ſo lang aus, wie es irgend ging. Es war doch noch möglich, daß eine kleine „Unrichtigkeit" im Spiele war.

„Hm!" meinte der Onkel ganz verdutzt und ſtarrte das Diplom an. „Hm! du kannſt dich alſo jetzt, wo du willſt, niederlaſſen und praktizieren? Hier z. B. in Jakobsburg?"

„Was ſollte ich wohl in Jakobsburg, lieber Onkel?" fragte Paul verwundert. „Hier iſt ja kein Gericht."

„Was hat denn aber auch ein Arzt mit dem Gerichte zu thun, mein lieber Paul?"

Paul brach in ein herzliches Lachen aus.

„Lieber Onkel," ſagte er, „ich bin ja nicht Doktor der Medizin, ſondern Doktor Juris. Dieſen Titel erhält man in Deutſchland, wenn man Jurisprudenz ſtudiert und ſein Examen gemacht hat."

„Vortrefflich!" rief der Poſtmeiſter, und „vortrefflich!" riefen alle Raben und Krähen. Sie ſahen, daß ſie ſich getäuſcht hatten, und wußten nun nicht recht, ob ſie ſich darüber freuen oder es bedauern ſollten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Herbſtſonne war bereits hinter den fernen Wäldern verſchwunden, und die Nacht ſenkte ſich raſch herab auf die müde Erde, als die Familie Wolffſchild ſich im Plauderſtübchen verſammelte, um auch dieſen Abend zu verbringen, wie ſie ſchon ſo viele verbracht hatte.

Die Paſtorin und ihre Tochter griffen zu einer Handarbeit, und der Paſtor las ihnen einen Aufſatz aus den proteſtantiſchen Morgenblättern über den Socialismus in Frankreich vor.

Lag es am Thema des Aufſatzes oder lag es in der Luft oder lag es ſonſt woran, die Paſtorin und Gretchen waren wenig bei der Sache, und auch der Paſtor las heute ungewöhnlich zerſtreut vor, las, ohne dazwiſchen innezuhalten und die Seinigen auf dieſes und jenes aufmerkſam zu machen, wie es ſonſt ſeine Art war. Ihrer aller Gedanken weilten ja nicht in Frankreich, ſondern in Berlin, und nicht beim Socialismus, ſondern bei einem jungen Socialiſten. Sie verweilten aber bei dieſem mit der

größten Hartnäckigkeit. Sie mochten thun, was sie wollten, arbeiten oder müßig gehen, wachen oder schlafen, die Gedanken an ihn wurden sie nicht los. Nicht einen Augenblick. Es waren hartnäckige Gedanken, und sie waren es seit vielen, vielen Monaten.

Draußen wurde die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen. Es war das zu dieser Stunde nichts Auffallendes, aber Gretchen erhob ihr Haupt von der Arbeit, über die sie sich gebeugt hatte. Es war auch nichts Auffallendes, daß jemand um diese Zeit durch den Vorsaal ging, aber Gretchen errötete über und über, und sie fühlte, wie ihr Blut ungestüm in ihrem Herzen pochte, wie es sich höher erhob und in ihrem Halse pulsierte, wie es emporstieg zu ihren Schläfen. Sie hatte den Schritt erkannt, der sich jetzt rasch dem Zimmer näherte, und sie hätte, noch ehe Paul, der die Mutter am Arme führte, in der Thür erschien, mit einem Eide erhärten können, daß er kam.

Paul wurde vom Pastor und der Pastorin mit warmem Kusse und herzlichem Handschlage empfangen. „Sei mir tausendmal willkommen in der Heimat, mein lieber, lieber Sohn!“ rief der Pastor und drückte Paul aber- und abermals an seine Brust, während die Pastorin seine Hand hielt und ihn mit prüfenden Augen musterte. Aber es waren nicht nur Freudenthränen, die aus den Augen der Pflegeeltern auf die Stirn und die Hand des Pflegesohnes niedertropften, sie galten zur Hälfte auch dem, der mit ihm kommen sollte, aber ausgeblieben war. Sie

ſchämten ſich indeſſen dieſer Thränen, denn ſie fürchteten, ſie könnten mißverſtanden und dahin gedeutet werden, als ob der Sohn, der vor ihnen ſtand, nur ein ſchwacher Erſatz für den war, der in der Ferne weilte, und ſie unterdrückten ſie. Dann kam die Reihe des Begrüßens auch an Gretchen. Sie reichte Paul die Hand, und er küßte und drückte ſie herzlich. Dann fragte er Gretchen, ob ſie ihn noch ein wenig lieb habe. Sie erwiderte, daß ſie ſich ſehr freue, ihn wieder in der Heimat zu wiſſen. Sie ſagte das, ohne ihn anzuſehen, und küßte dabei ſeine Mutter. Dann nahmen alle Platz, der Paſtor brachte Paul eine Cigarre, ſetzte ſich neben ihn und legte ſeinen ſchweren Arm auf ſeine Schulter.

„Wir haben dich ſehr erwartet, Paul," begann er. „Nicht nur, weil wir uns darauf freuten, dich wieder bei uns zu haben, und dich, der uns als Jüngling verließ, als jungen Mann begrüßen zu können, ſondern auch" — der Paſtor ſtockte einen Augenblick — „ſondern auch, weil du uns vieles erklären ſollſt, was uns rätſelhaft und unbegreiflich erſcheint. Ich weiß, lieber Paul, daß es deinem Zartgefühl in hohem Grade peinlich ſein muß, von deinem Bruder — und ich hoffe, du ſiehſt Willi auch jetzt noch, obgleich ihr euch ja zur Zeit entzweit habt, als deinen Bruder an (Paul nickte und ergriff die Hand des Paſtors) — von deinem Bruder alſo den Eltern Unerfreuliches und Schmerzliches zu berichten. Aber ich bitte dich trotzdem darum. Nicht um unſertwillen, obgleich es für Mutter und mich

natürlich vom höchsten Interesse sein muß, zu erfahren, was unser Kind treibt und thut, warum es sich mit dir entzweit hat, weshalb es seine Eltern und seine Schwester vergessen hat, nein, um seinetwillen — . . ."

Des Pastors Gesicht zuckte schmerzlich und er hielt einen Augenblick inne. Gretchen erhob sich rasch, eilte zu ihm, stellte sich neben seinen Stuhl und legte ihre Hand auf dessen Lehne. Der Pastor fuhr fort:

„Um seinetwillen. Seit wir sein Vertrauen verloren haben, seit er uns, den besten Freunden, die er auf der Welt hat, nichts mehr zu schreiben weiß, als was in jeder Zeitung zu lesen ist, seitdem, und das ist lange her, wissen wir von ihm nicht mehr, als von einem Fremden, denn daß er jetzt mehr und öfter Geld verlangt, als früher, macht uns nicht bekannter mit ihm. Nun meinen wir, daß wir es vielleicht ihm gegenüber versehen, daß wir vielleicht sein Ehrgefühl, ohne es zu wollen, verletzt haben, und er so thöricht ist, uns deshalb zu zürnen. Wir meinen auch, daß er vielleicht mit seiner religiösen Überzeugung nicht zurecht kommen kann, und wir würden gern an seinen Kämpfen teilnehmen und ihm dabei helfen, soweit der Rat anderer Christen einem Jünglinge in solchen Dingen förderlich sein kann. Wir meinen, daß er vielleicht auf eine andere Universität gehen, oder vielleicht gar — und auch darin würden wir ihm, so schmerzlich es uns auch wäre, kein Hindernis in den Weg legen — sich einer anderen

Fakultät zuwenden will und bei der zwiſchen uns eingetretenen Entfremdung nicht den Mut hat, es uns zu ſagen. Mit einem Worte, Paul, ich würde dich gern mit meiner Bitte verſchonen und ich weiß, daß du uns ein großes Opfer bringſt, wenn du ſie erfüllſt, aber ich kann nicht anders, als dich bitten, uns alles zu ſagen, was du von Wilhelm weißt. Du ſprichſt ja zu ſeinen treueſten Freunden, und was du uns auch mitzuteilen haſt — Gewißheit iſt beſſer, als die ſchreckliche Ungewißheit, in der wir uns ſeit lange befinden."

Der Paſtor ſchwieg, und aller Augen richteten ſich auf Paul.

„Ich will ganz offen zu euch ſprechen," begann dieſer. „Ich will es thun, obgleich ich weiß, daß Wilhelm es als einen Verrat an unſerer Freundſchaft anſehen wird. Aber ich glaube, daß ich damit nur eine Freundespflicht erfülle.

„Ich muß etwas zurückgreifen.

„Ihr wißt, in welcher Weiſe Winter auf Wilhelm und mich gewirkt hat, und ihr habt alle mehr oder weniger von den Folgen ſeines verderblichen Einfluſſes auf uns zu leiden gehabt. Ihr wißt, daß Wilhelm und ich in einem Alter, indem es für den Menſchen keine anderen Aufgaben gibt, als Schulaufgaben, uns berufen glaubten, die Welt zu reformieren, und die Verhältniſſe unſerer Heimat haßten, ohne ſie zu kennen. In dem, was Winter uns beibrachte, lag eigentlich nichts Poſitives, aber eben das Unklare, Nebelhafte in ſeinen Lehren übte eine

große Anziehungskraft auf unsere Phantasie aus. Wilhelms Phantasie war lebhafter als meine. In seinem Geistesleben spielte sie überhaupt eine viel größere Rolle, darum verstrickte der Zauber ihn auch mehr als mich. Aber auch ich war davon überzeugt, daß es für unsere Heimat, wie für alle Länder, in denen das Feudalsystem geherrscht hat, keine Rettung gäbe, als die sociale Revolution. Jung und unerfahren, wie wir waren, wußten wir noch nicht, daß Hochmut, Übermut und Selbstsucht allgemein menschliche Fehler sind, und glaubten, sie wären ausschließlich Eigenschaften der Geburtsaristokratie. Da wir nur Bücher lasen, die uns in unserer Richtung bestärkten, so verharrten wir auch noch in ihr, als wir alt genug geworden waren, um sie abstreifen zu können. So gingen wir nach Berlin. Der erste Bekannte, der uns da begegnete, war Winter. Er lebte dort als Litterat, das heißt nach ausländischem Sprachgebrauch, als Schriftsteller. Er ist ein so elender Kerl, wie nur je einer sich in einer großen Stadt von dem Gifte, das aus seiner Feder träufelt, ernährt hat. Das wußten wir aber damals nicht, sondern hielten ihn für einen edlen Menschen, der ein Opfer seiner Überzeugungen geworden ist. Er führte uns in seinen Bekanntenkreis ein. Seine Freunde, meist junge Ärzte, aber auch Kaufleute und Studenten, waren alle durchaus radikal. Die Keckheit, mit der sie über alles und jedes aburteilten, die Sicherheit, mit der sie ihre Ansichten aussprachen, ihre Vertrautheit mit den äußeren Formen

des politiſchen Lebens imponierten uns anfangs ſehr. Eine Weile liefen Wilhelms und meine Erlebniſſe parallel, dann trennten ſie ſich. Ich brauche euch nicht erſt zu ſagen, daß in unſerem Kreiſe nicht viel gearbeitet wurde. Nun wißt ihr ja, wie ſchwer es mir auf dem Herzen lag, daß ich von fremdem Gelde lebte. (Gretchen wollte hier unwillkürlich ihre Hand auf Pauls Schulter legen, beſann ſich aber noch zur rechten Zeit und that es nicht.) Deshalb arbeitete ich. Das brachte mich bald zu mir. Ich ſah allmählich ein, daß mit meinen bisherigen Anſichten im wirklichen Leben nichts anzufangen war, daß ſich darauf weder das Leben des einzelnen, noch das des Staates bauen ließ. Ich las die Handſchrift des perſönlichen Gottes in den Rechtsbegriffen, in dem Gewiſſen des Menſchen, und ich erkannte die Bedeutung der Stände und Ordnungen. Ich gewann mit einem Worte die Civiliſation lieb. Ich will ja aber nicht von mir, ſondern von Wilhelm ſprechen. Wir ſtanden, als wir nach Berlin kamen, wie Brüder zueinander und wir liebten uns auch in der erſten Zeit noch wie Brüder. Aber ich bemerkte nur zu bald, daß Winter mir Wilhelm ſyſtematiſch zu entfremden ſuchte. Dieſes Beſtreben ſteigerte ſich, als er und ſeine Freunde meine Geſinnungsänderung bemerkten. Wilhelm arbeitete nicht, und das war ſein Unglück. Ich ſage, er arbeitete nicht; damit meine ich nicht, daß er unbeſchäftigt war. Im Gegenteil, er las ſehr viel, aber er widmete ſich keinem beſtimmten Fache. Er las, was ihm gefiel und auch

das flüchtig und ohne Sorgfalt. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er auf diese Weise nichts zu stande bringen würde. Im ersten Jahre erwiderte er mir in solchen Fällen, er mache ja nur von dem Privileg des Fuchses und Brandfuchses Gebrauch, wenn er müßig gehe, und es wäre doch nicht schlimmer, ein paar Semester mit dem Studium der Gegenwart und ihrer Bestrebungen zu verbringen, als seine Tage auf der Kneipe zu vergeuden. Später verbarg er sein Unbehagen hinter Empfindlichkeit. So gingen die Dinge ihren Gang bis vor etwa neun Monaten."

Der Pastor hatte die Arme über die Brust gekreuzt und saß kerzengerade und unbeweglich da; Gretchen stand noch immer an seiner Seite und stützte sich auf die Lehne seines Stuhles; die Pastorin hielt die Hände gefaltet im Schoße. Neben ihr saß die Doktorin. Alle vier blieben regungslos und ihre Augen hafteten nach wie vor an Pauls Munde.

„Ich komme jetzt zu dem schwierigsten Teile meiner Aufgabe und ich finde nur in meiner Liebe zu Wilhelm die Kraft, weiter zu reden. Im letzten Winter machten Wilhelm, Winter und ich in Gesellschaft noch einiger Kameraden den Universitätsball mit. Es ist das ein Ball, den die Studenten geben. Während die anderen in einem Nebenzimmer saßen, sah ich dem Tanz zu. Da redete mich eine sehr schöne junge Frau an und fragte mich, ob ich mich ihrer noch erinnere. Ich erkannte sie sogleich. Es war Helene. Sie fragte mich, ob ich schon lange in

Berlin sei und ob Wilhelm sich auch auf dem Balle befinde. Als ich die letztere Frage bejahte, bat sie mich, ihn zu ihr zu schicken. Sie sagte, sie würde sich freuen, einen Schulkameraden und ein Glied der Wolfschildschen Familie wiederzusehen. Sie erzählte mir, daß ihr Mann und sie seit einiger Zeit in Berlin lebten. Sie forderte mich auf, sie doch recht häufig zu besuchen, und that überhaupt sehr herzlich gegen mich. An diesem Abend erneuerte Wilhelm die Bekanntschaft mit Helene."

„Und ihr besuchtet sie nachher?" fragte der Pastor.

„Ja. Wir besuchten sie. Wilhelm zuerst, dann auch ich. Ich habe Helene nie gemocht. Ich habe sie immer für unwahr gehalten und ich halte sie noch dafür. Ich will nicht den Stab über sie brechen und will gern glauben, daß die Verhältnisse ihrer Kindheit sie so herzlos gemacht haben, wie sie es immer war und noch ist, aber das brachte mich ihr nicht näher. Als ich erkannte, und ich erkannte das sehr bald, daß die Jahre sie nicht geändert hatten, stellte ich meine Besuche bei ihr ein. Ich suchte auch Wilhelm von ihrem Unwert zu überzeugen, aber es gelang mir nicht. Das alte Spiel begann von neuem. Wie sie es als Kind liebte, den einen oder den anderen von uns mit sich in eine dunkle Ecke zu nehmen, ihm Bilder aus ihrem Kinderleben zu entwerfen, ihm über die häßlichen Scenen, die zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter gespielt hatten, zu klagen, darüber zu weinen, daß sie einer anderen Konfession angehöre, zu der sie kein inneres Verhältnis

fände und von der ſie doch nicht loskommen könne, — ſo machte ſie es, wie ich glaube, jetzt mit Wilhelm. Ich ſage, wie ich glaube, denn Wilhelm ſprach von ihr nur mit großer Zurückhaltung; aber ich hörte die Melodie ihres Geſanges aus ſeinen Äußerungen heraus. Neu war mir nur, daß ſie ſich jetzt auch mit Politik beſchäftigte, und zu ihren eigenen Leiden auch noch der Schmerz um das Proletariat kam. Da ſie immer alles andere ſein wollte, als ſie ſelbſt, ſo mochte ihr jetzt wohl eine Art deutſcher Madame Roland als Ziel vorſchweben. Unbefangen angeſehen, war das alles einfach lächerlich, aber Wilhelm urteilte anders. Er glaubte an ihre Worte, er glaubte auch, daß eine Revolution vor der Thür ſtehe, in der er eine Rolle zu ſpielen berufen ſei, und er war entzückt, Helene gefunden zu haben."

„Und ihr Mann?" fragte der Paſtor.

„Ihr Mann iſt in ſeiner Art ein merkwürdiger Menſch. Er ſoll ein vortrefflicher Juriſt ſein, und er ſcheint mir, ſoweit ich ihn kenne, ich kenne ihn aber nur wenig, ein harmloſer, wohlmeinender Mann zu ſein. Nichts ſtieß mich mehr ab, als der verächtliche Ton, in dem Helene von dem Manne ſprach, deſſen Namen ſie trägt und der ihr jedenfalls ein rückſichtsvoller Gatte iſt. Aber er iſt allerdings ein Mann, der den Intereſſen der Gegenwart, ſoweit ſie politiſcher Natur ſind, abſichtlich den Rücken wendet und ſich damit begnügt, das Leben auf gut epikuräiſch ſo ſehr zu genießen, wie es ſich verſtändigerweiſe genießen läßt. Sein Verhältnis zu

Helene iſt ein kaltes. Soviel ich ſehen konnte, geht ein jedes ſeine Wege.

„Seit jenem Unglücksballe war Wilhelm faſt täglich bei Helene. Es machte mich mißtrauiſch, daß er anfing, ſehr viel mehr von Mathilde zu ſprechen als bisher, und mir ſeine unwandelbare Liebe zu ihr zu verſichern. Er ſprach auch mit mir von dem Plane, die praktiſche Theologie aufzugeben und eine Profeſſur ins Auge zu faſſen. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß es ihm dazu vielleicht an den nötigen Kenntniſſen fehlen dürfte, aber er meinte, die könne er ſich ja noch aneignen. Ich ſprach mehrmals mit ihm, wie ein Freund zum Freunde ſprechen ſoll, aber das hatte nur die Wirkung, daß er mich zu meiden anfing. Da kam er eines Abends von einer Landpartie zurück, die er mit den Lammſtedts gemacht hatte, und bat mich, am anderen Morgen ihm in einem Duelle zu ſekundieren. Ich verabſcheue das Duell als eine ebenſo verbrecheriſche, wie lächerliche Handlung, ſchlug aber in der Hoffnung, Wilhelms Händel vielleicht noch beilegen zu können, ſeine Bitte nicht gleich ab und bat ihn, mir die Einzelheiten des Streites mitzuteilen. Es erwies ſich, daß es gar keinen Streit gegeben hatte, Wilhelm hatte ſeinen Gegner ohne alle Veranlaſſung beleidigt. Er hatte das gethan, weil er eiferſüchtig war."

„Auf Helene?" rief die Paſtorin.

„Ja, auf Helene. Sein Gegner war ein Herr von Bungerow. Er ſoll einmal in Kurland geweſen ſein und Mathilde ſehr den Hof gemacht haben,

aber das war es nicht, was ihm dieſes Duell zuzog. Ich ſchlug Wilhelm meine Beihilfe rund ab und bot alles auf, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Es gelang mir nicht, und meine Bitten hatten nur zur Folge, daß er ſie in der ſchroffſten Weiſe, ja geradezu feindlich abwies. Überhaupt ging ſeit dieſem Tage eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Er war wie ein Spieler, der ſein Geld verloren hat und nun nicht mehr davor zurückſchreckt, auch ſeine andere Habe in den Abgrund zu ſchleudern. Er ſtieß mich zurück und ſchloß ſich um ſo feſter an Winter. — Es kam zum Duell und das Duell verlief unglücklich."

„Willſt du damit ſagen," fragte der Paſtor mit hohler Stimme, „daß Wilhelm ſeinen Gegner erſchoß?"

„Er war ſo unglücklich."

Die Paſtorin brach in lautes Weinen aus. Gretchen umſchlang ihren Vater mit beiden Armen und küßte ihn, aber er wies ſie ungeſtüm zurück, und ſeine Stimme klang noch hohler und dumpfer, als er zu Paul gewandt ſagte:

„Bitte, fahre fort."

„Ich ſah," fuhr dieſer, mit einem mitleidigen Blick auf die Paſtorin, fort, „Wilhelm am Tage des Duells und auch am folgenden Tage nicht wieder. Da ich einſah, daß ich ihm nicht mehr nützen konnte und daß, wenn überhaupt noch an eine Wendung zum Beſſern in unſerem Verhältniſſe zu denken war, ſie eher eintreten konnte, wenn wir uns trennten, als

wenn wir zuſammenblieben, ſo mietete ich mir eine eigene Wohnung. In der Nacht vor dem Tage, an dem ich unſer gemeinſames Quartier verlaſſen wollte, kam Wilhelm nach Hauſe. Er war furchtbar aufgeregt und in der größten Verzweiflung. Er erzählte mir, daß er Bungerow erſchoſſen und daß eine dämoniſche Macht ihn in den letzten Tagen beherrſcht hatte. Er erzählte mir auch, daß er Bungerow getötet hatte, weil er Helene gefiel, und daß er dieſe, wie er zu ſeinem Schrecken erkannt, leidenſchaftlich liebe. Er erzählte mir auch etwas noch Schlimmeres."

Paul ſah den Paſtor an, als ob er ihn fragen wollte, ob er auch ſtark genug ſei, ſelbſt dieſes Letzte zu erfahren. Der Paſtor verſtand den Blick und nickte. Eine ſo alte, knorrige Eiche wie er brauchte mehr Axtſchläge, um zu ſtürzen.

„Er erzählte mir," fuhr Paul fort, „daß er für alle Zeit an Helene gebunden ſei. Aber ſein gutes Herz und ſein edler Sinn hatten ſich noch einmal aufgerafft. Er war entſchloſſen, ſich aus den Armen, die ihn verlockend zum Abgrund zogen, loszureißen. Er wollte Berlin verlaſſen, euch alles ſchreiben und ein anderer werden. Er war ſehr weich und ſo liebenswürdig, wie ihr ihn alle kennt.

„Am folgenden Nachmittage ſchrieb er an euch. Ich habe vergeſſen, zu ſagen, daß er entſchloſſen war, ſich dem Gericht als den zu nennen, der Bungerow getötet hatte, und ſein Vergehen dadurch zu ſühnen, daß er die auf dasſelbe geſetzte bürgerliche Strafe auf ſich nahm. Am Nachmittage alſo ſchrieb

er an euch. Später wollten wir gemeinsam zum Staatsanwalte gehen. Da er ruhig und gut beschäftigt war, verließ ich ihn auf ein paar Augenblicke, um der Frau, bei der ich die Wohnung gemietet hatte, mitzuteilen, daß ich sie nicht beziehen würde. Unterwegs traf mich ein Professor und bat mich, für ihn einen Geschäftsgang zu machen. Als ich zurückkehrte, fand ich Wilhelm nicht zu Hause. Im Zimmer lag ein Damenhandschuh, und die Wirtin teilte mir mit, daß eine Dame dagewesen, sehr geweint habe und mit Wilhelm fortgegangen sei. Am anderen Morgen ließ mir Wilhelm sagen, daß er zu Winter ziehe.

„Seitdem sah ich ihn nur noch gelegentlich auf der Straße, aber ich erfuhr, daß er täglich bei Helene sei und sah ihn öfter neben ihr in ihrem Wagen fahren. Ich erfuhr auch, daß sein Verhältnis zu ihr dem Kreise, in dem sie lebt, kein Geheimnis mehr war. Ich erfuhr endlich auch, daß Wilhelm ein Leben führt, das er später sehr bereuen wird.

„Ich erfuhr das alles durch Fremde. Er selbst behandelte mich wie einen Feind und erwiederte nicht einmal meinen Gruß. Ehe ich vor acht Tagen Berlin verließ, ging ich zu ihm. Er war leider nicht allein, Winter, der ja sein Stubengenosse ist, und noch ein paar seiner Freunde waren bei ihm.

„Was wünschen Sie?" fragte er mich.

Ich wünsche von dir zu erfahren," erwiderte ich, „was ich deinen Eltern sagen soll, wenn sie mich, der ich nach Kurland zurückkehre, nach dir fragen sollten."

„Sie thäten am beſten, wenn ſie die Familie Wolffſchild gar nicht beläſtigten," erwiderte ungefragt Winter.

„Ohne ihm zu antworten, wandte ich mich an Wilhelm und fragte ihn, ob er unter Vormundſchaft ſtehe und ob ich die Antwort des Herrn Winter als in ſeinem Namen gegeben betrachten ſolle. Er errötete, und wenn er ſich nicht vor ſeinen Geſellen geſchämt hätte, ſo wäre ſeine Antwort anders ausgefallen."

„Und was antwortete er?"

„Er erwiderte einfach: ‚Ja!' Ich ſagte darauf, ich bäte ihn, mir dieſen Beſcheid ſelbſt zu erteilen, und er wiederholte mir unter großem Gelächter der übrigen wörtlich, was Winter geſagt hatte. Ich machte noch einen Verſuch: ich ſchrieb an ihn, teilte ihm den Tag meiner Abreiſe mit und bat ihn, da ich ihn in ſeiner Wohnung nicht allein ſprechen könne, zu mir zu kommen und mich nicht mit einem ſolchen Beſcheide zu entlaſſen. Er antwortete weder noch kam er. Das iſt alles, was ich euch von Wilhelm erzählen kann." —

Die Paſtorin weinte bitterlich; Gretchen war totenbleich; regungslos, die Arme über die Bruſt gekreuzt, die Augen noch immer auf Pauls Mund geheftet, ſaß der Paſtor da und nickte nur zuweilen wie zuſtimmend mit dem Kopfe. So bewegt ſich leiſe der Gipfel der Eiche, wenn die Schläge der unbarmherzigen Axt durch das Holz dringen und das Mark treffen.

Gretchen ſprach zuerſt. Wieder umfaßte ſie den Vater mit beiden Armen, küßte ihn auf die Wange

und küßte seine Hände. „Vater, du und Mutter müßt nach Berlin reisen."

Der Pastor erhob seine Augen von Pauls Munde und sah seine Tochter an. Aber er antwortete nicht. Er hatte sie nicht verstanden.

„Vater," wiederholte sie flehend, „Vater! ich bitte dich, reise mit Mutter nach Berlin. Holt ihn selbst zurück."

Der Pastor erhob sich rasch von seinem Stuhle und richtete sich hoch auf. Seine Augen rollten, und seine Rechte griff mechanisch in die Luft, als suchte sie nach einer Streitaxt, dem mißratenen Sohne das Haupt zu zerschmettern. Aber sie waren beide nicht da, der Sohn nicht und die Streitaxt nicht, und er brach, einen tiefen Seufzer ausstoßend, so plötzlich zusammen, daß weder Paul noch Gretchen, obgleich sie dicht neben ihm standen, ihn aufhalten konnten.

Sie hoben ihn auf, trugen ihn in sein Schlafzimmer und legten ihn auf sein Bett. Sie riefen ihn durch scharfe Essenzen ins Leben zurück, aber er sprach kein Wort. Er winkte ihnen nur mit der Hand, sie möchten ihn verlassen. Als es geschehen, hörten sie, wie er sich erhob, die Thüre verschloß und sich dann wieder auf sein Lager warf.

Sie verbrachten eine lange, lange Nacht im Zimmer vor des Pastors Schlafstube. Eine lange, lange Nacht, und die Pastorin vergoß viele Thränen in dieser Nacht. Unzähligemal ging Gretchen an des Vaters Thür und fand sie immer verschlossen, bis sie endlich

eintreten konnte. Sie erschrak über des Vaters verstörtes Gesicht.

„Werfet auf Ihn all' eure Sorgen, denn Er nahm auf sich all' unsere Missethat und lud auf sich all' unsere Sünden," flüsterte sie, als er sie in seine Arme schloß.

„Gretchen," sagte der Pastor, „mein Kopf ist so benommen, daß ich nicht mehr genau weiß, was Paul uns erzählte. Gretchen, belüge mich nicht, sprich die Wahrheit. Hat Wilhelm etwas Ehrloses gethan?"

Die Tochter wußte, wie er das meinte, aber sie nickte doch.

Der Pastor mißverstand sie. „Also nicht," rief er. „Gottlob! Auch in meiner größten Verzweiflung verließ mich diese Hoffnung nicht; aber ich war meiner Sache nicht sicher. Was hat er gethan, Gretchen?"

Gretchen kam seinem Gedächtnisse zu Hilfe. „Nun, er hat schwer gesündigt," sagte der Pastor, „sehr schwer, aber er hat nichts Entehrendes gethan und nun kann noch alles gut werden. Wenn ich mich nur auf mich selbst besinnen könnte. Reiche mir ein Glas Wasser."

Sie brachte es ihm, und er leerte es auf einen Zug. Sie brachte ihm noch eins, und er bat sie um ein drittes.

„Ist Paul noch hier?" fragte er.

„Ja, Vater!"

„Ist es schon spät?"

„Ja, es ist schon Tag.“

„Bitte deine Mutter zu mir zu kommen.“ Die Pastorin trat ein und sank ihrem Manne schluchzend in die Arme. Der Anblick ihrer verweinten Augen brachte ihn schneller zu sich, als etwas anderes es gekonnt hätte.

„Weine nicht, Frau,“ sagte er mit weicher Stimme, indem er mit seiner Rechten über ihr Haar strich. „Noch ist nicht alles verloren, noch kann alles wieder gut werden. Er hat nichts Ehrloses gethan.“ Der Pastor hielt einen Augenblick inne, als fürchtete er, durch einen Widerspruch unterbrochen zu werden; als das nicht geschah, wiederholte er zuversichtlicher: „Er hat nichts Ehrloses gethan. Er ist leichtsinnig gewesen, er hat im Duell Unglück gehabt, auch in der Liebe, und er hat darüber den Kopf verloren. Wir werden zu ihm eilen, und er wird seine Vernunft wiederfinden.“

„Ach Gott — Harald,“ schluchzte die Pastorin, „unser Willi ein Mörder und Ehebrecher!“

„Pah! du übertreibst, Frau. So arg ist es nicht. Wir werden ihn herholen und ihn zurechtbringen, wie ich ihn damals in Flussau zurechtbrachte. Weine nicht, Frau, das hilft zu nichts. Wir wollen unser Leid als Christen tragen. Wir wollen unserer Gemeinde kein schlechtes Beispiel geben. Wir wollen auf dessen Hilfe vertrauen, der uns unser Kind gab. Er wird uns in der Not nicht verlassen. Er wird unsere Lippen beredt machen, daß sie ihn von seinem Pfade abrufen.“

So ſprach er, aber als die zweite Nacht das Jakobsburger Paſtorat in ihren Schleier hüllte, ſaß Gretchen am Bett eines Nervenfieberkranken, und Paul und der alte Diener hatten all ihre Kraft nötig, um ihn im Bette zu erhalten. Er wollte durchaus zu dem, der nichts Ehrloſes gethan hatte und doch verdarb. Er ſah ihn bald ertrinken, bald verbrennen.

So phantaſierte er lange, lange Nächte hindurch.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Götzenhöffsche Langerwald hatte eine so gute Jagd und einen so guten Jagdgrund, wie nur ein Baron in Kurland. Er hatte in seinem Walde viele Rehe und Füchse und in seinem Zwinger zwölf Koppeln Jagdhunde mit so trefflichen Nasen und so schönen Stimmen, daß seinen Gästen darüber das Herz im Leibe lachte. Nur wenige gaben dem Wittenbergschen Langerwald recht, wenn er behauptete, daß die Götzenhöffsche Jagd der weiland Essernschen doch nicht ganz gleich käme, und es war wohl nicht zufällig, daß diese wenigen alle der Langerwaldschen Familie angehörten, einer Familie, deren Angehörige gern auch ohne Not widersprachen. Wenn das Reh im stillen Walde diese Meute erst einmal hinter sich hatte anschlagen hören, so war es verloren, es mochte noch so rasch und listig sein, und es war der günstigste Fall, wenn ein Schuß ihm ein schnelles Ende bereitete und es dadurch vor dem Schicksal bewahrte, totmüde von den Hunden zerrissen zu werden.

Zweimal im Jahre kamen die Rehe in solche Not. Das eine Mal im Frühherbst, dann hatten sie

es nur mit der Familie Langerwald zu thun; das andere Mal im Spätherbſt, und dann hetzte die ganze Nachbarſchaft auf fünf Meilen in der Runde hinter ihnen her.

Heute waren es lauter Langerwalds, die mit Jägern und Hunden zu Walde zogen. Die Hörner klangen ſo luſtig, wie ſie überall klingen, wo der Menſch mordet: in der Schlacht und auf der Jagd, die Herzen ſchwollen ſo ſtark, wie ſie überall ſchwellen, wo der Zerſtörungstrieb in der Menſchenſeele erwacht iſt.

Die Jagd fiel ſo gut aus und verlief ſo glücklich wie alle Jagden, die ſeit zwanzig und mehr Jahren in Götzenhof abgehalten worden waren. Man erlegte viel Wild, leerte fleißig die Jagdflaſchen und trieb allerlei althergebrachte Scherze. Der alte Zeichners (ein zweibeiniges Familieninventarſtück der Langerwalds, der bald hier, bald dort als Hauslehrer aushalf) bekam eine mit Salz geladene Flinte — wie ſeit zwanzig Jahren, — dem alten Rothenbergſchen war wieder in beiden Läufen das Schrot abgezogen — wie ſeit zwanzig Jahren, — und der Wittenbergſche machte, als die Hunde einmal auf falſcher Fährte davongingen, die Bemerkung, ſo etwas wäre ſeiner Zeit in Eſſern nie vorgekommen, — wie ſeit zwanzig Jahren.

Von Unglücksfällen kam nichts Erhebliches vor, als daß zwei der beſten Hunde zuſammengekoppelt einen Fuchs hoben und ſich bei dieſer Gelegenheit erwürgten, und daß ein Piqueur ſich den Arm und

des Wittenbergschen falbe Stute „Marfa Posſadnitza“ ſich das rechte Bein brach, was ihren Beſitzer in ſeiner Anſicht über das Verhältnis der Götzenhöffſchen zur weiland Eſſernſchen Jagd natürlich nur noch beſtärken konnte.

Nun ſaßen ſie alle bei der Mahlzeit zuſammen, und ſie bildeten eine ſo ſtattliche Geſellſchaft, wie nur eine in Kurland. Sie waren alle mehr oder weniger tüchtige Landwirte, hielten etwas darauf, gute Herren zu ſein und faßten im allgemeinen ihre ſoziale Stellung als eine Verpflichtung auf, den guten Namen, den ſie von ihren Vätern zugleich mit ihren Gütern ererbt hatten, auch mit dieſen auf ihre Kinder zu übertragen. Manche von ihnen waren freilich auch wunderliche Käuze.

Da war der General Langerwald, der einzige Militär in der Familie, denn die Langerwalds hatten früher immer in Preußen Kriegsdienſte genommen und ſeit das nicht mehr anging, der Kriegsfahne Valet geſagt. Der General war von ſeiner früh verwitweten Mutter zu großem Ärger des ganzen Geſchlechtes in eine Militäranſtalt gegeben worden und war dann weiter ſeinen Weg gegangen, bis er nach dem Krimkriege in die Heimat zurückkehrte.

Jetzt erzählte er ſeinen Tiſchnachbarn, zwei blonden jungen Herren, die eben aus Heidelberg zurückgekehrt waren, von den Sewaſtopoler Tagen.

„In jener Nacht,“ ſagte er, „war es ſo ſtockfinſter, daß man ſeinen Vordermann nicht erblicken konnte. Sie verſtehen: Licht durften wir nicht

haben, ſonſt hätten die Feinde gemerkt, daß wir eine Brücke ſchlugen."

„‚Garantieren Sie mir,' fragte der Höchſtkommandirende den Ingenieurgeneral, ‚daß die Brücke hält?' — ‚Excellenz,' antwortete dieſer, ‚ich garantiere für nichts!' — ‚Gut,' ſagte der Höchſtkommandierende, ‚es iſt im Grunde auch gleichgültig.' Und wir betraten die Brücke. Ein Geländer gab es natürlich nicht, und das Gedränge war ſo groß, daß die Brücke drei Fuß unter Waſſer ſtand. Wir aber marſchierten vorwärts: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Wer einen Schritt von der geraden Richtung abwich, war verloren. Das iſt etwas Anderes als eine Studentenmenſur. Was?"

„Fatale Lage, wahrhaftig!" erwiderte der eine der jungen Herren.

„Wo waren in jener Nacht die Moskauer Schreier?" fuhr der General fort, indem er ſeinem langen Schnurrbart eine kühne Schwenkung gab. „Wo waren ſie damals? War Katkow da? War Leontjew da?"

Die jungen Herren gaben durch Schütteln des Kopfes zu erkennen, daß ihrer Meinung nach die Genannten nicht dort waren, obgleich ſie mit ihren Namen keinen anderen Begriff verbanden, als daß ohne Zweifel von zwei männlichen Weſen ruſſiſcher Nationalität die Rede war.

„Ich frage, wo waren in jener Nacht Katkow und Leontjew? Waren ſie bei uns auf der Brücke? Waren ſie todmüde, pulvergeſchwärzt, völlig durch-

näßt? Kamen ſie aus dem Malakow? Nein, und nein, und abermals nein! Aber wir Balten waren dort. Wir gingen über die Brücke, todmüde, pulvergeſchwärzt, völlig durchnäßt. So kamen wir Balten aus dem Malakowturm. So kamen wir Balten aus einer Feſtung, in der wir bei jedem Schritt über die Gebeine unſerer Brüder ſtolperten. Und doch wagen ſie es dort (der General zeigte mit der Rechten nach Oſten) unſere Loyalität anzuſchwärzen. Das wagen ſie. Und man erlaubt Leuten, die Seiner Majeſtät, unſeres allergnädigſten Kriegsherrn (der General verbeugte ſich nach Norden und ſetzte ſein Glas auf einen Augenblick an die Lippen) allergetreueſte Unterthanen verdächtigen, noch Profeſſoren, noch Lehrer der Jugend zu bleiben!"

Der eine der jungen Herren wußte nicht recht, was er dazu bemerken ſollte, und ſagte endlich: „Allerdings!"

„Es iſt anders geworden in Rußland," fuhr der General fort. „Es iſt ganz anders geworden. Die Leute thun, was ſie wollen. Wahrhaftig! Die Zeitungen ſchreiben, was ſie wollen. In der That, die Jugend wächſt auf ohne Gottesfurcht und Loyalität. Bei Gott!"

Felix, der dem General gegenüber ſaß, unterbrach hier das Geſpräch, indem er ihn fragte, ob er noch die Windhunde habe, die er aus der Ukraine mitgebracht hätte.

Der General war zwar ſo ſehr in den Peſſimismus hineingeraten, daß er eben im Begriff

ſtand, zu behaupten, ſie wären tot und dieſe betrübende Thatſache mit der im Reiche herrſchenden Zuchtloſigkeit logiſch verbinden wollte, aber es fiel ihm ein, daß die Hunde noch lebten. Da er nun ein wahrheitsliebender Mann war, ſo bejahte er die Frage.

Die jungen Herren benutzten dieſe Gelegenheit, um von der hohen Politik auf bekanntere und intereſſantere Gegenſtände überzulenken, und hielten den General bei den Windhunden feſt, obgleich er mehrmals mit den Worten: „Frankreich muß durchaus“ — anhub.

Rechts und links von Frau von Langerwald ſaßen zwei Vollblut-Originale, die die Spitznamen Schlampe und Pampe hatten. Es waren ein paar Herren vom ganz alten Schlage. „Eine Büchſe, ein Pferd, ein halbes Dutzend Jagdhunde und ein weiter, weiter Wald“ — das war alles, was ſie vom Leben verlangten und das hatten ſie. Nach anderen Leuten fragten ſie nicht, und um anderer Leute Meinung kümmerten ſie ſich nicht.

Schlampe war der Ältere, und Pampe liebte ihn ſehr, widerſprach ihm aber trotzdem bei jeder Gelegenheit und verſetzte ihn dadurch in den größten Zorn; woraus er ſich nichts, ſein Bruder ſich aber um ſo mehr machte. Schlampe hatte eine geheime Hinneigung zur Kunſt und unter ſeinen Freunden ging die Sage, er habe ſogar einmal auf eine ſchöne Gouvernante ein Gedicht gemacht, das mit den Worten anfing: „Sie bat mir, ich möcht' ihr, aus der größten Verlegenheit reißen thun.“ Wenn er ganz allein

war, las er fleißig, aber er hielt es für eine Schande, davon zu sprechen.

Pampe teilte diese Passion nicht, obgleich er auch ein sehr empfängliches Herz hatte; wenigstens fand ihn einst der Götzenhöffsche mit Thränen in den Augen über einem Buche, das er vergeblich zu verstecken suchte, das er vorweisen mußte und das sich als der „Loango" von Franz Hoffmann erwies. Schlampe war Rationalist, Pampe orthodoxer Lutheraner, Schlampe liberal, Pampe hochkonservativ, Schlampe großdeutsch, Pampe kleindeutsch. Schlampe lag mit der Orthographie nur in Fehde, Pampe hatte sich ein eigenes orthographisches System gebildet. Er schrieb mit kleinen Anfangsbuchstaben die Worte: Demokrat, Revolution, Parlament, Kaufmann, Litterat, Jurist, Katholik, Mönch, Nonne, Fabrik, Dampf, Eisenbahn, Feigheit, Geiz, Prahlerei; dagegen mit großen auch die Eigenschaftsworte und Zeitworte, die zusammenhängen mit: Konservativ, Landtag, Edelmann, Gutsbesitzer, Geistlicher, Protestant, Lutheraner, Gut, Wagen, Pferde, Büchse, Flinte, Schuß, Hund, Wild, Beständigkeit, Freigebigkeit, Gastfreiheit, Wohlthätigkeit, Stolz, Treue, Glaube, Mut.

„Beste Cousine," sagte Schlampe zu Frau von Langerwald, „ich bedauere es durchaus nicht, daß es keine baltische Litteratur gibt. Wir brauchen keine Litteratur, aber die Litteratur braucht uns. Hippel z. B.: Ist es zufällig, daß einer der besten Romane, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden, gerade in

Kurland ſpielt? Warum ſind Minchen und Alexander Kurländer? Warum iſt Herr von G . . . ein Kurländer? Kennen Sie den Roman? Nein? Nun, aber Minna von Barnhelm kennen Sie doch? Gut, bleiben wir bei ihr. Warum hat Leſſing Tellheim gerade zu einem Kurländer gemacht? Warum nicht zu einem Sachſen oder Schwaben, Franken, Bayern oder Preußen? Ich will es Ihnen ſagen, meine beſte Couſine. Weil er ein Muſterexemplar von einem Edelmanne brauchte. Weil er einen Edelmann brauchte, der ein edler Mann war vom Scheitel bis zur Sohle."

Pampe bemerkte, daß ſich ſolche Exemplare auch außerhalb Kurlands finden ließen.

Schlampe geriet darüber außer ſich. „Davon verſtehſt du nichts, Brüderchen. Entſchuldige, Brüderchen, aber in wiſſenſchaftlichen Dingen darfſt und kannſt du nicht mitſprechen. Davon verſtehſt du nichts. Achte auf meinen Rat, du kannſt dich dadurch kompromittieren."

Da Pampe ſeinen Zweck erreicht hatte, ſo ſchwieg er.

„Ich will gar nicht leugnen," fuhr Schlampe ruhiger fort, „daß es auch unter den Vettern in Deutſchland Leute gibt, die wie Tellheim gehandelt hätten, aber dort iſt es eine Ausnahme, bei uns die Regel."

„Gott ſtraf mich! Du haſt Recht, Brüderchen," unterbrach ihn der Götzenhöffſche lachend.

Das Geſpräch kam nun auf die europäiſche

Politik und schließlich auch auf Berlin, aus dem der Wittenbergsche eben zurückgekehrt war.

„Apropos, meine Herren," sagte er, „Sie kennen ja wohl auch den jungen Wolfschild?"

Die Frage wurde bejaht.

„Nun, der wird seinem Vater auch nicht viel Freude machen."

„Gott straf mich! Warum nicht?" fragte der Götzenhöffsche, der seine Tochter erbleichen sah.

„Weil er erstens den Herrn von Bungerow, der vor einigen Jahren im Lande war und den Sie ja auch kennen, erschossen hat, und zwar ohne jeden rechten Anlaß, und weil er ferner mit der Helene Annenburg, die in Berlin verheiratet ist, ein so offenkundiges Verhältnis hat, daß alle ihre Bekannten darum wissen. Wie man glaubt, auch ihr Mann, der sich wohl vor Wolfschilds Pistol fürchten mag."

Der Wittenbergsche erzählte das ganz zufällig und hatte keine Ahnung davon, welches Unheil seine Worte anrichteten.

„Der Pastor ist mein Freund," sagte der Götzenhöffsche, und seine Stimme zitterte. „Ich darf daher, Gott straf mich! wohl fragen, ob das, was Sie uns da erzählen, nur ein Gerücht ist, oder ob Sie es auch zu beweisen in der Lage wären?"

„Ich wiederhole nur, was man mir erzählt hat," sagte der Wittenbergsche verwundert. „Meine Quellen sind die in Berlin studierenden Landsleute."

Die Hausfrau hob die Tafel auf, und es war hohe Zeit, denn Mathilde hätte keinen Augenblick

länger an ſich halten können. Sie hätte ſich auch nicht bis jetzt aufrecht erhalten, wenn ſie nicht gefühlt hätte, daß ihres Vaters und ihres Vetters Felix Augen auf ihr ruhten. Sie war zu ſtolz, um nicht alle Kräfte zuſammenzunehmen, um jene glauben zu machen, ſie ſähe in den Worten des Wittenbergſchen nur ein elendes Geklätſch. Aber es war doch gut, daß die Tafel aufgehoben wurde und Mathilde unbemerkt auf ihr Zimmer eilen konnte. Hier machte ſich die Leidenſchaftlichkeit ihrer Natur in den heftigſten Äußerungen der Verzweiflung Luft. Würde ſie die Nachricht ohne alle Vorbereitung empfangen haben, ſo hätte ſie über ſie gelacht. Es lag in ihrem eigenen zähen, ja ſelbſt harten Temperament nichts, was ihr Treuloſigkeit hätte begreiflich erſcheinen laſſen, und dem vom Glück verwöhnten, von den ihrigen angebeteten Kinde des Götzenhöffchen Langerwald lag Mißtrauen (dieſe Morgengabe der Armut) ſo fern, wie nur je einem nie betrogenen Kinde.

Aber der Schlag traf ſie nicht ganz unvorbereitet. Hatte ſie es ſich bisher auch nicht eingeſtanden, ſo hatte ſich doch ganz allmählich der Gedanke in ihr feſtgeſetzt, daß der Geliebte ihrer Seele auf Abwege geraten war, auf Abwege, die auch wohl ſeiner Liebe zu ihr gefährlich werden konnten. Sie hatte dieſen Gedanken zuweilen wie ein ſchweres Unrecht angeſehen, das ſie dem Geliebten anthat; aber ihn ganz zu bannen, hatte ſie nicht mehr vermocht. Als jetzt nackte Thatſachen vor ihr zu ſtehen ſchienen, ſah ſie alle Luftſchlöſſer, in denen ſie ſeit vier Jahren faſt

ausschließlich gelebt hatte, zusammenbrechen. Sie war nicht angekränkelt von des Gedankens Bläſſe. Sie konnte nicht darüber philoſophieren, daß Wilhelm ein anderer Charakter ſei als ſie, denn ſie hatte nie über ſeinen Charakter nachgedacht; daß er vielleicht übermenſchlicher Verſuchung erlegen ſei, denn was wußte ſie von den Verſuchungen des Lebens? Daß die lange Trennung ihn entſchuldigte — ſie hatte ihn ebenſolange nicht geſehen und ſie liebte ihn doch noch mit jeder Faſer ihres Herzens. Sie liebte ganz und ſie wußte nichts von einer Liebe, die nicht ganz war. Für ſie gab es hierin keine Übergänge. Man liebte oder man liebte nicht, man war treu oder man war es nicht. Wer untreu war, war ehrlos, und wer ehrlos war, durfte von einem ehrlichen Mädchen nicht geliebt werden. Mit ganzer Kraft ſuchte ſie dieſe Liebe aus ihrem Herzen zu reißen, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Vielleicht war ja auch noch nicht alles verloren. Konnte es ſich nicht nur um ein unbegründetes Gerücht handeln? Konnten nicht die böſen Menſchen Wilhelms vertrauten Verkehr mit der Jugendfreundin nach ihrem eigenen, ſchlimmen Sinne ausgelegt haben? Konnte er nicht Bungerow aus tauſend anderen Gründen erſchoſſen haben? Etwa aus Eiferſucht, weil er ihr, Mathilde, einſt den Hof gemacht hatte? Erſchien ihr das alles nicht nur ſo ſchrecklich, weil ſie von Gretchens Beſorgniſſen angeſteckt war? Waren nicht am Ende alle ihre Beſorgniſſe nur darauf gegründet, daß er ungern ein Theologe blieb? Konnte nicht

noch alles gut werden und vor der Wahrheit zergehen, wie der Nebel vor der Sonne?

Aber warum kam er, wenn er ſie wirklich liebte, nicht wenigſtens einmal in der langen Zeit nach Hauſe? Er hätte Mathilde nicht ſprechen können, gut, aber er hatte niemals verſprochen, ſie vor fünf Jahren nicht zu ſehen. Wie konnte er, wenn er ſie noch liebte, das Verſprechen, das er Gretchen gegeben hatte, ſo ſehr halten, daß er in der letzten Zeit ſie ſogar nicht mehr grüßen ließ, obgleich er ſich doch denken konnte, daß ſie ſeine Briefe leſen würde? Warum wußte er in ihnen ſo gar nichts von ſich zu erzählen? Warum eilte er nicht, ſeine Studien zu beenden, da er doch wiſſen mußte, daß dies der beſte Weg war, um die Probezeit zu verkürzen? Warum ließ er ſich von Paul überholen? Warum ſprach er nie von ſeiner Zukunft? Sollte ferner ein ſolches Gerücht ſo ohne weiteres entſtehen? Sollte es nicht wenigſtens in der Hauptſache recht haben?

So ſann Mathilde, und niemand ſtörte ſie. Dafür ſorgte ihr Vater. Er kannte den Sinn ſeiner Tochter, weil es ſein eigener war und er überließ ſie der Einſamkeit und ihrer eigenen, kräftigen, geſunden Natur. Aber eine ſchwere Sorge um ſein Kind lag doch auf ſeinem Herzen. Würde ſie die Kraft haben, dieſen Schlag zu ertragen oder würde ſie ihm erliegen? Er zweifelte nicht an Wilhelms Schuld, in der er, an und für ſich, wenn er ſie nicht mit den Augen ſeines Kindes geſehen hätte, nichts Großes gefunden haben würde. Er zürnte Wilhelm, nicht weil er

jemand im Duell erſchoſſen hatte und mit einer Frau in ehebrecheriſchem Verhältniſſe lebte — ſolche Antecedentien hätten ihn in der Wahl eines Schwiegerſohnes nicht geſtört — aber er zürnte ihm, weil er Mathilde ſolchen Schmerz bereitete, weil er Mathildens Lebensglück, wenn nicht gar ihr Leben ſelbſt, durch ſeinen Leichtſinn in Gefahr brachte. Der Baron verlangte Keuſchheit nur von den Frauen, und es fiel ihm nicht ein, etwas Ehrloſes darin zu ſehen, daß ein junger Mann, der einmal ein Mädchen geliebt hatte, ja der ſie vielleicht noch liebte, ſich, fern von ihr, die Zeit mit der erſten beſten anderen vertrieb; aber er konnte ſich denken, daß ein Weib, daß ſeine Tochter hierin anders empfand. Und das mußte ihm gerade jetzt paſſieren, wo er ſich ſchon in das Unvermeidliche gefügt hatte, wo er eben bereit war, das Glück ſeines Kindes nach deſſen eigenem Sinne zu begründen. Nun war wieder alles ungewiß, und Ungewißheit war dem Baron in allen Dingen tödlich zuwider. Was würde Mathilde thun? Würde ſie das Verhältnis löſen? Und wenn ſie es löſte, würde es dann für immer ſein, oder würde ſie dieſe Neigung nicht loswerden, würde aus beiden doch noch ein Paar werden?

Der Baron glaubte das letztere und darum ärgerte ihn ſo ſehr, daß, was gleich geſchehen konnte, erſt auf langen Umwegen und unter vielen Scenen (und wie haßte er ſolche) erreicht werden ſollte.

Es war ſpät in der Nacht, als der Baron an Mathildens Thür klopfte und, wie er erwartet hatte,

gleich Einlaß fand. Die Bläſſe ihres Geſichtes, wie das ſcharfe Hervortreten der einzelnen Züge desſelben zeigten ihm, was für ein harter Kampf hier gekämpft worden war. Er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt: man mußte ihr Zeit laſſen, ſich in das Geſchehene zu finden. Dieſem Entſchluſſe gemäß ſprach er zu ihr. Er behauptete der feſten Überzeugung zu ſein, daß an allem, was der Wittenbergſche geſagt hatte, nicht ein wahres Wort ſei, und lobte ihren Entſchluß, ſich unmittelbar an Wilhelm zu wenden. Er wies aber auch darauf hin, daß ſelbſt, falls es ſich nicht um ein Gerücht, ſondern um eine Thatſache handeln ſollte, er von ihr erwarte, daß ſie nicht vorſchnell handeln und ſich bewußt bleiben würde, daß ihr Entſchluß jedenfalls ein definitiver ſein müſſe. Fühle ſie nicht die Kraft in ſich, dieſe Neigung aus ihrem Herzen zu reißen, ſo möge ſie mit ihrer Verzeihung, die ſicher erbeten werden würde, nicht lange zögern und der Sache ein Ende machen. Im entgegengeſetzten Falle möge ſie dagegen alles thun, das Geweſene zu vergeſſen und ſich ausſchließlich dem Werdenden zuwenden.

„Entſcheide dich, wie du willſt," ſagte er, „aber thue nichts Halbes. Neunzig Prozent alles Unheils in der Welt entſteht dadurch, daß man zu vereinigen ſucht, was ſich nicht vereinigen läßt, und, nachdem man das eine von zwei unvereinbaren Dingen ergriffen hat, noch mit dem anderen kokettiert."

So ſprach er bis ſpät in die Nacht zur Tochter,

während er ſie zärtlich umfaßt hielt und von Zeit zu Zeit auf die Stirn küßte. Dann ſagte er mit einem zuverſichtlichen Lächeln: „Gute Nacht, Madame Wolffchild!“ und ging.

Als er nach ein paar Stunden auf Strümpfen wieder vor ihrer Thür ſtand und horchte, vernahm er keinen Ton.

Sechzehntes Kapitel.

So ſtill war es auch noch in Mathildens Zimmer, als ihr Vater am anderen Morgen wieder vor der Thür ſtand und horchte. Als er eintrat, fand er ſie angekleidet am Fenſter ſitzen: ſie hatte ſich offenbar gar nicht zu Bette gelegt.

„Wie geht es dir, mein krankes Vögelchen?“ fragte er, indem er ſich über ſie beugte und ſie zärtlich küßte. „Biſt du ruhiger geworden, mein Kind?“

Mathilde ſchüttelte den Kopf.

„Ja, ja, erſter Kummer, ſchwerſter Kummer! Das erfährſt du nun auch. Gott weiß, wie gern ich dir helfen würde, ihn zu tragen, aber in ſolchen Dingen muß jeder mit ſich ſelbſt fertig werden.“

Er nahm einen Stuhl, ſetzte ſich zu ihr, und umſchlang ſie mit dem Arm. Sie ſchwiegen lange. Endlich fragte Mathilde:

„Papa! glaubſt du, daß er ehrlos ſein kann?“

„Ich kenne ihn faſt gar nicht, mein Kind, aber ich kann mir das von ſeines Vaters Sohn nicht denken; und auch ſeine Verwandten ſind achtungswerte Männer.“

„Wenn er mich wirklich betrogen hat, ist er ehrlos, Papa!“

„Das kann ich nicht finden, mein Herzenskind. Gott straf mich! Du weißt, wie böse ich auf ihn bin, weil er meinem Herzblättchen solchen Kummer macht, aber ich kann ihn deshalb doch nicht für ehrlos halten.“

Der Baron hielt inne, als ob er einen Widerspruch erwartete, seine Tochter seufzte aber nur und schwieg.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr der Baron fort, „er war ja nicht mit dir verlobt. Ich ließ ihm ausdrücklich durch seinen Vater sagen, daß er sich als völlig frei betrachten möge. Ich hoffe, daß ich dadamals auch in deinem Sinne handelte.“

Mathilde stöhnte und legte die Hand auf die Brust.

„Wir müssen gerecht sein, Mathildchen. Er war ganz frei. Er wie du. Ich hätte es ihm nicht gestattet, drein zu reden, wenn du ihn in dieser Zeit vergessen und einen anderen gewählt hättest. Was aber dem einen recht, ist dem anderen billig. Ich begreife es heute selbst nicht mehr, wie ich alter, erfahrener Mann es für selbstverständlich hielt, daß er dir so treu bleiben würde, wie du ihm. Das mag wohl daran gelegen haben, daß ich es überhaupt nicht begreife, wie ein junger Mann dich kennen kann, ohne dich zu lieben. Oder war es, weil ich glaubte, der Sohn müsse sein wie der Vater? Zürne mir nur. Du hast allen Grund dazu. Ich hätte dir diese Möglichkeit immer vor Augen halten sollen.“

Mathilde verhüllte ihr Geſicht mit den Händen.

„Mein liebes Kind," fuhr der Baron fort, indem er neben der Tochter niederkniete und ihr die Hände vom Geſicht zu ziehen verſuchte, „ich weiß, daß du jetzt denkſt: ‚Es wäre anders gekommen, wenn Papa gleich damals ſeine Einwilligung gegeben hätte!' Vielleicht wäre es dann auch wirklich anders gekommen, aber Gott ſtraf mich! ich konnte das nicht vorausſehen. Ich habe in meinem Leben vieles gethan, was unrecht war, und ich habe oft wiſſentlich geſündigt, aber dir gegenüber ſpricht mich mein Gewiſſen frei. Ihr waret ja noch halbe Kinder. Es war wahrhaftig nicht Familienſtolz oder Liebe zum Gelde, die meine Handlungsweiſe beſtimmte. Ich glaubte, du würdeſt an der Seite eines anderen Mannes, eines Mannes aus deinem Stande, in deinen Verhältniſſen, dir an Jahren überlegen — glücklicher werden. Gott iſt mein Zeuge, daß ich nur an dein Glück dachte. Laß deinen Vater nicht entgelten, was er nicht verſchuldet hat. Sage mir, daß du mir nicht böſe biſt!" — — — Der Baron ſprach freundliche, warme Worte, und der weiche Ton ſeiner Stimme war ſelbſt ſeinem Lieblinge neu. Mathilde umfaßte den Hals des Vaters und brach in Thränen aus. Sie ſtanden beide auf, er ließ ſie ſich ausweinen und ſprach kein Wort.

„Mein Liebling," flüſterte er dann, „denke daran, daß, was dir jetzt das Herz zerreißt, ſchon vielen wiederfuhr, vielen, die einſamer und verlaſſener waren als du, denen nicht noch ein guter Vater blieb, deſſen

Augapfel ſie waren, eine gute Mutter, ein Bruder, der an ihnen hing, zahlreiche liebe Freunde und Verwandte. Die Liebe junger Leute kommt wie ein Blitz und ſie vergeht wie ſein Leuchten. Das, was bleibend iſt in der Welt, das ſind die Bande des Bluts. Die halten. Denke daran, daß ſchon viele Frauen ein ſolcher Schlag traf, und ſie glaubten, es ſei nun vorbei mit allem Lebensglück, und doch heilte die Zeit ihre Wunden, und ſie fanden an der Seite eines anderen Mannes noch ein reiches Glück."

So tröſtete der Baron die Tochter, aber was iſt Troſt in Stunden, in denen das junge Herz mit Entſetzen wahrnimmt, wie das Idol, vor dem es auf den Knieen lag, ſich in eine Fratze oder wenigſtens in ein Alltagsgeſicht verwandelt. Der Gedanke, daß wir dieſe Stunden einſt vergeſſen werden, wie eine Mutter den Schmerz der Geburt vergißt, daß wir über ſie vielleicht lächeln und, auf das Unerreichbare verzichtend, mit dem Alltagsloſe der Sterblichen glücklich ſein werden, macht den Schmerz nur noch herber.

Der Baron war ein nüchterner, praktiſcher Mann. Wer lehrte ihn erkennen, was in der Seele ſeiner jungen Tochter vorging? Der Inſtinkt der Liebe war es, der ihm eingab, alſo zu ſprechen:

„Du brauchſt ihn nicht zu verachten. Du haſt dich deiner Liebe zu ihm nicht zu ſchämen. Er ſah ſich als frei an. Jahre vergingen, ohne daß er dich ſah, und er war ſehr jung, als er dich verließ. Er glaubte, daß es dir ergehen würde wie ihm. Er glaubte, du hätteſt ihn längſt nur noch als Freund von der

Schulbank her lieb. Er iſt aus anderem Holz als du und ich, aber es braucht darum kein ſchlechter, gemeiner Stoff zu ſein. Gott ſtraf mich! Das braucht er durchaus nicht zu ſein."

Mathilde drückte ihm dankbar die Hand. Das waren wirklich tröſtende Worte.

„Haſt du an ihn geſchrieben?" fragte der Baron.

Sie nickte bejahend und wies mit der Hand auf den Tiſch.

„Darf ich den Brief leſen?" fragte der Vater.

Sie nickte wieder.

Der Brief enthielt keine Anrede und lautete:

„Man ſagt mir, der Wittenbergſche Baron Langerwald ſagt mir, daß Du mich vergeſſen haſt und Helene liebſt. Ich frage Dich, ob das wahr iſt. Antworte mir hierher nach Götzenhof; mein Vater weiß um die Frage. Lebe wohl! Mathilde."

„Soll ich ihn adreſſieren und abſchicken? Gut. Ich werde auf das Couvert ſchreiben: ‚zu erfragen auf der Univerſität', dann wird der Brief ihn jedenfalls erreichen. Ich will ihn ſogleich nach Jakobsburg ſchicken. Es geht ohnehin ein Bote dorthin, um Arzneien für Emil zu holen; lege dich hin, mein Kind, und verſuche zu ſchlafen. Vielleicht kannſt du es."

Als der Baron die Thür zu Mathildens Zimmer hinter ſich geſchloſſen hatte, war keine Spur von Weichheit mehr auf ſeinem Geſicht wahrzunehmen. „Hätte ich eine andere Frau, Gott ſtraf mich! das ganze Unglück wäre nicht paſſiert," dachte er. Zu ihr begab er ſich jetzt.

Die Baronin saß mit rotgeweinten Augen in einem Lehnstuhle und las in einem neuen Testamente.

„Gott straf mich!“ sagte der Baron, während er mit schweren Tritten ihr Zimmer durchmaß. Gott straf mich! Hast du jetzt nichts anderes zu thun, Isalie, als in der Bibel zu lesen?“

„Nein,“ erwiderte sie, ohne aufzusehen.

„Gott straf mich! So ist's recht. Jetzt hast du, was dein Herz begehrt. Jetzt werde ich bald kinderlos sein. So ist's recht. Gott straf mich! — Gehe hinauf und sieh, was du angerichtet hast,“ fuhr der Baron grimmig fort, als seine Frau schwieg. „Sieh dir an und freue dich darüber, was du aus meinem Kinde gemacht hast! Geh hinüber zu Emil und betrachte dir, was für einen Sohn du mir geboren hast. Glaubst du,“ rief er aufbrausend und mit dem Fuße stampfend, „daß dein dummes Beten meine Tochter wieder frisch und fröhlich und meinen Sohn gesund machen wird?“

„Ich habe das Verhältnis zwischen Mathilde und dem jungen Wolfschild nicht begünstigt,“ flüsterte die Baronin.

„Gott straf mich! Natürlich. Ich bin an allem schuld. Ich hätte überall nach meiner Tochter sehen sollen, ich habe die beiden verkuppelt, ich habe den armen Jungen, den Emil, zur Welt gebracht, ich bin schuld, daß kein Mensch nach seiner Amme sah und sie ihn fallen ließ oder, Gott weiß was, mit ihm anfing. Sage es doch! Heraus mit der Sprache! Wir sind hier unter uns. Sei nicht blöde! —“

„Friedrich," versetzte die Baronin mit leiser Stimme, „wir machen unser Leid dadurch nicht leichter, daß wir in Unfrieden miteinander leben! Ich habe nie etwas gethan —"

„Das ist es eben," unterbrach sie der Baron. „Das ist es eben! Gott straf mich! Gab es jemals ein so impertinent offenes Weib! Ich weiß es bereits, Isalie, meine Liebe, daß du nie etwas gethan hast, seit du dieses Haus betreten. Nie! Gott straf mich! nie! Oder heißt: Beten, Romane oder Traktätchen lesen, etwas thun? Ich will dir aber jetzt etwas sagen: Stößt Mathilde etwas Ernstliches zu, geht mir das Mädchen auf den Lauf — Gott straf mich! — so sind wir geschiedene Leute. Ich mag mit der Mörderin meines Kindes nicht länger unter einem Dache wohnen."

Mit diesen Worten verließ der Baron das Zimmer. Sein leidenschaftliches Temperament brauchte einen Sündenbock, auf dessen schuldloses Haupt er werfen konnte, was ihn bedrückte, und die Gewohnheit machte es ihm möglich, zu einem solchen sein hilfloses, schwaches Weib zu wählen. Er hatte keinen Sinn für Pflichttreue, wenn ihr nicht ein starkes Element Kraft beigemischt war, und es gab für ihn und seine Frau keinen gemeinsamen Boden. Selbst ihre, freilich meist passive Liebe zu ihren Kindern gab keinen solchen ab — er erkannte sie nicht. Als er den Boten nach Jakobsburg abgefertigt hatte, erhielt er die Nachricht, daß der Pastor schwer erkrankt sei. Er schwang sich aufs Pferd und ritt nach

dem Paſtorate. Hier erfuhr er von Gretchen, wie die Dinge lagen. Er bat ſie, Mathilde gegenüber noch zu ſchweigen, und ritt ſelbſt zu Paul, der ſich aber weigerte, ihm über Wilhelm zu berichten. Langerwald fand das ganz in der Ordnung und drang auch nicht weiter in ihn. „Gott ſtraf mich,“ ſagte er, „es freut mich, daß Sie von Ihrem Freunde nichts Böſes ſagen wollen. Das iſt recht.“

Auf dem Heimwege ging er mit ſich zu Rate. Er beſchloß, Mathilde in der Ungewißheit zu laſſen, bis Wilhelms Antwort eintraf. Er glaubte, ſie würde ſich ſo leichter in das Unvermeidliche fügen. Mit warmer Teilnahme gedachte er des Freundes. Auf einer kleinen Anhöhe hielt er ſtill und ſah hinab: links nach dem Paſtorate hin und rechts nach den roten Dächern und der weißen Parkmauer von Götzenhof. „Wer weiß, wer nach ein paar Jahren da und dort hauſen wird,“ meinte er. „Dachten's beide nicht vor dreißig Jahren, Reinhard nicht und ich nicht, daß es einmal ſo kommen könnte.“

Vor Mittwoch konnte keine Antwort aus Berlin eintreffen, und fünf lange Tage mußten bis Mittwoch vergehen. Die Jagdgeſellſchaft war auseinander gefahren; es hieß, die Tochter ſei ſchwer erkrankt. War ſie krank? Sie kam nicht zu den Mahlzeiten und genoß kaum ein Glas Wein. Sie ſaß am Fenſter ihres Zimmers und blickte hinaus auf die weite Wieſe, durch die der Bach, ſonſt langſam und träge, jetzt, ſein Bett füllend, raſch dahinſtrömte, und auf die Landſtraße, die nach

Jakobsburg führte. Es waren regnerische, stürmische Tage. Die ersten Herbststürme brachten die ersten Herbstgüsse. Der Sturm rüttelte an der alten Mauer des Hauses, daß die Fenster klirrten, brauste in den Öfen und fuhr heulend in die Kamine hinab. In der Dämmerstunde kehrten die Raben von ihren Ausflügen heim und ließen sich vom Sturme treiben. Krächzend und schreiend umflogen sie das Haus, als müßten sie Unheil verkünden, stiegen hoch auf, schossen dann wieder pfeilschnell dem Boden zu und setzten sich endlich in dichten, schwarzen Haufen auf die Eichen am Rande des Gartens. Kam dann die dunkle, mondlose Nacht, so flog die Eule schreiend ums Haus und unbekannte Geisterhand klopfte an Fenster und Thüre, reckte die Stühle und Tische, daß sie knackten und knarrten, raschelte unter den Blumentöpfen am Fenster, unter den Nippes auf dem Schreibtische. Mathilde aber lag wach im Bett und wartete.

Unten war auch ein Kranker. Ein armes, sterbendes Kind wälzte sich dort in seinem Bett und konnte vom Leben nicht lassen. An seinem Bette saß seine Mutter, und ihre schmale, weiße Hand suchte vergebens der fieberglühenden Stirn Kühlung zu bringen, denn sie brannte selbst. Lange schon sah sie es kommen, nun aber, da sie ihn hingeben sollte, erschütterte es sie doch, als träfe sie das Unglück ganz unerwartet. Die Baronin hatte ihren Mann nie geliebt — und er hatte sie nie geliebt. Sie hatte ihn nie verstanden — und er hatte sie nie verstanden.

Sie hatte ja noch eine Tochter und sie liebte sie — und die Tochter liebte sie auch, aber der Tochter Natur war ihr eine fremde und ihre Natur war der Tochter eine fremde. Sie liebten sich, aber sie gingen nebeneinander her, ohne sich recht zu verstehen. Sie hatte keinen Verwandten, an dem ihr Herz hing. Sie sah hinaus in eine Zukunft, die farblos, leer und grau vor ihr lag; es war dieselbe Landschaft, in die auch ihre Tochter hinausblickte, aber ihre Tochter war jung. Nach und nach werden sich die Farben wieder einfinden, hellere Tinten werden hervortreten, das Gras wird wieder grünen, Blumen werden wieder blühen, die Sonne wird wieder lachen. Die Mutter wird das nicht erleben. Ihr Stern ist erloschen. Sie wird ihren Pfad gehen in der trüben Nebelluft eines freudlosen Lebens. Sie wird die Menschen um sich her jubeln und stöhnen hören, sie wird sie lächeln und weinen sehen, aber ihr Herz wird nicht bei ihrer Freude sein und nicht bei ihren Qualen. Wenn sich einst ihre Augen zum ewigen Schlummer schließen, wird ihr der Tod als ein freundlicher Sandmann erscheinen, der der müden Pilgerin wieder die Augen schließt, wie er sie ihr als Kind schloß, wenn ihre Mutter sich leise summend über sie beugte.

Der Baron ging finster umher und wehe dem, der ihm jetzt Veranlassung zu Tadel gab. Täglich sprengte er nach Jakobsburg und empfing dort dieselbe Kunde: Es stände schlimm um den Pastor. Er erkannte niemand, phantasierte nur immer vom Sohn.

Endlich dämmerte der Mittwoch langsam heran.

Mathilde saß schon auf ihrem Platz am Fenster und sah hinaus in den Nebel. Sie sah hinaus und wartete auf das Fortreiten des Postboten. Der Nebel hatte ihr Roß und Reiter verborgen, der Wind trug den Ton des Hufschlags davon, längst schon war er fort — sie aber saß unbeweglich und wartete auf ihn. Endlich sah sie nach der Uhr. Es war drei Viertel auf neun. „Er muß schon fort sein" — seufzte sie, stand auf und ging langsam im Zimmer auf und nieder. Da fiel ihr die Unruhe ihrer Vögel auf, die in ihrem Käfig hin- und herflatterten und an dem Gitter tobten. Als sie herantrat, sah sie drei von ihnen tot am Boden liegen — ihr sorgenschweres Herz hatte die Lieblinge in diesen Tagen vergessen — der Wasserbehälter und der Futterkasten waren leer! Mathilde stand das Herz still. Es war ihr, als ob jemand hinter ihr stände, sie wandte sich schnell um, aber sie war allein. Sie brachte, auf den Fußspitzen gehend, das Futter und füllte das Wasserglas. Wie gierig die Tierchen darüber herfielen! Dann nahm sie die drei kleinen Leichen aus dem Käfig, legte sie vor sich auf das Fensterbrett und setzte sich wieder auf den alten Platz. „Ihr armen Tierchen," flüsterte sie, während sie mit dem Zeigefinger über die kleinen Leichen fuhr — „das ist Menschenliebe. Aber ihr werdet bald gerächt sein. Er hat mich auch vergessen, wie ich euch vergaß, und ich werde nicht sterben. Aber warum nicht?" rief sie aufspringend. „Warum nicht? Wer kann mich zwingen, Speise zu nehmen? Bin ich nicht des eisernen Langerwalds Tochter? Ein

Papagei, ein elend Vögelchen ohne Gemüt und Vernunft ſtirbt, wenn man ihm ſein Liebſtes nahm, und ein Menſch ſoll leben bleiben? Für mich iſt er tot, ewig tot!“ Aber dann fielen ihr die Konfirmationsſtunden ein, die ſie einſt beim alten Wolfſchild genommen hatte und die Lehren vom ewigen Tode. So ſaß ſie denn wieder und dachte nach über den Tod und die Ewigkeit.

Die Jungfer ſtörte ſie in ihrem Grübeln, indem ſie ſie um den Schlüſſel zur Hausapotheke bat. Dieſe ſtand unter Mathildens Aufſicht, denn der Baron hatte ſein Kind früh dazu angehalten, thätig und lindernd in manches Verhältnis einzugreifen, das ſich ſeinem Einfluß entzog. Mathilde war in den Knechtswohnungen wie in den Geſinden ein lieber, helfender Gaſt, der ſelbſt brachte, was der Doktor verſchrieben hatte, und manches hinzufügte, was der Doktor nicht verſchrieb.

„Wer iſt krank?“ fragte Mathilde.

„Das Weib des roten Jakob liegt im Sterben,“ berichtete die Jungfer. „Sie hat in dieſer Nacht ſchwer geboren. Der Doktor iſt ausgefahren; da können Sie vielleicht etwas helfen. Aber Sie ſind ja ſelbſt krank,“ fügte ſie hinzu.

Mathilde riß ſich von ihren Gedanken los und folgte dem Mädchen in das Zimmer, in dem ſich die Hausapotheke befand. „Ich will ſelbſt hin,“ ſagte ſie, „und nach der Kranken ſehen. Laſſen Sie mein Wägelchen anſpannen und vorfahren.“

Mathilde hatte einen eigenen, kleinen Wagen und

ein beſonders ſicheres Pferd. In dieſem Geſpann durfte ſie allein in der Umgegend des Hofes ausfahren, und ſie benutzte es zu Ausflügen, wie der heutige. Sie packte einige Medikamente und ein mediziniſches Handbuch in einen kleinen Korb und fuhr dann langſam in das Knechtsgeſinde, das, wohl zwei Werſt vom Hofe entfernt, an der Straße von Jakobsburg lag.

Der Nebel war ſo dicht, daß ſie kaum ein Dutzend Schritte über den Kopf des Pferdes hinausſehen konnte. Das Pferd zog nur mit Mühe einen Fuß um den andern aus der dichten Schicht Schmutz, die die Straße bedeckte, und wenn es durch eine Pfütze ging, ſpritzte der Kot hoch auf. Ein rauher Wind wehte Mathilde kalt und feucht ins Geſicht. Aus dem Nebel hervor drangen von Zeit zu Zeit unbeſtimmte Töne, wenn in weiter Ferne ein Hund bellte oder ein verirrtes, frierendes Rind brüllte.

Ein dankbares Grinſen flog über des roten Jakob Geſicht, als er aus der Thür trat, um Mathildens Pferd in Empfang zu nehmen, und der Kuß, den er der Tochter ſeines Herrn auf den Ärmel gab, war diesmal aufrichtig gemeint. Auch die Wöchnerin lächelte dankbar, als Mathilde ſich über ihr bleiches Geſicht beugte, ihr Kindchen lobte und ſie fragte, womit ſie ihr helfen könne. Dieſes Lächeln der Dankbarkeit vermochte, was Mathildens und ihres Vaters ganze Energie nicht gekonnt hatte — es wandte ihre Gedanken auf einige Augenblicke von Wilhelm ab. Wie raſch und energiſch griff ſie ein. Sie verteilte die größeren Kinder unter die Weiber der übrigen

Knechte, um der Mutter Ruhe zu verſchaffen, ſie befreite die Kranke von der ſchweren Laſt von Kiſſen, die wohlmeinender Aberglaube auf ſie getürmt hatte, ſie lüftete das Zimmer und kochte in einem kleinen Keſſel, den ſie mitgebracht hatte, einen wohlthätigen Trank. Von Zeit zu Zeit warf ſie einen Blick in das Buch und fuhr dann in ihren Anordnungen fort. Sie ordnete aber nicht nur an, ſie griff auch ſelbſt zu, und die Weiber um ſie her, die ſonſt wohl in dummer, teilnahmloſer Neugier die Kranke umſtanden hätten, folgten ihrem Beiſpiel. Als alles geſchehen war, was vorläufig geſchehen konnte, verabſchiedete ſich Mathilde und verließ das Zimmer.

Der Nebel lag noch ebenſo dick auf der Landſchaft, wie vor zwei Stunden, es war noch derſelbe verhängnisvolle, erwartungsvolle Mittwoch, wie vor zwei Stunden, aber Mathilde war, als ſie ihr Pferd aus dem Hofe der Knechtswohnung lenkte, doch leichter zu Mute, als bisher. Sie fühlte das ſelbſt, und der Gedanke ſtieg in ihr auf, daß noch nicht alles verloren war, daß ſie doch nicht ganz unnütz war, ſolange ſie noch ſo vielen Erleichterung ſchaffen, ſo vielen helfen konnte.

Ihr Vater freute ſich, als er hörte, daß ſie ausgefahren war.

„Es iſt gut, daß du dich zu zerſtreuen ſuchſt, mein Kind!“ ſagte er zu der Zurückkehrenden. „Ich fürchte, wir werden heute abend all unſere Kräfte nötig haben.“

„Warum, lieber Vater?“

„Der Doktor iſt zurück und er meint, daß Emil den heutigen Tag nicht überleben wird."

Mathilde eilte an das Bett des Bruders, an dem ihre Mutter und der Doktor ſaßen. Des Knaben entſtelltes Geſicht machte auch dem Laien des Arztes Vorausſage verſtändlich.

Hier war nicht mehr zu helfen, und Mathilde ging ſeufzend auf ihr Zimmer. Dort lag auf ihrem Schreibtiſche ein Brief.

Die Adreſſe war von Wilhelms Hand. Der Poſtbote war zurückgekehrt, während Mathilde in der Knechtswohnung weilte. Ihr ſtand das Herz ſtill. Wohl eine Viertelſtunde lang ſtand ſie vor dem Tiſch und ſtarrte auf den Brief nieder. Wenn ſie ihn las, war vielleicht alles verloren. Mathilde kam der Einfall, ihn ungeleſen zu verbrennen. Es war ein thörichter Einfall, aber in ſolchen Augenblicken kommen uns ſolche Einfälle.

Sie ergriff das Couvert, brach das Siegel, zog den Brief hervor und las:

„Alles, was man Ihnen geſagt hat, iſt wahr. Verachten Sie mich und vergeſſen Sie mich! —

Wilhelm Wolffſchild."

In der Nacht ſtarb der kleine Emil. Als der Baron ſich verzweifelt über die Leiche warf, tröſtete ihn ſeine Tochter und wich keinen Augenblick von ihm. Sie war ſehr ruhig und gefaßt. Sie gingen die ganze lange Nacht Arm in Arm, ſchweigend im großen Saale auf und nieder. Gegen Morgen ſagte der Baron:

„Wir wollen reiſen, Mathilde. Wir wollen nach Italien.“

„Noch nicht, Papa,“ erwiderte die Tochter. „Falls der Paſtor ſtirbt, was Gott verhüten möge, werden ſeine Frau und ſeine Tochter deines Rates bedürfen.“

„Du haſt recht,“ erwiderte der Baron. „Aber wenn das vorüber iſt, wollen wir reiſen.“

„Ja, dann wollen wir reiſen!“ —

Siebzehntes Kapitel.

Wilhelm lebte wie in einem immerwährenden Rausch. Jede Zerstreuung war ihm recht, nur eins vermied er ängstlich — allein zu sein. Der Tod Bungerows hatte für ihn keine nachteiligen Folgen gehabt. Bungerow hatte sein Duell dem Offiziers-Ehrengerichte nicht angezeigt, und seine Zeugen, die Civilisten waren, schwiegen. Auch die Eltern des Erschossenen wollten seinen Tod nicht an die große Glocke hängen. So blieb alles still, und die Polizei stellte ihre ohnehin nur lax betriebenen Nachforschungen bald ein, obgleich der Name des Gegners ein öffentliches Geheimnis war und auch den in Berlin lebenden Landsleuten bekannt wurde.

Mit dem Justizrate war Wilhelm mehr denn je zusammen, und dieser hatte ihn recht eigentlich liebgewonnen, denn die kecke und leichtsinnige Art, in der Wilhelm sprach und handelte, war ihm neu und zog ihn an. Er wußte aus Erfahrung, daß Helene es mit jedem jungen Manne, der in ihre Nähe kam, bis zu einem gewissen Punkt trieb, aber darüber

nicht hinausging, und er hielt Wilhelm trotz seines Leichtsinns für zu ehrenhaft, um ihm zuzutrauen, daß er ihn hinterging. Wie sollte er auch mißtrauisch werden, wenn er sah, wie unbefangen die Jugendfreunde miteinander verkehrten. Glaubte er doch überdies zu bemerken, daß dieser Umgang auf Helene einen wohlthätigen Einfluß ausübte, sie weicher, nachgiebiger und weniger kalt machte! Er hielt Wilhelm für verlobt und für einen glücklich Liebenden. Wilhelm hatte ihm erzählt, er habe Bungerow erschossen, weil dieser, der einst auf kurze Zeit in Kurland gewesen sei und dort seine Braut kennen gelernt habe, sich über diese unpassende Bemerkungen erlaubte.

Der Justizrat saß in früher Morgenstunde an seinem Schreibtisch und studierte in einem mächtigen Stoß Akten, aus dem er sich über einen äußerst verwickelten Fall eine Meinung zu bilden hatte. Ihm war sehr behaglich zu Mute. Er saß in einem hübschen, traulichen Zimmer, schlürfte von Zeit zu Zeit aus einer Tasse den duftigsten Mokka und rauchte die aromatischste Cigarre. Dabei saß er über einer ihn fesselnden Arbeit.

Der Diener unterbrach ihn, indem er anfragte, ob der Herr Justizrat den Herrn Geheimrat Löwenstein empfangen wolle. Der Geheimrat war Lammstedts liebster Freund. Es verband sie eine sehr warme Freundschaft, obgleich sie in der Klassifikation des Wandsbecker Boten nur unter der Rubrik „Pferdefreundschaft“ Platz gefunden hätte. Sie waren in

demſelben Orte geboren, ſie hatten zuſammen ſtudiert, auskultiert, waren zuſammen Referendare und Aſſeſſore geweſen. Sie hatten, als der Weſtwind von 1848 wehte, gemeinſam liberale Rückfälle gehabt, aber dieſe hatten bei beiden nicht lange angehalten und ſie waren mit dem Oſtwinde wieder auf die Bahn der königlich preußiſchen Pflicht zurückgekehrt. Sie hatten darauf der Politik Valet geſagt und ſich den Freuden der Geſelligkeit und der Tafel zugewandt. Sie verſtanden ſich auf ein gutes Glas Wein und eine gute Schüſſel und ſaßen im Weinkeller regelmäßig nebeneinander. Der Juſtizrat ſcherzte am liebſten über den Geheimrat und dieſer richtete die Pfeile ſeines harmloſen Witzes am liebſten gegen den Juſtizrat. Der Geheimrat war daher dem Juſtizrat ſehr willkommen, wenn er ſich auch wunderte, was ihn heute ſchon ſo früh zu ihm führte.

„Wie geht's?“ rief der Juſtizrat, indem er dem Geheimrat entgegentrat. „Johann, eine Taſſe Kaffee für den Herrn Geheimrat!“ Dieſer verſicherte, unmöglich noch einmal Kaffee trinken zu können, aber der Juſtizrat glaubte ihm das nicht. Endlich fügte ſich der Geheimrat.

„Was führt dich ſo früh zu mir?“ fragte der Juſtizrat. „Das iſt ja eine ganz unerwartete Freude!“

„Ich wollte dich jedenfalls noch zu Hauſe finden,“ erwiderte der Geheimrat. „Ich bringe eine wichtige Nachricht. Rate einmal, worum es ſich handelt?“

„Was wird es ſein? Gibt es Krieg mit Dänemark? Wie?“

„Wäre ich deshalb zu dir gekommen? Nein, etwas weit Wichtigeres.“

„Ist es etwas Erfreuliches oder Betrübendes?“

„Etwas im höchsten Grade Betrübendes.“

„Du erschreckst mich! Ist einer der Freunde gestorben?“

„Nein!“

„Haben unsere Cigarren Havarie gelitten?“

„Nein! Die Lucca heiratet!“ —

Der Justizrat saß da, wie vom Donner gerührt; endlich erhob er die Hände flehend zum Himmel, wie um ein unerhörtes Unheil abzuwenden.

Der Justizrat gehörte zu den Luccanarren. Er fehlte nie, wenn die Lucca sang, und empfand es als eine persönliche Beleidigung, wenn jemand die Artot oder selbst die Patti ihr an die Seite stellte. Einige alte Herren seiner Bekanntschaft, die behaupteten, die Lucca erreiche weder die Sontag noch Jenny Lind, hielt er für altersschwache Barbaren. Und jetzt drohte ihm das Unerträgliche, sie vom Theaterhimmel verschwinden zu sehen.

„Wen?“ fragte er nach einer langen Pause.

„Einen Offizier. Einen Edelmann.“

„Dann ist alles verloren!“ rief der Justizrat.

„Ich hoffe noch!“ meinte der Geheimrat, der es dem Justizrat in Bezug auf Begeisterung für die Sängerin womöglich noch zuvorthat. „Noch weiß kein Mensch, ob der Herr reich ist oder arm, ob er ein fühlender Mensch ist oder ein Barbar. Vielleicht trägt er ein Herz im Leibe, vielleicht denkt er an

Berlin, an die deutſche Nation, an die Menſchheit und läßt ſie weiter ſingen.“

„Wer hätte ihr eine ſolche Tücke zugetraut. Ein ſo kleines Frauchen und will heiraten!“

Die beiden Kunſtenthuſiaſten ergingen ſich noch eine Weile in Hypotheſen über allerlei Möglichkeiten, die die Gefeierte dazu bewegen könnten, auch als Frau auf der Bühne zu bleiben, und ſchöpften wieder Hoffnung. — Dann ſagte der Geheimrat:

„Karl! ich kam eigentlich nicht nur zu dir, um dir von dem uns drohenden Schlag zu erzählen. Ich habe auch ſonſt noch etwas auf dem Herzen.“

Der Juſtizrat ſah den Freund erſtaunt an.

„Sind wir hier ganz allein und ſicher vor unberufenen Horchern?“ fuhr der Geheimrat fort.

Der Juſtizrat ſah noch erſtaunter aus. „Ganz ſicher!“ ſagte er.

„Lieber Freund, es handelt ſich um eine kitzliche Angelegenheit, aber die Not drängt, und ich hoffe, du wirſt mich nicht mißverſtehen. Ich handle wirklich ganz als Freund. Ich kann wohl ſagen als Bruder.“

Der Geheimrat nahm eine Priſe und reichte die Doſe auch dem Juſtizrat, aber dieſer ſchlug ſie aus.

Der Geheimrat fuhr fort: „Ich bin überzeugt, daß es ſich nur um ein dummes Gerede handelt, das durchaus keinen reellen Hintergrund hat. Ich weiß ja auch, daß dir ſo etwas nicht paſſieren kann, aber wir ſind andererſeits doch auch keine Jünglinge mehr.“

„Zur Sache!“ rief der Juſtizrat. „Was meinſt du? Du bereiteſt mich ja vor, wie ein junges Mädchen, dem du mitteilen mußt, daß ſeine Mutter geſtorben iſt.“

„Nun ja, du weißt, ich falle nicht gern mit der Thür ins Haus. Es iſt aber keineswegs nur mir aufgefallen, im Gegenteil, ich wurde erſt von anderen darauf aufmerkſam gemacht; aber es erſcheint mir deshalb nicht weniger auffallend und anſtößig. Ja, auch anſtößig.“

„Sage es kurz,“ rief der Juſtizrat. „Du meinſt den jungen Wolfſchild und meine Frau!“

„Ja, ich, wir meinen allerdings dieſen jungen Mann und deine verehrte Gattin.“

„Woran nehmt ihr Anſtoß?“

„Wir meinen, oder richtiger geſagt, wir fürchten, meinen zu müſſen, das heißt, wir fürchten, daß andere, ganz unbeteiligte Perſonen meinen könnten, daß das Verhältnis, oder richtiger, die Freundſchaft zwiſchen den beiden, die ohne Zweifel völlig rein und auch in den Augen des vertrauteſten und ſchärfſten Kritikers ganz unſchuldiger Natur iſt, möglicherweiſe auf die öffentliche Meinung oder doch auf die loſen Mäuler der Leute nicht genug Rückſicht nimmt. Solche Leute — natürlich nur Leute, die weder das Vergnügen haben, dich noch deine Frau Gemahlin zu kennen — könnten deiner Gattin und dem treffſlichen jungen Manne, namens Wolfſchild, möglicherweiſe ſchweres Unrecht anthun, ſie könnten gewiſſermaßen deiner Ehre zu nahe treten, ſoweit das durch

ein boshaftes Geklätsch geschehen kann. Was, Gott sei dank, allerdings nur in geringem Grade der Fall ist."

Der Justizrat gab sich alle Mühe, recht herzlich zu lachen. Er reichte dem Geheimrat die Hand und rief: „Ich danke euch wirklich sehr für euer warmes Interesse. Sage aber nur den anderen und beherzige selbst, daß meiner Ehre in diesem Falle keinerlei Gefahr droht. Ihr kennt meine Frau schlecht, wenn ihr derartiges befürchtet."

„Natürlich, bester Freund, natürlich! Wer deiner Frau Gemahlin, diesem reizenden Weibe, dieser selten liebenswürdigen und würdigen Dame (der Ausdruck ‚würdig' paßt recht eigentlich für die treffliche Frau) so etwas zutraut, der kennt sie natürlich ganz und gar nicht. Er kennt sie nicht im mindesten, er kann sie nicht einmal gesehen, oder selbst nur durch einen dritten von ihr gehört haben. Ich halte das für unmöglich. Selbst die Verleumder können nur ganz im allgemeinen finden, daß es nicht Sitte ist, daß eine so junge und so schöne, ja so reizende Frau sich aller Orten allein mit einem so jungen und übel berüchtigten Manne sehen läßt. Ich will dem jungen Manne, namens Wolfschild, dem du, und gewiß mit vollem Rechte, deine Freundschaft geschenkt hast, übrigens nicht zu nahe treten."

„Ja, was kann man aber darin finden," rief der Justizrat gezwungen lächelnd, „daß die Landsleute, die noch dazu in demselben Hause aufwuchsen, auch in der Fremde zusammenhalten?"

Der Geheimrat zuckte bedauernd die Achſeln:

„Mein lieber Karl, worin kann man nicht etwas finden? Denke an Marie Antoinette! Sie war ſo rein — ſo rein — wie ein Lamm! Entging ſie deshalb der Verleumdung? Nun, ich habe es jedenfalls für meine, wir haben es für unſere Pflicht gehalten, dich auf das Gerede aufmerkſam zu machen. Nicht als ob wir glaubten, daß deiner Ehre Gefahr drohe, durchaus nicht, nur aus freundſchaftlicher Vorſicht.“ —

Der Juſtizrat begleitete den Geheimrat bis an die Treppe. „Lebe wohl, mein Alterchen!“ rief er ihm herzlich nach. Als er aber allein war, verſchwand der heitere Ausdruck ſeines Geſichts. „Was war das?“ rief er mit übereinandergepreßten Zähnen. „Warum gerade in dieſem Falle eine Warnung? Warum hat er mich nicht ſchon zehn-, zwanzigmal gewarnt? Warum gerade jetzt? Helene hat doch ihre Anbeter nie unter den Scheffel geſtellt. Sollte mir wirklich Gefahr drohen? Sollte dieſe Frau nicht nur das Unglück einer kalten Ehe, ſondern auch noch die Schande in mein Haus gebracht haben? Der Juſtizrat erbleichte bei dieſem Gedanken. „Nein, es iſt nicht möglich!“ rief er. „Sie iſt viel zu kalt, um wirklich zu lieben und viel zu klug, um ohne Liebe ihre Ehre, ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen. Und dann der Junge? Man ſieht es ihm ja an, daß er ſich nicht verſtellen kann. Er hat ein ſo offenes Geſicht. Er iſt ein leichtſinniger, leichtlebiger Burſche und ſolche lernt man leicht kennen. Nein!

Es handelt ſich nur um eine alberne Klatſcherei. Aber ihr muß ein Ende gemacht werden, und zwar ſo bald wie möglich.“ —

Der Juſtizrat kehrte in ſein Zimmer zurück, kleidete ſich um und ließ durch den Diener Helenens Zofe fragen, ob ihre Herrin ſchon aufgeſtanden ſei und ob ſie für ihren Mann zu ſprechen wäre. Das Mädchen brachte auf beide Fragen eine bejahende Antwort, und der Juſtizrat begab ſich in Helenens Boudoir. Sie war, wie alle Morgen, in ein ſehr geſchmackvolles blendendweißes Negligee gekleidet und lag in einem Schaukelſtuhle, der vor dem brennenden Kamine ſtand. Der erſte Blick auf ihre düſter zuſammengezogene Stirn zeigte dem Juſtizrat, daß ſeine Frau nicht in der beſten Stimmung war. Zwiſchen ihm und ihr beſtand darin unausgeſprochene Übereinſtimmung, ihrem Verhältniſſe äußerlich einen freundlichen Charakter zu wahren. Nur unter dieſer Bedingung war es ja überhaupt erträglich.

Der Juſtizrat küßte auch jetzt Helene die Hand und erkundigte ſich, indem er Platz nahm, nach ihrer Nachtruhe.

Sie erwiderte dankend, ſie habe gut geſchlafen. Sie ſah ihn dabei kalt und müde an.

Der Juſtizrat wußte nicht recht, wie er das Geſpräch einleiten ſollte, und begann endlich ungeſchickt:

„Helene! Dir iſt doch ohne Zweifel auch viel an der Leute Meinung gelegen? Nicht wahr?“

Die ſchöne Frau ihm gegenüber verriet nicht die

mindeſte Überraſchung über dieſen Eingang. Sie ließ ihren kalten, ſchläfrigen Blick nach wie vor unbeweglich auf ihm ruhen und erwiderte: „Nicht im geringſten.“

Der Juſtizrat biß ſich auf die Lippen.

„Iſt es dir aber nicht um meinetwillen von Wichtigkeit, wie über dich geurteilt wird?“ fuhr er fort.

„Um deinetwillen?“ Die Frage wurde in einem Tone geſtellt, der ſoviel hieß: „Wie, um Gotteswillen, kommſt du zu der Annahme, daß ich um deinetwillen etwas thun oder laſſen könnte?“

„Ja! um meinetwillen!“ wiederholte der Juſtizrat gereizt.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ja! um meinetwillen. Da du nun einmal das Unglück haſt, meine Frau zu ſein, ſo ſcheint mir das keine unbillige Forderung zu ſein.“

Statt aller Antwort wandte Helene ihr Auge von ihm ab und den Flammen des Kamins zu.

„Ich weiß ſehr wohl,“ fuhr der Juſtizrat fort, „daß du nie vergeſſen haſt und nie vergeſſen wirſt, was du meinem Namen, ſeit er auch der deinige geworden iſt, ſchuldig biſt, und ich danke dir dafür.“

Helene ſah in die Flammen.

„Eben deshalb will ich dich aber bitten, in dieſer Beziehung noch etwas weiter zu gehen. Ich weiß, wie harmlos dein Verhältnis zum jungen Wolffſchild iſt, aber ich muß zugeben, daß andere Leute das nicht ebenſo wiſſen können. Ich kann es ihnen daher nicht verdenken, daß ſie es unpaſſend und

anſtößig finden, daß eine ſo junge Frau, wie du, mit einem ſo jungen Manne allerorten allein erſcheint."

Helene ſah noch immer in die Flammen. Es erſchien zweifelhaft, ob ſie überhaupt hörte, was ihr Gatte ſprach.

„Ich bin von befreundeter Seite darauf aufmerkſam gemacht worden, daß euere Freundſchaft Anſtoß erregt hat, und glaube ſelbſt, daß ihr etwas unvorſichtig geweſen ſeid. Glaubſt du das auch?"

Helene verhüllte ihren Mund mit dem Taſchentuche und gähnte.

„Ich fragte dich, Helene, ob du das auch findeſt?"

Helene gähnte wieder und meinte: „Wie?"

„Ich fragte dich," wiederholte der Juſtizrat gereizt, „ob du auch findeſt, daß du in deinem Verhältnis zu Wolfſchild unvorſichtig geweſen biſt."

„In welchem Verhältnis, mein Lieber?"

„In deinem Verkehr mit Wolfſchild. Daß du in ihm nicht genug Rückſicht genommen haſt auf die öffentliche Meinung."

Helene hielt ihre ſchöne Rechte zwiſchen die Flammen des Kamins und ihr Geſicht, beugte ſich vor und betrachtete ihren Gemahl mit einem ſpöttiſchen Ausdruck. Die ſchöne Rechte ſchimmerte in zarteſtem Roſenrot.

„Mache dich nicht lächerlich, Karl," ſagte ſie, indem ſie ſich wieder zurücklehnte, wobei die Schönheit ihrer vollen Formen wieder ganz hervortrat.

„Ich finde darin nichts Lächerliches, Helene,"

fuhr der Juſtizrat zornig fort, „und ich muß dich nun ganz beſtimmt bitten, künftig keinen Anſtoß mehr zu geben. Ich wünſche ſehr, daß du meine Bitte erfüllſt.“

Über Helenens Geſicht verbreitete ſich der Ausdruck großer Heiterkeit. Sie bewegte, indem ſie die Spitzen ihrer Füße auf die Einfaſſung des Kamins ſetzte, ihren Stuhl behaglich hin und her.

„Und wenn ich ſie nicht erfülle?“ fragte ſie launig.

„Dann,“ rief der Juſtizrat heftig, „wird aus der Bitte ein Befehl werden.“

Die Heiterkeit auf Helenens Geſicht war im Wachſen begriffen.

„Und wenn ich mich dem Befehle nicht füge?“ fragte ſie.

„Das mußt du!“

Helene lächelte.

„Wann kamſt du geſtern abend nach Hauſe, Karl?“

„Das ſcheint mir nicht hierher zu gehören.“

„Und von woher kamſt du nach Hauſe?“

Der Juſtizrat merkte, wo ſie hinaus wollte und hielt nur noch mit Mühe an ſich. Er war voll Zorn, aber er bemerkte trotzdem, daß ſeine Frau wunderbar ſchön war. Dieſe Wahrnehmung vermehrte aber nur noch ſeine gereizte Stimmung.

„Helene,“ ſagte er, „es iſt an der Zeit, daß wir uns wieder einmal ausſprechen und den Standpunkt feſtſtellen, auf dem wir für die Zukunft zu einander ſtehen werden.“

Helene ſchien über dieſe Ausſicht ſehr erfreut zu ſein. Sie klaſchte in die Hände und rief: „allerliebſt!“

Der Juſtizrat fuhr fort: „Ich weiß ja, daß es mir leider nicht gelungen iſt, deine Liebe zu erwerben (Helene nickte) und ich weiß auch, daß ſich die Liebe nicht erzwingen läßt. Wohl aber die Pflichterfüllung, Helene. Ich habe dir in allen Dingen volle Freiheit gelaſſen, dich in keiner Weiſe beſchränkt. Ich vertraute deiner Pflichttreue. Und ich thue es noch. Ich habe es ruhig angeſehen, daß du eine Geſellſchaft junger Leute in mein Haus zogſt und dir von ihnen den Hof machen ließeſt. Ich hätte auch jetzt gegen dein Verhältnis zu Wolfſchild nichts einzuwenden, wenn es nicht überall Aufſehen erregte. Ich muß dich daher bitten, künftig in deinem Verkehr mit ihm vorſichtiger zu ſein, und auf die öffentliche Meinung mehr Rückſicht zu nehmen, als bisher. Die Art, in der du meine Bitte aufnimmſt, zwingt mich, mein Gattenrecht geltend zu machen. Ich habe das Recht, in ſolchen Dingen zu befehlen und ich werde davon Gebrauch machen.“

„Was willſt du eigentlich, Karl?“ fragte Helene, plötzlich ganz ernſt werdend. „Glaubſt du denn, daß mir an Wolfſchild etwas gelegen iſt? Du magſt ihn, und ich plaudere mit ihm gern von der Heimat, das iſt alles. Sage ihm, er möge nicht mehr kommen, und er wird fortbleiben. Was geht das alles mich an?“

„Wenn ich, ehe ich ſo handelte, zu dir kam,“ verſetzte der Juſtizrat, „ſo geſchah es, weil ich annahm, du wäreſt mit ihm befreundet und würdeſt ihn ver-

miſſen. Jetzt, da ich weiß, daß das nicht der Fall iſt, werde ich Wolfſchild fernzuhalten wiſſen."

Helene lachte. „In Gottes Namen, Karl!"

Der Juſtizrat ſtand auf. „Entſchuldige," ſagte er bitter, daß ich dir zutraute, jemand lieb zu haben. Ich hätte dich freilich beſſer kennen ſollen."

„Das hätteſt du."

„Ich hätte mir ſagen ſollen," fuhr der Juſtizrat fort, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, „daß dir Herr Wolfſchild ſo gleichgültig iſt, wie ich oder ſonſt jemand; daß du ſelbſt deine Mutter ohne jedes Bedauern von dir ſcheiden ſäheſt."

„Mein Gott! warum ſagteſt du dir das nicht ſchon in deinem Zimmer?"

Der Juſtizrat blieb ſtehen: „Weil ich es mir nicht ſagen wollte. Weil ich hoffte, ich könnte dich doch falſch beurteilt, dir Unrecht gethan haben."

„Das war ſehr thöricht von dir."

Der Juſtizrat, deſſen Zorn gewichen und einem furchtähnlichen Grauſen Platz gemacht hatte, ſah ihr aufmerkſam in das lächelnde Geſicht. Was hätte er ſelbſt in dieſem Augenblicke darum gegeben, wenn ſie ihn geliebt hätte! Obgleich er ſie nicht mehr achtete, obſchon ſie ihn abſtieß! —

Sie las in ſeinem Herzen und wußte, was darin vorging. Darum lächelte ſie ſo überlegen.

Der Juſtizrat wandte ſich ab, um das Zimmer zu verlaſſen. Als er an der Thür noch einmal nach ihr hinüberſah, lag ſie noch wie vorher im Schaukel-

ſtuhle und hatte noch dasſelbe überlegene, ſpöttiſche Lächeln. Sie flüſterte aber halblaut: „Karl!“

Der Juſtizrat kehrte zu Helene zurück. Sie reichte ihm beide Hände, und er ergriff ſie. „Karl,“ ſagte ſie, „ſchaffe den jungen Menſchen fort, er iſt es nicht wert, zwiſchen uns zu ſtehen.“

„Aber warum, Helene?“ fragte der Juſtizrat. „Warum willſt du ihn aufgeben? Ich bat dich ja nur um etwas mehr Vorſicht in Äußerlichkeiten.“

„Ach! Was liegt an ihm.“

„Nun, ich kann nicht ſagen, daß er mir ganz gleichgültig wäre. Ich habe ihn gern. Aber auch abgeſehen davon, wäre es mir nicht lieb, wenn euere Entfremdung eine plötzliche und auffallende wäre.“

„Wie du meinſt, Karl. Ich bin dir gern gefällig.“

Der Juſtizrat küßte ihre Hände, die ſie ihm ruhig überließ.

„Ach, Helene!“ rief er, „ich wünſchte, du wäreſt eine andere!“ und eilte aus dem Zimmer.

Achtzehntes Kapitel.

Sobald der Justizrat gegangen war, sprang Helene auf und schellte ihrer Zofe; diese, ein großes, breitschultriges junges Mädchen mit stechenden, braunen Augen, erschien in der Thür.

„Ist der Herr fort?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ist ‚Er' noch nicht da?"

„Nein, noch nicht."

„Nimm für alle Fälle deinen Platz am Fenster ein. Du läßt doch den Schlüssel so in der Saalthür, daß sie nicht geöffnet werden kann?"

„Ja."

„Gut, vergiß es ja nicht. Johann ist fort?"

„Ja. Ich schickte ihn zum Buchhändler, und er wird die Gelegenheit wie gewöhnlich benutzen und nicht vor drei Stunden zurückkehren. Der Koch ist auf dem Markt."

„Wir müssen sehr vorsichtig sein, Emma!"

„Warum?" fragte das Mädchen erschreckt. „Hat der Herr etwas gemerkt?"

„Ja, er hat Verdacht geschöpft. Es gelang mir

aber, ſeinen Argwohn vorläufig zu zerſtreuen. Aber nochmals, wir müſſen ſehr vorſichtig ſein."

„Gnädige Frau, Sie müſſen herzlicher gegen ihn thun. Sie ſind in den letzten Tagen wieder ſehr kalt geweſen."

„Ach! ich nehme es mir täglich vor, aber wenn er da iſt, ſo kann ich der Luſt, ihn zu reizen, nicht widerſtehen. Er iſt ſo plump und täppiſch."

Helene beſchattete ihr Geſicht mit der Hand und lacht leiſe vor ſich hin. Es war ein grimmiges Lachen.

„Ich haſſe ihn," ſagte ſie laut, „ich haſſe dieſen Plebejer. Aber geh ans Fenſter," fuhr ſie fort, „und ſei recht vorſichtig. Wenn du einen Mann ſiehſt, der dem Juſtizrate auch nur ein wenig gleicht und wäre er in Bettlertracht — ſo gib das Zeichen."

Das Mädchen wandte ſich zum Gehen, blieb aber ſtehen und fragte:

„Soll ich erſt das Frühſtück bringen?"

„Nein! Wir wollen es künftig laſſen. Falls wir überraſcht werden, macht es unnütze Umſtände."

Das Mädchen ging. Helene warf ſich wieder in den Schaukelſtuhl und ſtarrte in den Kamin.

Sie war ſehr unzufrieden mit Wilhelm. Als ſie ihn an ſich zog, wollte ſie nur über ihn triumphieren, wie ſie ſchon über ſo viele geſiegt hatte, einen Anbeter mehr haben, wie ſie deren ſchon ſo viele hatte. Und an dieſem Anbeter lag ihr beſonders viel. Sie war ſchon als Kind auf die Freundſchaft, die Wilhelm Mathilde ſchenkte, eiferſüchtig geweſen,

und ſie freute ſich darüber, ihr, die ſie nicht eben liebte, einen Verehrer abwendig zu machen. Aus dem Spiel war aber wider ihren Willen Ernſt geworden.

Helene hatte bisher keinen Menſchen geliebt, buchſtäblich keinen, auch nicht einmal ihren Vater, oder ihre Mutter. Als ſie, älter geworden, bemerkte, daß ſie herzloſer und kälter war, als ein anderer ihr bekannter Menſch, wurde ſie ſtolz darauf. Seitdem ſpielte ſie bewußt mit der Neigung, die ſie den Menſchen einflößte. Einer ſchönen, jungen Frau gegenüber zeigen ſich die Menſchen, zumal die Männer, meiſt nicht von ihrer achtbarſten Seite. Helene verachtete ſie, und was man verachtet, kann man nicht lieb gewinnen. Sie war auch auf ihre Menſchenverachtung ſtolz, denn ſie kam ſich durch ſie ſehr überlegen vor. Aber ſie hatte die Rechnung doch ohne den Wirt gemacht. Sie gewann Wilhelm nicht nur lieb — nein, ſie wurde von einer wilden Leidenſchaft für ihn ergriffen. Als ſie ihm gegenüber weiter ging, als ſie es bisher einem ihrer Verehrer gegenüber gethan hatte, waren die Flammen, die er in ihr angefacht hatte, ſchon über ihrem Haupte zuſammengeſchlagen. Sie wollte ihn jetzt wirklich eine hervorragende Rolle ſpielen ſehen; auch ein ſchlechtes Weib nährt ihre Eitelkeit am liebſten an der Größe des geliebten Mannes. Eben darum war ſie unzufrieden mit ihm, denn ihr Verſtand ſagte ihr, daß auch die Laufbahn eines ehrgeizigen Demagogen eine Vorbereitung erfordert; Wilhelm aber arbeitete nicht.

Sie hatte auch ſonſt noch Grund, mit ihm unzufrieden zu ſein. Von Anfang an hatte er ſich ihr nur mit widerſtreitenden Gefühlen genaht, und das war nicht anders geworden, ſeit aus ihrem Verhältnis ein Geheimnis werden mußte. Sein Verhalten war ihr gegenüber wechſelnd und unberechenbar. Sie ahnte, daß ſein Herz noch immer an der Jugendgeliebten hing. Sie aber konnte von ihm nicht mehr laſſen, ſie mußte ihn zu halten ſuchen um jeden Preis.

Sie fuhr jetzt auf aus ihrem Brüten und horchte. Das war ſein Schritt, er kam. Sie eilte auf ihn zu und umſchlang ihn.

„Kommſt du endlich, endlich! Wo warſt du geſtern? Warum warſt du vorgeſtern nicht im Theater?“ fragte ſie, während ſie an ſeinem Halſe hing und ihn leidenſchaftlich an ſich drückte.

„Ich hatte geſtern Abend zu thun,“ war die kühle Antwort.

„Was hatteſt du zu thun? Geh, du belügſt mich. Du warſt nur lieber bei deinen Freunden als bei mir.“

„Ich liebe beide, Helene, die Freunde und dich. Du mußt nicht eiferſüchtig ſein, ſie ſind es ja auch nicht.“

„Sie lieben dich auch nicht, wie ich dich liebe. Nicht zur Hälfte! Nicht ein tauſendſtel! Wenn ſie dich liebten, wie ich dich liebe, ſo würden ſie toll vor Eiferſucht. So wären ſie eiferſüchtig auf den Wind, der dein Haar kräuſelt, auf die Sonne, deren Strahlen deine Wangen küſſen, auf die Speiſe, die dein Mund

berührt, auf den Boden, Wilhelm, den dein Fuß betritt. Dann stürben sie tausend Tode, wenn du auch nur einen Tag fort bist."

„Es wäre schlimm für mich, wenn meine Freunde mich liebten, wie du!"

„Ja, es wäre schlimm für dich, wenn sie dich liebten, wie ich dich liebe. Sehr schlimm. Du wärest dann freundlos."

„Warum?"

„Weil einer dann den anderen umbringen würde, damit er nicht zwischen ihm und dir stehen kann."

Wilhelm lehnte an der Wand und strich ihr, — die ihn fest umklammert hielt, als könnte sie ihm nicht nahe genug sein, — mit leiser Hand die Haare aus dem erhitzten Gesichte.

„Mein mordlustiger Schatz!" sagte er.

„Nenne mich nicht deinen Schatz, Wilhelm. Nenne mich deine Frau."

„Wie soll ich das?"

„Wenn mein Mann tot wäre, könntest du es!"

Wilhelm lächelte nicht mehr. Er sah sehr ernst aus.

„Wenn er tot wäre," fuhr sie leidenschaftlich fort, „könntest du es, würdest du es."

Er fühlte, wie sie bei diesen Worten bebte.

„Er ist nicht tot, Helene. Wozu uns Hoffnungen hingeben, die sich nicht erfüllen können."

„Du hast recht," sagte sie, und richtete sich auf. „Er ist nicht tot! Er war heute morgen hier und sagte mir, unser Verhältnis, er meinte, dein

Verhältnis zu mir, gebe Anstoß und wir müßten es ändern."

Wilhelm erschrak. „Aber er hat keinen Verdacht geschöpft?"

„So viel ich sehen konnte, nicht!"

„Und was sagtest du."

„Ich spielte die Gleichgültige und ich habe ihn beruhigt. Er verließ mich empört über die Gleichgültigkeit, mit der ich von dir sprach. Denke dir, der Thor machte mir Vorwürfe darüber, daß ich dich zu wenig lieb hätte."

Wilhelms Stirn verfinsterte sich. „Helene," sagte er, „es ist Zeit, daß wir aufhören."

„Aufhören? Womit aufhören?"

„Daß wir unser Verhältnis aufgeben."

Helene zuckte zusammen. „Was meinst du damit?"

„Ich meine, was der Wortlaut besagt. Wir müssen unser Verhältnis auflösen, ehe es zu einer Katastrophe kommt. Ich denke an dich, wenn ich dir diesen Vorschlag mache."

„Du lügst! Du lügst! Du hast nie weniger an mich gedacht, als in diesem Augenblicke. Wie könntest du mir sonst einen solchen Vorschlag machen? Was heißt aufgeben, aufhören? Das sind keine leeren Worte. Wenn du an mich gedacht hast, als du diese Worte sprachst, so hast du an mich gedacht, wie der Mörder an sein Opfer. Kann ich denn aufgeben, aufhören? Kann ich aufhören zu atmen, kann ich Speise und Trank aufgeben? Bist du mir nicht mehr? Nicht zehntausendmal mehr?"

„Höre mich zu Ende, Helene. Sei verständig!“

„Ich will nicht verständig sein. Mein Verstand macht mich unglücklich, mein Herz macht mich glücklich. Meinem Herzen folge ich. Das treibt mich zu dir. Hier an deinem Herzen ist mein Platz. Hier an deiner Seite will ich stehen. Was sprichst du von einer Katastrophe, was sprichst du von Verderben, so lange ich hier stehe! Ich kenne nur eine Katastrophe — daß du mich verlässest, ich kenne nur ein Verderben — daß du mir untreu wirst! Gewissen, Ehre, Schande, Furcht — das sind leere Worte an deiner Seite, der Tod selbst ist nicht furchtbar an deiner Seite, die Hölle ist ein Paradies an deiner Seite!“

Und wieder schmiegte sie sich fest an ihn, umklammerte ihn, wie der Schiffbrüchige im Wogendrange den rettenden Balken.

„Helene!“ begann er, aber ihr Kuß verschlang das Wort; er beugte den Kopf fort, aber ihr Haupt folgte ihm. Die Leidenschaft erwachte auch in ihm.

„Gib mir deine Hand,“ sagte sie zu Wilhelm, als sie vor dem Kamine Platz nahmen. Sie ergriff mit beiden Händen seine Hand und sah ihn, während er sprach, unverwandt an.

„Helene!“ begann er wieder, und diesmal störte sie ihn nicht, „willst du, — kannst du mir erlauben, ein paar Worte zu dir zu sprechen?“

Sie antwortete nicht, aber er nahm ihr Schweigen für Bejahen und fuhr fort:

„Du weißt, Helene, daß ich dich von Kindheit an geliebt habe. Oder nein! das ist ein falscher

Ausdruck. Ich habe mich von Kindheit an zu dir hingezogen gefühlt. Ich habe dich immer entschuldigt, wenn die anderen dich angriffen, ich habe stets das innigste Mitleid mit dir gehabt. Als ich dich wiedersah, zog mich dasselbe Gefühl zu dir. Du fesseltest mich auch sonst. Ich hoffte, in dir eine Freundin zu finden, wie ich sie mir lange gewünscht hatte, eine Freundin, die mich ganz verstand, nicht nur mein Herz, sondern auch meine geistigen Interessen. Ich glaubte natürlich, daß unser Verhältnis ein wirkliches Freundschaftsbündnis bleiben würde. Es kam anders. Es war gewiß nur meine Schuld, daß es anders kam, aber — es kam anders. Aus den Freundschaftsbanden wurden Liebesbanden. Ich fühlte, daß mein Herz dir gehörte, und riß mich von Mathilde los. Ich war so schwach, daß ich sogar Mathilde betrog, daß ich den Brief wieder zerriß, den ich an sie geschrieben hatte. Du sagtest: ‚wenn ich aus Liebe zu dir meinen Mann betrüge, warum solltest du nicht auch Mathilde betrügen können'. Ich gab dir recht und schwieg. Um deinetwillen ließ ich meine kaum gefaßten Besserungspläne fahren, um deinetwillen trennte ich mich von Paul. Ich bedauerte es nicht, denn ich glaubte dich zu lieben, ich wollte dich lieben. Aber Helene, — zürne mir, du hast das Recht dazu, verachte mich — ich habe es verdient, aber — ich liebe dich nicht! — Ich liebe nach wie vor Mathilde! Ich liebe sie jetzt mehr, als früher. Ich suchte diese Wahrheit vor mir selbst zu verbergen, ich suchte sie zu übertönen, sie zu betäuben, aber es gelang mir

nicht. Ich wütete gegen mich ſelbſt — ich wütete auch gegen dich. Ich habe dich oft abſichtlich beleidigt und gekränkt, weil ich hoffte, du würdeſt vergeſſen. Helene, ich liebe dich nicht, aber ich habe dich gern, ſehr gern, und ich will dein Beſtes. Reiße dich von mir los, ſo lange du es noch, ohne Schaden zu nehmen, thun kannſt. Noch weiß dein Gatte nichts von unſerer Schuld. Sei ihm hinfort wieder treu, wie du es früher warſt, und du bleibſt, was du geweſen biſt, ſeine unbeſcholtene Gattin. Sollen wir warten, bis er erfährt, daß wir ihn betrügen, bis er dich verſtößt? Wohin willſt du dann, Unglückliche? Du biſt an ein wohlhabendes Leben gewöhnt, in deinem Kreiſe an Glanz und Anerkennung. Was kann ich dir bieten? Nicht einmal mein Herz. Er wird dich verſtoßen und du wirſt zu mir eilen. Zu mir, den ſeine Familie aufgiebt, der nichts gelernt hat, womit er dir auch nur einen beſcheidenen Wohlſtand bereiten kann. Ich werde dich aufnehmen und alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um dein Los zu erleichtern, aber wirſt du damit zufrieden ſein? Wirſt du dich nicht zurückſehnen in deine frühere, ſorgenfreie Lage, in den Kreis, in dem du glänzteſt, bezauberteſt? Ich weiß, ich bin wie ein Kind, das in der Scheuer mit Brandſtoffen ſpielte, und nun, — da die Flamme durch das Dach hervorbrechen will, — das Geſchehene ungeſchehen machen möchte und ſpricht: ‚Erlliſch Feuer, verſchwindet Flammen!‘ — Aber ich kann nicht anders. Es muß Wahrheit herrſchen zwiſchen mir und dir. Ich kann

nicht wieder gut machen, was ich gethan habe — wer kann das —, aber ich kann aufhören, es noch schlechter zu machen. Helene! auch wenn dein Gatte nichts von dem, was zwischen uns vorgeht, weiß: sollen wir ihn noch länger betrügen, seine Arglosigkeit mißbrauchen, sein Vertrauen täuschen? Auf mich kommt es nicht an. Meine Seele ist ohnehin schuldbeladen, aber ich bitte um deinetwillen. Laß mich von dir scheiden. Wenn es dir leichter wird, so will ich fortgehen, will Berlin verlassen, dich nie wiedersehen. Wir wollen dann freundlich einer des andern gedenken."

Die Hände, in denen Wilhelms Hand ruht, sind unbeweglich und kalt wie Eis. Die Augen, die auf Wilhelms Gesicht ruhen, haben sich, während er sprach, nicht um eines Haares Breite bewegt. Wie eine Statue sitzt das schöne Weib ihm gegenüber. Kein Glied regt sich, keine Fiber zuckt.

So sitzt sie lange. Endlich aber kommt Leben und Bewegung in das Bild. Die Lippe zuckt, die Brauen ziehen sich finster zusammen, das Auge glüht zornig, die Hände lassen die Hand fahren.

„Was du da sprichst ist Thorheit," sagt sie. „Mit dir, zerschmettert auf des Abgrundes tiefstem Grunde, ist besser, als ohne dich auf sicherem Lager. Ich gehöre zu dir und du zu mir. Liebe mich oder liebe mich nicht, zu dir gehöre ich. Gehst du zu Grunde, so gehe auch ich zu Grunde, verdirbst du, so verderbe ich auch. Hoffe nicht, daß du mich los wirst. Mich schüttelst du nicht ab, von mir befreist du dich nicht. Rede nicht zu mir, meine Ohren

hören dich nicht. Suche mich nicht zu überreden — ich will von deinen Gründen nichts wiſſen."

„Helene! wenn die Leidenſchaft dich ſo verblendet, daß ſie dich blind macht gegen den ſicheren Untergang, dann kommt es mir zu, für dich zu handeln. Und ich werde es thun."

„Was wirſt du thun?"

„Ich werde fortbleiben!"

„Das wirſt du nicht."

„Das werde ich."

„Dann werde ich zu dir kommen!"

„Du wirſt mich nicht zu Hauſe finden."

„Dann werde ich zu Lammſtedt gehen und ſprechen: ‚ich betrog dich. Ich brach den Bund, den du mit mir geſchloſſen haſt.' Dann wird er mich verſtoßen und ich werde zu dir kommen. Ich werde mich auf die Stufen deiner Treppe ſetzen und warten, bis du nach Hauſe kommſt. Laß mich dann nicht hinein!"

„Helene, du raſeſt!"

„Ich bin ſo ruhig wie du, aber ich ſchwöre dir bei meiner Seele Seligkeit, bei meiner Liebe zu dir — bleibſt du ohne meine Einwilligung aus, ſo thue ich, wie ich geſagt habe. Du kennſt mich! Du weißt, daß ich meinen Schwur halten würde."

„Ich traue dir eine ſo unſinnige Handlung zu. Was willſt du alſo?"

„Ich will, daß du nach wie vor zu mir kommſt, öffentlich zu meinem Manne, heimlich zu mir. Ich will, daß du das noch ein halbes Jahr lang thuſt, bis Weihnachten. Wenn du dann noch fortbleiben

willſt, ſo verſpreche ich dir, dich nicht länger zu halten. Ich werde bis dahin gelernt haben, mich in das Unvermeidliche zu fügen, ich werde dann können, was ich jetzt nicht kann — von dir laſſen."

„Wohlan, Helene, es ſei. Aber glaube nicht etwa, daß ich heute in einer augenblicklichen Mißſtimmung geſprochen habe. Hoffe nicht, daß ich meinen Entſchluß aufgeben werde. Die Liebe zu dir hat ihn mir diktiert und er iſt unabänderlich. Sieh unſere Trennung an als etwas Unvermeidliches."

„Ich werde es. Nun aber ſitze nicht ſo kalt und gleichgültig neben mir. Noch bin ich dein Weib, noch lebe ich und ich werde noch ein halbes Jahr leben. Laß es mich genießen. Laß die dunkle Zukunft nicht ſchon ihre Schatten auf die Gegenwart werfen. Ein halbes Jahr iſt es her, ſeit deine Umarmung mich zuerſt Menſchenglück kennen lehrte, laß es noch ein halbes Jahr währen. Was iſt ein Jahr Glück gegen die leere, troſtloſe Ewigkeit?"

Als Wilhelm Helene verließ, ſchaute ſie ihm nach, bis ſeine hohe Geſtalt ihren Augen entſchwand. „Ich laſſe dich nicht," murmelte ſie leiſe. „Willſt du es nicht anders, ſo ſei es ſo. Kann dich nicht Liebe an mich feſſeln, ſo ſoll es Furcht thun." Sie wandte ſich um und erblickte ihre Zofe, die gekommen war, um ſie anzukleiden.

„Emma," begann ſie, „dein Schatz iſt Gehilfe in einer Apotheke?"

„Ja, gnädige Frau."

„Warum heiratet er dich nicht?"

„Weil er arm ist und ich auch nichts habe. Es fehlt ihm an einem kleinen Kapital, um etwas zu unternehmen."

„Hättet ihr genug, wenn du dreitausend Thaler besäßest?"

„Dreitausend Thaler! Gewiß! Aber wo die hernehmen?"

Helene ging an einen Schrank, holte ein Kästchen aus ihm hervor und öffnete es. Es enthielt Wertpapiere. Die Augen der Zofe schienen sie zu verschlingen.

„Du kannst dir dreitausend Thaler verdienen. Hier sind sie."

Helene nahm die Papiere heraus und hielt sie ihr hin.

„Wodurch, gnädige Frau, wodurch?" Das Mädchen war kreidebleich geworden. War es der Wiederschein von Helenens Wangen?

„Durch eine kleine Gefälligkeit."

„Durch welche?" Die Stimme des Mädchens klang wie die eines Kindes, das im Dunkeln überredet wird, etwas Verbotenes zu thun.

„Ich beschäftige mich jetzt viel mit Physiologie, d. h. mit Tierkunde. Zu meinen Experimenten gebrauche ich bisweilen ein sehr starkes Medikament, das in der Apotheke nur an Ärzte verkauft wird. Ich möchte seine Wirkung gern an einem Kaninchen oder an einem Huhn erproben. Kannst du es mir verschaffen?"

„Wie heißt es?" fragte das Mädchen mit leiser, heiserer Stimme.

„Ich werde es dir noch nennen."

„Aber, gnädige Frau —"

„St! Du weißt jetzt, wozu es dienen ſoll. Du könnteſt — wie man zu ſagen pflegt — vor Gericht ſchwören, ich hätte dir geſagt, daß ich es für meine Experimente brauche. Für phyſiologiſche Experimente. Behalte das Wort. Ich habe jetzt nicht mehr als dieſe dreitauſend Thaler. Wenn aber mein Mann zufällig, was Gott verhüten möge, ſterben ſollte, ſo würde ich dir noch dreitauſend Thaler geben können. Willſt du mir die Gefälligkeit erweiſen?"

Das Mädchen nickte, während ihre Augen die Papiere verfolgten, die Helene wieder in das Käſtchen legte und verſchloß. Die Hände, mit denen ſie dann Helene das Haar flocht, bebten wie im Fieber.

Neunzehntes Kapitel.

Seit dem Tage, an dem Wilhelm und Helene ihre Abmachung trafen, waren ein paar Wochen vergangen.

Wilhelm war öfter denn je im Hause des Justizrates. Heimlich am Vormittag, öffentlich am Abend. Der Justizrat hatte ihm gegenüber keinerlei Andeutungen gemacht, ja er hatte in den letzten Tagen, da er unwohl war und das Zimmer hüten mußte, selbst mehrmals nach Wilhelm geschickt und ihm versichert, wie gern er ihn habe. „Noch vier Monate," dachte Wilhelm dann, „und ich bin frei!" Er wurde dann „frei", aber was sollte aus Helene werden? Sie mußte furchtbar leiden. Ihre bleichen Wangen, die hohlen Augen, das sichtbare Abmagern redeten eine nur zu verständliche Sprache. War sie mit Wilhelm allein, so fiel ihm an ihr ein Zug düsterer Entschlossenheit auf. Sie sprach aber nie mit ihm von der bevorstehenden Trennung. Wenn er sie plötzlich ansah, nachdem sie lange schweigend neben ihm gesessen hatte, fielen ihm bei ihrem Anblicke die Gesichter verzweifelter Spieler ein, wie er sie in den Spielsalons der Badeorte gesehen hatte.

Heute abend erwartete ſie ihn. Das Unwohlſein des Juſtizrats hatte zugenommen, und der Arzt es für eine ernſtliche Krankheit erklärt. Er fieberte heftig und klagte über ſtarke Hals- und Kopfſchmerzen, war aber bei Beſinnung und hatte Wilhelm bitten laſſen, den Abend bei ihm zu verbringen. Er hatte ſchon mehrmals ungeduldig nach Wilhelm gefragt, als dieſer endlich erſchien. Es war ſchon dunkel, aber der Mond ſchien hell ins Zimmer, und der Juſtizrat hatte es vorgezogen, ohne Licht zu bleiben. Als Wilhelm ins Zimmer trat, ſaß Helene am Fenſter. Die Strahlen des Mondes fielen voll auf ihre regungsloſe Geſtalt, auf ihr regelmäßiges Profil und auf ihre weißen, in ihrem Schoße ruhenden Hände.

„Kommen ſie endlich," rief der Juſtizrat und ſtreckte ihm ſeine Rechte entgegen. „Ich fürchtete ſchon, Sie wären verhindert worden."

Wilhelm drückte die dargereichte Hand, verbeugte ſich gegen Helene und ſetzte ſich auf einen Stuhl neben dem Bette des Kranken.

„Ich komme, um Abſchied zu nehmen, Herr Juſtizrat!" ſagte er, und ſah dabei zu Helene hinüber. Sie regte ſich nicht, auch nicht im mindeſten.

„Wie? Was? Um Abſchied zu nehmen? Was heißt das? Wohin wollen Sie?"

„Ich muß nach Hauſe. Mein Vater iſt ſchwer erkrankt, und die Meinigen rufen mich zu ihm zurück."

Während er das ſagte, ſah er wieder zu Helene hinüber. Sie regte ſich nicht.

„Was Sie ſagen? Ihr Herr Vater iſt erkrankt? Hörſt du, Helene, was Herr Wolffſchild ſagt: ‚Sein Vater iſt erkrankt‘.“

Helene antwortete nicht.

„Ich ſage,“ wiederholte der Juſtizrat, „daß Wolffſchild uns die ſchlimme Nachricht bringt, daß ſein Vater erkrankt ſei.“

„Ich höre!“ erwiderte Helene. Sie brachte das Wort mühſam genug hervor. O! wie hatte ſie gehört! Und ſie ſtarb nicht an dem, was ſie hörte! Aber ihr ſtand das Herz ſtill vor Schreck. Auch der Mutigſte bangt in dem Augenblick, in dem das Signal befiehlt, die ſicheren Laufgräben zu verlaſſen und zum Sturm vorzubrechen.

„Ich kann Sie nicht bitten, zu bleiben, Herr Wolffſchild,“ fuhr der Juſtizrat fort. „Ich ſehe ein, daß ich dazu kein Recht habe, obgleich ich Sie gerade jetzt noch mehr als ſonſt vermiſſen werde. Ich habe Sie ſehr gern, Herr Wolffſchild. Sie kommen aber doch jedenfalls wieder nach Berlin?“

Wilhelm zögerte einen Augenblick und ſah hinüber zu Helene. Sie ſaß regungslos da und wandte ſich nicht nach den Herren um.

„Wahrſcheinlich,“ ſagte Wilhelm, „obgleich ich es nicht mit Beſtimmtheit verſichern kann.“

Er ſah, während er das ſagte, wieder ängſtlich zu Helene hinüber; er fürchtete, ihre Regungsloſigkeit würde dadurch unterbrochen werden, daß ſie zuſammenbrach.

Aber ſie blieb unbeweglich.

„Es würde mir ſehr leid thun, wenn Sie nicht

zurückkehren ſollten," fuhr der Juſtizrat fort. „Ich würde Sie ſehr vermiſſen. Sie ſind mir ſtets ein lieber Gaſt geweſen, ja Sie ſind mir ein junger Freund geworden. Ich hoffe, Sie bald wiederzuſehen. Helene hat mir oft von der eiſernen Geſundheit Ihres Herrn Vaters erzählt; er wird die Krankheit überwinden, er wird wieder geſund werden, und Sie werden dann zu uns zurückkehren. Wie ſollten Sie auch anders. Sie haben ja ihre Studien noch nicht beendet."

„Ich werde ſie vielleicht in Dorpat beenden!" erwiderte Wilhelm.

„Warum wollen Sie dorthin? Ich meine, Sie haben den Plan, ganz bei uns zu bleiben, ſich einen Wirkungskreis an einer preußiſchen Univerſität zu ſchaffen?"

„Ich will mir doch jedenfalls in der Heimat die Anſtellungsfähigkeit ſichern. Ich dachte ohnehin daran, zu Weihnachten Berlin zu verlaſſen und auf die einheimiſche Univerſität zu gehen. Ich würde dadurch auch einen Wunſch meines Vaters erfüllen."

„Hm! Das läßt ſich hören. Wann wollen Sie uns verlaſſen?"

„Ich will ſchon morgen fort."

„Sie werden doch jedenfalls nicht alle Ihre Sachen mitnehmen. Schicken Sie, was vorläufig hier bleiben kann, zu uns; wir ſenden es Ihnen ſpäter nach."

„Ich danke Ihnen, Herr Juſtizrat, aber ich möchte Sie nicht damit beläſtigen. Mein Stubengenoſſe wird ſo freundlich ſein, ſich vorläufig meiner Habſeligkeiten anzunehmen."

„Wie es Ihnen bequemer iſt. Noch eins: Sie müſſen plötzlich und unerwartet abreiſen und Sie ſind vielleicht auf die damit verbundenen Koſten nicht vorbereitet. Ich bitte Sie, meine Kaſſe ganz als die Ihrige zu betrachten."

Wilhelm ergriff des Juſtizrats Hand und drückte ſie herzlich. Wäre Licht im Zimmer geweſen, ſo hätte der Juſtizrat bemerken müſſen, daß Wilhelms Geſicht über und über errötete.

„Ich danke Ihnen, Herr Juſtizrat, für alles Freundliche, das ſie Sie mir erwieſen haben," ſagte Wilhelm. „Ich wünſchte, ich wäre Ihrer würdiger geweſen."

„O ich bitte Sie! Wovon ſprechen Sie! Ich habe Ihnen kein Opfer gebracht. Ich hoffe, daß Sie uns auch in der Heimat nicht vergeſſen und uns von Zeit zu Zeit Nachricht darüber geben werden, wie es Ihnen ergeht. Es gibt ja heutzutage Poſtverbindungen, warum ſoll man ſie da nicht benutzen? Apropos, kennen Sie die famoſe Entſchuldigung eines Herren, den ſein Freund um eine Beſorgung bat, und die er auszuführen vergeſſen hatte?"

„Nein!"

„Als er den Auftraggeber wiederſieht, ruft er ihm ſchon von weitem zu: ‚entſchuldige, daß ich die Beſorgung, die du mir auftrugſt, nicht ausführte, ich habe aber den Brief, in dem du mir von ihr ſchriebſt, nicht erhalten.'"

Der Juſtizrat begleitete den Schluß der Anekdote mit einem herzlichen Lachen. Er huſtete, hielt ſeine Hand an den ſchmerzenden Kopf und

lachte wieder. Es trat eine kleine Pauſe ein; dann fragte der Juſtizrat:

„Wie hat es Ihnen denn in Preußen im allgemeinen gefallen?“

„Gut, obgleich ich wünſchte, daß ich die Zeit in Berlin beſſer benutzt hätte.“

„Hm, ja, ja, Sie haben ſich zu viel mit der leidigen Politik beſchäftigt. Das führt zu nichts, namentlich in Ihrem Alter. Es macht nur unpraktiſch. Es ging mir anfangs wie Ihnen; ſchließlich ſah ich aber doch ein, daß ſich unſere ſchwarz-rot-goldenen Ideale nicht verwirklichen laſſen. Wahrhaftig nicht. Da wurde ich vernünftig und erkannte, daß man das Regieren denen überlaſſen muß, die dazu berufen ſind, dem König, ſeinen Miniſtern und ſeinen Beamten. Das muß man. Ich ſah das ein, verſchloß meine ſchwarz-rot-goldene Mütze und mein Band und ſetzte mich an den Arbeitstiſch. Ich warf die Zeitungen beiſeite und griff nach dem Corpus juris. Das werden Sie auch thun müſſen und Sie werden recht daran thun. Man fährt ſo beſſer und kommt damit weiter. Man kann nicht mit dem Kopfe durch die Wand! Und dann — der Staat wie er iſt, und zumal unſer preußiſcher, iſt am Ende nicht ſo ſchlimm. In ſeiner Mauer iſt ſo manches warme Neſtchen; ſind Sie erſt einmal darin und halten ſich ruhig, ſo läßt man Sie auch in ihm bleiben. Sind Sie dann einmal allein mit dem deutſchen Herrgott, und ſcheint der Mond wie jetzt in Ihr Zimmer, ſo hindert Sie nichts, den Schrank zu öffnen, und die alten Mützen

und Bänder zugleich mit den alten Träumereien hervorzuholen und sich an ihnen zu weiden. Aber ans Licht des Tages gehört so etwas nicht. Nein, wirklich nicht. Die wichtigste Aufgabe unserer Zeit ist die konsequente Durchführung der Arbeitsteilung. Zu der paßt weder der Parlamentarismus noch die Preßfreiheit, weder das Geschworenengericht noch der ganze moderne Schwindel. Ein unbegabter Beamter, der sich aber sein Leben lang in einem Zweige der Justizverwaltung eingearbeitet hat, versteht mehr von der Sache, als der geistreichste Schwätzer, der seine Nase nie in eine Rechnungskammer oder ein Polizeibureau oder ein Aktenbündel steckte."

Wilhelm erhob sich, um sich zu verabschieden. Er trat auf Helene zu und reichte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Helene," sagte er.

Der Mond schien ihr hell ins Gesicht, und Wilhelm sah zu seiner Verwunderung, daß es ganz ruhig war. Auch ihre Stimme klang voll und unverändert, als sie sagte:

„Ich kann Sie wohl bitten, Wilhelm, ein Päckchen für Gretchen mitzunehmen. Es sind einige Kleinigkeiten, die ich für sie gekauft habe und die ich ihr durch die Post schicken wollte. Da Sie aber jetzt nach Hause reisen, so nehmen Sie sie wohl mit. Warten Sie, bitte, noch einen Augenblick, ich bringe es Ihnen sogleich."

Sie erhob sich und eilte aus dem Zimmer. Nach einigen Minuten erschien ihre Zofe.

„Die gnädige Frau," sagte sie zu Wilhelm, „läßt Sie bitten, auf einen Augenblick zu ihr zu kommen."

Wilhelm erhob sich mit klopfendem Herzen und begab sich zu Helene. Sie erwartete ihn an ihrem Schreibtische stehend, die geballte rechte Hand auf den Tisch gestützt.

„Du willst dein Wort brechen," sagte sie düster, nachdem das Mädchen die Thür hinter Wilhelm geschlossen hatte, „vergißt du, daß ich dann auch das meinige nicht zu halten brauche?"

„Helene," rief Wilhelm erschreckt, „du siehst, ich gehe nicht aus freiem Willen. Mein Vater ist schwer erkrankt, und Gretchen schreibt mir, daß ich die Ursache seiner Krankheit bin, daß die Sorge um mich ihn aufs Krankenlager geworfen hat. Soll ich nicht zu ihm eilen, um ihm, dem besten aller Väter, wenigstens noch die Augen zuzudrücken? Soll ich meine Mutter und Gretchen in so schwerer Zeit allein lassen?"

„Du lügst, Wilhelm," sagte Helene verächtlich. „An der ganzen Krankheitsgeschichte ist nicht ein wahres Wort."

Wilhelm wollte auffahren, aber er bezwang sich. Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn ihr.

„Da ist Gretchens Brief," sagte er. „Ich habe ihn zufällig bei mir. Sei aber künftig vorsichtiger und bedenke dich wohl, ehe du einen solchen Vorwurf erhebst. Dein gereizter Zustand mag ihn für diesmal entschuldigen."

Helene antwortete nicht; sie las den Brief durch,

las ihn dann noch einmal und legte ihn endlich auf den Tiſch.

„Du biſt dort nicht nötig,“ ſagte ſie kalt, „ſie haben ja Paul.“

Wilhelm biß ſich auf die Lippen. „Paul iſt nicht meines Vaters Sohn. Ich bitte dich, Helene, nimm Rückſicht auf die Verhältniſſe und laß mich gehen. Mein Ehrenwort darauf, nur ſie können mich dazu bewegen, mein dir gegebenes Verſprechen zu brechen.“

Helene ſchüttelte den Kopf. „Du bleibſt,“ ſagte ſie mit feſter Stimme und in befehlendem Tone.

„Ich bleibe nicht,“ antwortete Wilhelm zornig. „Du kannſt mich nicht zwingen, dem Sterbebette meines Vaters fernzubleiben.“

„Ich kann es und ich werde es! Höre mich, Wilhelm,“ fuhr ſie drohend fort, „wenn du nicht jetzt gleich meinem Manne ſagſt, daß du dich anders beſonnen haſt und noch bleibſt, bis du ſchlechtere Nachrichten von Hauſe haſt, und wenn du dann nicht wirklich noch acht Tage bleibſt, ſo gehe ich augenblicklich zu Lammſtedt und ſage ihm alles. Du ſiehſt, ich trage den Verhältniſſen Rechnung,“ fügte ſie hinzu, „und verlange nur acht Tage Zeit. Die aber muß ich haben.“

„Helene, überlege dir, was du verlangſt! Denke an meinen ſterbenden Vater, an meine arme Mutter. Sie haben ja auch dir Wohlthaten erwieſen.“

„Ich denke an ſie; nach acht Tagen biſt du frei.“

„Aber wenn es nach acht Tagen zu ſpät iſt?“

„Einem Manne, wie deinem Vater werden acht Tage nicht den Tod bringen.“

„Wie ſoll ich aber dem Juſtizrat meinen veränderten Entſchluß begreiflich machen?“

Helene ſah ihn prüfend an.

„Ich will dir trauen,“ ſagte ſie, „und ich will dich heute gehen laſſen, wenn du mir die verlangten acht Tage verſprichſt. — Komme morgen zurück und ſage, du habeſt ein beruhigendes Telegramm erhalten. Du wirſt mein Vertrauen nicht mißbrauchen, Wilhelm!“

„Nein. Verbrecher betrügen nur ehrliche Leute. Untereinander halten ſie Wort,“ erwiderte Wilhelm bitter.

„Sie fürchten einander,“ ſagte Helene. „Kehre nun zu Lammſtedt zurück.“

Wilhelm verließ ſie. Diesmal war keine Zärtlichkeit zwiſchen ihnen gewechſelt worden.

„Noch acht Tage Ketten,“ murmelte Wilhelm, als er ſie verließ, „dann bin ich frei.“

„Noch acht Tage Zeit,“ ſagte Helene leiſe und ſah nieder auf Gretchens Brief, den Wilhelm vergeſſen hatte, „noch acht Tage und du wirſt mir nie wieder entfliehen. Verbrecher halten einander das gegebene Wort — ſie fürchten einander.“

Dann nahm ſie ein leeres Käſtchen, wickelte es in Papier, adreſſierte es, verſiegelte es und brachte es Wilhelm. Der Juſtizrat ſah ſie voneinander Abſchied nehmen und wunderte ſich wie immer über die Kälte ſeiner Frau.

Wilhelm erſchien am folgenden Tage am Bette des Juſtizrates und erklärte, ein Telegramm mit beſſeren Nachrichten aus der Heimat erhalten zu haben. Er ſei entſchloſſen, vorläufig noch zu bleiben. Der Juſtizrat war darüber ſehr erfreut, und Wilhelm pflegte ihn abwechſelnd mit Helene. Der Juſtizrat hatte ſich ſtark erkältet, und die Ärzte mahnten zur Vorſicht, obgleich ſie die Krankheit nicht für gefährlich hielten. So mußte er denn das Bett hüten und hatte Zeit vollauf, über den Charakter ſeiner Frau Betrachtungen anzuſtellen. Er wußte nicht, worüber er ſich mehr wundern ſollte, über ihre Pflichttreue, oder über die Kälte ihres Herzens. Seit er mit ihr über Wilhelm geſprochen hatte, war ihr Betragen gegen dieſen ein ganz verändertes. Es berührte ihn peinlich, wenn er ſah, wie ſie den ihm liebgewordenen Gaſt kaum eines Wortes würdigte und zu ihm ſprach, als wäre er nie ihr Freund geweſen. —

„Welch ein Thor war ich," dachte er, „dieſem Weibe eine Untreue zuzutrauen, zu glauben, ihr könne je an einem Menſchen gelegen ſein." Wie teilnahmlos verhielt ſie ſich auch jetzt wieder zu der Krankheit des Paſtors, in deſſen Hauſe ſie doch jahrelang gelebt hatte. Sie ſprach nie von ihm, ſie fragte nie nach ihm. Sie widmete übrigens dem Juſtizrat alle Pflege, die eine Frau ihrem Gatten ſchuldig iſt. Sie empfing keinerlei Beſuch, ſie verließ mit keinem Schritt ihre Wohnung und es war nicht ihre Schuld, wenn der Juſtizrat lieber ſelbſt ſein Kiſſen zurecht rückte, als daß er ihre kalte Hand an ſeiner

Wange fühlte. Das Fünkchen Liebe, daß er ihr noch immer bewahrt hatte, erloſch in dieſen Tagen zugleich mit dem letzten Aufflackern der Hoffnung, ſie noch einmal weicher zu ſehen. So vergingen ſechs Tage und ſie erſchienen Wilhelm wie ebenſoviele Monate. Suchte er ſich auch damit zu tröſten, daß ſchon ſo mancher das Nervenfieber überſtand, der weniger geſund und rüſtig war als ſein Vater, — die Möglichkeit, zu ſpät zu kommen, regte doch alle ſeine Lebensgeiſter auf und zwang ihn, über ſich, ſeine Vergangenheit und ſeine Zukunft nachzudenken. Sein Gemütszuſtand und ſein zerrütteter Körper wirkten zuſammen, um ihn fortwährend in fieberhafte Aufregung zu verſetzen.

Die Krankheit des Juſtizrats verſchlimmerte ſich, und Wilhelm und Helene wachten an ſeinem Lager. Sie ſprachen in dieſen Nächten kaum ein flüchtiges Wort miteinander und vermieden es, in einem der Nebenzimmer allein zuſammen zu treffen.

Jetzt war der Kranke eingeſchlafen und die beiden ſaßen ſich ſchweigend gegenüber. Die Uhr im Nebenzimmer verkündete langſam und feierlich die zwölfte Nachtſtunde.

„Komm einen Augenblick hinaus," flüſterte Helene, indem ſie aufſtand.

Wilhelm folgte ihr ins Nebenzimmer.

„Iſt dein Entſchluß unabänderlich, Wilhelm?"

„Ja, unabänderlich!"

„Willſt du übermorgen reiſen?"

„Ich muß übermorgen reiſen."

„Und du wirſt nicht wieder nach Berlin kommen?“

„Nein, Helene.“

Sie kehrten in das Krankenzimmer zurück und nahmen ihre Plätze wieder ein. Sie ſchwiegen und keiner ſah den andern an.

Nach einer Stunde etwa erwachte der Juſtizrat.

„Bitte, lege dich ein wenig nieder und verſuche einzuſchlafen, Helene,“ ſagte er. „Ihr dürft nicht beide zugleich wachen, ich ſehe an eueren bleichen Geſichtern, wie ſehr es euch angreift.“

„Ich will mich im Nebenzimmer auf das Sopha legen,“ ſagte Helene. „Geben Sie, bitte, Karl um zwei Uhr das Glas Wein, das auf dem Tiſchchen ſteht. Ich habe die Tropfen bereits hineingethan.“

Sie ſtand auf und begab ſich ins Nebenzimmer, in dem kein Licht war. Sie ließ die Thür offen, und nach einer Viertelſtunde hörten der Juſtizrat und Wilhelm die regelmäßigen Atemzüge der Schlafenden.

„Herr Wolffſchild,“ ſagte der Juſtizrat leiſe, „fällt es Ihnen nicht auf, daß meine Frau ihr Betragen gegen Sie ſehr geändert hat?“

„Allerdings!“

„Legen Sie ihr das nicht falſch aus. Ich habe, ohne es zu wollen, die Veranlaſſung dazu gegeben.“

„Sie? Wodurch?“

„Ich mußte Ihnen dies ſagen. Sie könnten ihr Verhalten ſonſt für eine Laune halten. Sie wiſſen, wie gern ich Sie habe, und ich brauche Ihnen nicht erſt zu verſichern, daß ich nicht eiferſüchtig auf Sie

bin. Fahren Sie nicht auf. Ich habe Sie nie für fähig gehalten, mein Vertrauen zu täuschen. Mein Wort darauf. Ich habe Ihr Verhältnis immer als eine Jugendfreundschaft aufgefaßt, die sich auch im späteren Alter bewährt hat, und ich hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie viel und allerorten mit meiner Frau allein, wenn Sie ihr steter Begleiter waren. Ich wußte meine Ehre immer in Ihren und Helenens Händen in sicherer Hut. Aber andere Leute, meine Freunde, die die Beziehungen, die Sie mit meiner Frau verbinden, nicht kannten, nahmen daran Anstoß, daß ein paar so junge Personen so frei und ungezwungen miteinander verkehrten, und sie teilten mir ihre Meinungen über diesen Punkt mit. Ich dachte: ‚wer weit vom Ziel ist, ist sicher vor dem Schuß,‘ und sprach mit Helene. Ich that das nicht, weil ich selbst unruhig geworden war, sondern weil es mir natürlich unangenehm sein mußte, daß Ihr Verhältnis von den Leuten besprochen wurde, und weil ich wünschte, daß Helene dem Geklätsch etwas Rechnung trug. Sie ist dadurch sehr verletzt worden und ist so thöricht, Sie entgelten zu lassen, was ich verschuldete. Ich hoffe," schloß der Justizrat, indem er Wilhelm die Hand reichte, „daß Sie darin verständiger sein und mir wegen meines wohlgemeinten Ratschlages nicht zürnen werden."

„Gewiß nicht!" erwiderte Wilhelm. Er hätte sich fast versprochen und gesagt: „noch zwei Tage!"

„Sie haben meine Frau gern?"

„Ja!"

„Sie iſt ein merkwürdiger Charakter. Beſſer geleitet, wäre ſie des Größten und Beſten fähig geweſen. Es gab eine Zeit, in der ich ſie grenzenlos liebte. Ich wäre damals in jedem Augenblicke bereit geweſen, neun Zehntel meiner Lebenszeit dafür hinzugeben, um in dem letzten Zehntel von ihr wiedergeliebt zu werden. Und dieſe Zeit iſt noch nicht ſehr lange her."

„Iſt ſie vorüber?"

„Ja. In den letzten Monaten wurde mir klar, daß meine Hoffnungen thörichte waren, daß ſie unfähig iſt, etwas anderes zu lieben, als ſich ſelbſt."

„Sie thun ihr unrecht, Herr Juſtizrat."

„Nein. Es hat lange gewährt, und ich habe ſie ſorgfältig beobachtet, ehe ich zu dieſem Reſultate kam, aber ich bin jetzt ſicher, mich nicht zu täuſchen."

„Warum trennen Sie ſich dann nicht von ihr?"

„Wohin ſoll ſie, wenn ſie mein Haus verläßt? Sie hat kein Vermögen. Und dann: ich erkenne es an, daß ſie ihre Pflicht thut, ſoweit man das kann, wenn einem die Natur ſtatt eines Herzens einen Stein in die Bruſt ſetzte. So überſehe ich ihre Koketterie — bin ich doch ſicher, daß ſie meiner Ehre nicht zu nahe treten wird."

Die Uhr tickt langſam ihr Tick—Tack, und die Atemzüge im Nebenzimmer ſind ſo regelmäßig wie dieſe Töne. Der Juſtizrat ſchläft wieder ein, und Wilhelm wacht an ſeinem Bett. Scham und Reue wollen ſeine Bruſt zerſprengen. Zu dem Ticken der Uhr und zu Helenens Atemzügen geſellen ſich das ſchwere Atmen des Juſtizrats und die klagenden,

drohenden Stimmen in Wilhelms Bruſt. Die Uhr ſchlägt Zwei, und Wilhelm denkt an die Medizin. Als er das Glas geholt hat und den Juſtizrat eben wecken will, fällt ihm die trübe Farbe des Weines auf, der ſonſt, auch wenn er ſchon die Tropfen enthielt, hell war. Er glaubt, das Glas ſei nicht rein geweſen und gießt ſeinen Inhalt fort. Er füllt es aufs neue, ſchüttet die Tropfen hinein und gibt ſie dem Kranken, der ſie einnimmt und ſogleich wieder in tiefen Schlaf verfällt. Das Tick—Tack der Uhr tönt regelmäßig fort, aber die regelmäßigen Atemzüge im Nebenzimmer haben aufgehört. Helene ſteht auf der Schwelle. Sie ſieht, wie der Juſtizrat ſich unruhig hin und her wälzt, wie er im Schlaf die unteren Gliedmaßen bald an ſich zieht, bald wieder ausſtreckt. Sie nähert ſich Wilhelm leiſe und umſchlingt ſeinen Hals.

„Was thuſt du, Helene, er kann erwachen!“ flüſtert Wilhelm.

Sie läßt ſeinen Hals nicht los. „Er wird nicht mehr erwachen,“ ſagt ſie mit eiſiger Stimme.

„Was heißt das, Helene?“

„Das heißt, daß du mein biſt.“ Sie preßt ihr Geſicht an ſeine Wange und flüſtert ihm ins Ohr: „Mein Mitmörder!“

Er fährt entſetzt empor und ſtößt ſie von ſich. Er ſieht dann, wie ihre Hand auf das geleerte Glas weiſt, und er erblickt in der Thür die breitſchultrige Geſtalt und das leichenblaſſe Geſicht des Kammermädchens. Unnennbares Entſetzen erfaßt ihn, er

ſchleudert Helene beiſeite und ſtürzt aus dem Hauſe. —

Bald darauf ſtehen Winter und der raſch herbeigeholte Arzt an Wilhelms Bett und lauſchen ſeinen wilden Phantaſien: Bungerow reicht ihm ein Glas Wein, und er kann ſich ſeiner nicht erwehren.

„Er iſt offenbar angeſteckt," ſagte Winter. „Er hat in der letzten Woche einen Typhuskranken gepflegt, den Juſtizrat Lammſtedt. Kennen Sie ihn?"

Zwanzigstes Kapitel.

Die Sonne scheint freundlich herab auf Berlin. Ihre Strahlen spiegeln sich in den Fensterscheiben der Paläste, sie spielen um die goldene Kuppel auf dem Schlosse, sie lassen die Kreuze auf den Kirchtürmen hell erglänzen. Sie dringen durch die geschlossenen Jalousieen in der Wilhelmstraße und sie schimmern durch die trüben Scheiben im Vogtlande. Sie bescheinen Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gute und Böse. Sie erwärmen den jungen Elegant, der behaglich seine Morgenpromenade macht, und den rüstigen Milchmann, der schweißtriefend neben seinen bellenden Zughunden herläuft. Es sind freundliche, unparteiische Strahlen, und was ein Menschenantlitz trägt, kann sich in gleicher Weise an ihnen erfreuen. Und die Menschen thun es. Nie waren die Straßen belebter als an diesem Morgen.

Nur in den Herzen der drei, die in einer Droschke vom Frankfurter Bahnhofe kommen, sucht die Sonne vergeblich Freude zu erwecken. Es sind zwei Frauen und ein junger Mann. Sie blicken nicht verwundert in das geschäftige Treiben rings um sie, sie sehen nicht erstaunt empor zu den turmhohen Häusern, sie

werfen keinen überraſchten Blick auf die Herrlichkeiten in den Schaufenſtern, obgleich ihnen dies alles doch neu iſt und ſie noch nie ein ſolches Menſchengewühl, ſolche Häuſer, ſolche Läden ſahen. Ach! — kein Strahl der Sonne kann in ihre kummerumnachteten Herzen dringen; kommen ſie doch vom Grabe des Mannes, des Vaters, eilen ſie doch an das Sterbebett des Sohnes, des Bruders. Was war — begruben ſie, was werden ſollte — müſſen ſie wohl auch bald begraben! Nicht allein kommt die Woge des Unglücks. Brandete die erſte an deinen Strand, ſo folgen ihre Schweſtern nach, und wehe dir, wenn das Fundament, darauf du bauteſt, ihren Andrang nicht aushält!

Wilhelm erkannte weder die Mutter, noch die Schweſter, und auch der Freund erſchien ihm fremd. Was kümmerten ihn die Geſtalten von Fleiſch und Blut, die ſich über ſein Bett beugten. Er hatte es mit anderen Weſen zu thun, mit grauſigen Schatten, die rings um ihn her auftauchten, um ihn zu quälen. Er wußte nicht, daß man ihn, während er mit Bungerow rang, in ein Krankenhaus brachte, daß nicht ſein Vater und der Götzenhöffſche Baron ſeine Hände hielten, ſondern Paul und ein geduldiger Wärter, daß nicht Mathildens Mutter die Anweiſungen dazu gab, ſondern eine freundliche Diakoniſſin.

Nicht kampflos ergab ſich der letzte Wolffſchild dem Tode. Er rang mit ihm Mann gegen Mann, Bruſt an Bruſt. Aber es war ein ungleicher Kampf, und der Ausgang unabänderlich. Wer das wußte,

dem zerriß der Anblick das Herz, und er wünschte mitleidig das Ende herbei.

„Wenn mich nicht alles täuscht," hatte der Oberarzt gesagt, „wird er noch heute sterben."

Um die Mittagsstunde hörte der Kranke auf zu phantasieren, lag aber mit geschlossenen Augen und teilnahmlos da. Es dunkelte bereits, als Gretchen, die auf einem Stuhle neben seinem Bette saß, ihn flüstern hörte. „Winter!" sagte er. Da sie glaubte, er phantasiere wieder, antwortete sie nicht.

Wilhelm versuchte sich aufzurichten, aber es gelang ihm nicht. „Wo bin ich?" stöhnte er.

„Du bist bei uns, Wilhelm, und du bist krank," sagte Gretchen leise.

„Wo? In Jakobsburg?"

„Nein, Wilhelm. In Berlin!"

„Wir sind bei dir, Willi! Gretchen, Paul und ich," sagte die Pastorin, indem sie an das Bett trat und ihn auf die Stirn küßte.

Der Kranke lag wieder lange schweigend da, aber er war nicht mehr besinnungslos. Mit dem Bewußtsein war auch die Erinnerung zurückgekehrt.

„Seit wann bin ich krank?" fragte er.

„Seit etwa vier Wochen."

„Mein Mütterchen!" sagte er zärtlich, indem seine Hand nach der ihren suchte. „Ihr habt mich gepflegt?"

„Ja, Willi," versetzte die Pastorin lebhaft, „aber ich versichere dich, es hat mich nicht im mindesten

angegriffen. Wir ſind unſerer drei, und wir haben immer abgewechſelt. Ich bin ganz friſch und munter."

„Mein armes Mütterchen!" wiederholte Wilhelm und ſeufzte.

„Warum arm, Willi? Sage, mein reiches Mütterchen. Ich bin ja auch reich, denn du wirſt ja geſund werden."

„Iſt Paul da?"

„Ja," erwiderte dieſer, „hier bin ich."

Wilhelm reichte auch ihm die Hand.

„Verzeihſt du, Paul?"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, lieber Bruder."

„Ich bin ſehr ungerecht gegen dich geweſen, lieber Paul."

„Ich habe es nicht verſtanden, mir dein Vertrauen zu erhalten, lieber Bruder."

Der Kranke lag wieder eine Weile ſchweigend da, dann ſagte er:

„Jetzt iſt bald alles vorüber."

„Ja, mein lieber, guter Sohn. Gott ſei gelobt! Nun iſt deine Krankheit bald vorüber."

Wilhelm bewegte verneinend den Kopf. „Ich meine das Leben," ſagte er.

„Da irrſt du, Willi. So lange man ſo jung iſt, wie du, glaubt man bei jedem Kopfweh, der Tod ſtünde vor der Thür. Du biſt noch ſehr weit vom Sterben. Der Doktor ſagte heute morgen, es wäre durchaus keine Gefahr, und er habe ſelten einen Kranken nach ſo langer Krankheit noch ſo friſch geſehen. Wir werden dich mitnehmen, und biſt du

erſt bei uns in Jakobsburg, ſo ſollſt du bald ſo geſund ſein wie ehemals. Du wirſt auf die Jagd gehen, wirſt mit Gretchen ſpazieren fahren, und friſche Luft und kräftige Koſt werden dich ſchon herſtellen. Ich wünſchte, ich hätte Doktor Braun hier. Der verſteht ſich auf kuriſche Naturen. Es iſt nur natürlich, daß ſich die Krankheit in die Länge zieht, wenn ſie auf einen Körper, wie den deinen, mit ebenſo ſchwachen Doſen wirken wollen, wie ſie ſie ihren verkommenen Städtern eingeben. Ich habe kein Vertrauen zu den Ärzten hier. Sie machen keinen energiſchen Eindruck."

Der Kranke öffnete die Lippen, als wollte er etwas ſagen, ſchloß ſie aber wieder lautlos.

Die Paſtorin malte ihm ſeine Geneſung mit den roſigſten Farben aus, wies darauf hin, daß er wie mit einem Zauberſchlage geneſen würde, ſobald er nur erſt kuriſchen Boden betreten hätte, und erzählte von dem Jakobsburger Inventar an Menſchen und Tieren.

So ſpricht ein Kind im Dunkeln, um ſeine Angſt zu verſcheuchen. So lange ſie zu ihm redete und er ihr zuhörte, lebte er ja noch!

„Könnt ihr mich für ein paar Augenblicke mit Gretchen allein laſſen?" bat Wilhelm.

„Gewiß, Willi. Äußere nur ja jeden Wunſch. Nimm nur ja nie die mindeſte Rückſicht auf uns. Wie es dir am liebſten iſt, ſo iſt es uns am bequemſten. Wir ſind ganz geſund und ſo rüſtig, wie wir es ſeit vielen Jahren nicht geweſen ſind."

Als die Mutter und Paul das Zimmer verlaſſen hatten, fragte Wilhelm: „Sind ſie fort?"

„Ja."

„Können ſie uns nicht hören?"

„Nein, Willi. Uns hört niemand als der Allwiſſende."

„Gretchen! Wirſt du mir die volle Wahrheit ſagen?"

„Gewiß."

„Verſprich mir, daß du mir nichts aus falſcher Rückſicht verſchweigen willſt!"

Gretchen reichte ihm die Rechte, und er drückte ſie an den Mund.

„Gretchen, iſt Vater tot?"

„Ja."

„Wann ſtarb er?"

„Wir begruben ihn an dem Tage, an dem wir nach Berlin abreiſten."

„Gretchen! Ich muß dich noch etwas fragen."

„Was iſt es?"

„Ich kann es nicht."

Sie fuhr mit der weichen Hand wieder über ſein Haar, wie damals, als er an den Wunden darniederlag, die ihm der Hirſch beigebracht hatte, und küßte ihn auf die Stirn.

„Neige dein Ohr zu mir, Gretchen."

Sie that es.

„Gretchen — ſage mir die Wahrheit — ich bin ſtark — ich kann ſie ertragen — ich habe ſie auch verdient — hat er mir geflucht?"

„Nein, Willi. Unſer Vater war ein Chriſt. Segen ging aus ſeinem Munde und nicht Fluch.“

„Gedachte er meiner?“

„Seine letzten Worte waren ein Gebet für dich.“

„Was ſagte er?“

„Herr! An dein Vaterherz lege ich meinen Sohn!“

„Und dann ſtarb er?“

„Dann wies er noch hinaus in den Garten, nach dem großen Baume, wie mir ſchien. So hauchte er ſeinen letzten Seufzer aus. Die Leute kamen herein, wir ſangen ein Sterbelied, und der alte Diener drückte ihm mit einem Geldſtücke die Augen zu.“

„Thue das auch, Gretchen.“

„Was denn?“

„Drücke mir auch die Augen mit einem Geldſtücke zu.“

„Warum, Willi?“

„Ich habe mir das als Kind immer ſo ſchön gedacht, wenn die alte Lawiſe uns vom Tode ihres Mannes erzählte.“

Wilhelm ſchwieg eine Weile. „Und dann kam der Götzenhöffſche zu euch?“

„Ja. Er und Mathilde waren täglich bei uns und halfen uns die Vorbereitungen zur Beerdigung treffen.“

„Sprachen ſie auch von mir?“

Nein, Willi.“

„Erwähnte Mathilde meiner nicht?“

„Nein, Willi. Was hätte sie auch sagen sollen!"

„War sie sehr traurig?"

„Ja, sehr traurig und niedergeschlagen, aber doch gefaßter, als ich gefürchtet hatte. Deinen Brief hatte sie mir schon vorher zugeschickt."

„Ach Gretchen! Ich habe ein großes Glück verscherzt!"

„Ja, das hast du."

„Gretchen, ich werde sterben."

„Es ist nicht gewiß, Willi, wenn auch — ich will dich nicht hintergehen — wahrscheinlich."

„Nein, ich werde gewiß sterben. Ich werde heute noch sterben."

„Dann wirst du heute noch bei Gott sein."

„Ach, Gretchen, wenn ich das wüßte!"

„Du weißt es. Seine Hand ist allezeit offen. Ergreife sie und du wirst leben durch den Tod."

„Gretchen, meine Schuld ist groß!"

„Die Schuld des Schächers am Kreuze war nicht kleiner."

„Meine Sünde lastet schwer auf mir!"

„Sie lastete nicht leichter auf den Schultern der Ehebrecherin."

„Gretchen, mir fehlt der Glaube!"

„Sprich: Herr! hilf meinem Unglauben!"

„Schwesterchen, daß ich wieder gut machen könnte, was ich verschuldet habe! Daß ich Gottes Gericht entgehen könnte!"

„Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilt."

„Gretchen, das haben wir uns, wenn wir als Kinder von der Zukunft ſprachen, nicht träumen laſſen, daß es einmal einen ſolchen Ausgang mit mir nehmen würde.“

„Willi! Er wäre noch ſchlimmer geweſen, wenn dich ein böſer, unbußfertiger Tod ereilt hätte.“

„Willſt du einen Geiſtlichen herbeirufen, Gretchen?“ Sie beugte ſich über ihn und küßte ſeinen Mund. „Ja, Willi. Ich will Paul bitten, einen Verkünder der reinen lutheriſchen Lehre zu dir zu führen.“

Nachdem der Prediger die heilige Handlung vollzogen hatte, ſaßen die drei wieder allein am Bette des Kranken.

„Gib mir deine Hand, Gretchen,“ ſagte Wilhelm.

Sie reichte ſie ihm.

„Paul, gib mir auch die deinige.“

„Gott ſegne euch,“ ſagte Wilhelm. „Möge der Mund, aus dem dieſer Segen kommt, ihn nicht verunreinigen!“

„Nein, Willi. Gewiß nicht.“ Sie knieten an ſeinem Bett nieder. Die Paſtorin weinte laut.

„Nehmt euch meines Mütterchens an. Ach! der Arm, auf den ſie ſich in ihrem Alter ſtützen ſollte, bricht! — Grüßt Mathilde! Sagt ihr, daß ich nicht ſo war, wie ich wurde, und daß ſie ſich ihrer Liebe zu mir nicht zu ſchämen hat. Und nun laßt mich. Ich will noch ein wenig ruhen, ehe ich zum Vater gehe!“ —

Er wande ſich ab und ſchien auszuruhen. Die

Paſtorin ſank in einen Stuhl, und Paul und Gretchen flüſterten ihr leiſe Troſtesworte zu. Als eine Stunde verging und Wilhelm ſich gar nicht bewegte, beugte ſich Gretchen über ihn — er war tot!

In derſelben Nacht fanden Schutzleute in der Straße, in der das Krankenhaus lag, eine Wahnſinnige. Sie brachten ſie auf das nächſte Polizeibureau und erkannten hier an ihren eleganten Gewändern und an der Weiße ihrer Hände, daß ſie den gebildeten Ständen angehörte. Am anderen Tage erwies es ſich, daß ſie die Frau eines Juſtizrat Lammſtedt war.

Auf dem Balkon eines der erſten Hotels einer oberitalieniſchen Stadt ſaßen an einem Juliabend Mathilde und Felix Langerwald. Der Baron lag in einem Schaukelſtuhle und verwandte, während er langſam ſeine Cigarre rauchte, die zwanzigſte an dieſem Tage, kein Auge von ſeiner Couſine.

„Mathilde," ſagte er, „von wem war, wenn man fragen darf, der Brief, den Mama dir brachte?"

„Von Gretchen Schwarz."

„Wie geht es deiner Freundin?".

„Wie kann es einer glücklichen Gattin und Mutter anders gehen, als gut!"

Mathilde ſeufzte; der Baron ſeufzte auch.

„Der glückliche Schwarz," ſagte er, „jetzt wird man zu Hauſe bald junge Auerhühner ſchießen können."

Mathilde lachte. „So reiſe doch nach Hauſe und ſchieße Auerhühner."

„Was ſoll ich allein zu Hauſe?“

„Auerhühner ſchießen.“

„Paßt mir nicht, Mathildchen, ich bleibe lieber bei dir.“

„Du haſt alſo mich lieber als die Auerhühner?“

„Mathildchen, ein Auerhahn iſt ein Kenchel gegen dich!“

„Aber wenn ich mitreiſte? Wenn ich es nicht länger anſehen könnte, daß du ſo, jahraus, jahrein, dich meinetwegen in der Fremde langweilſt —“

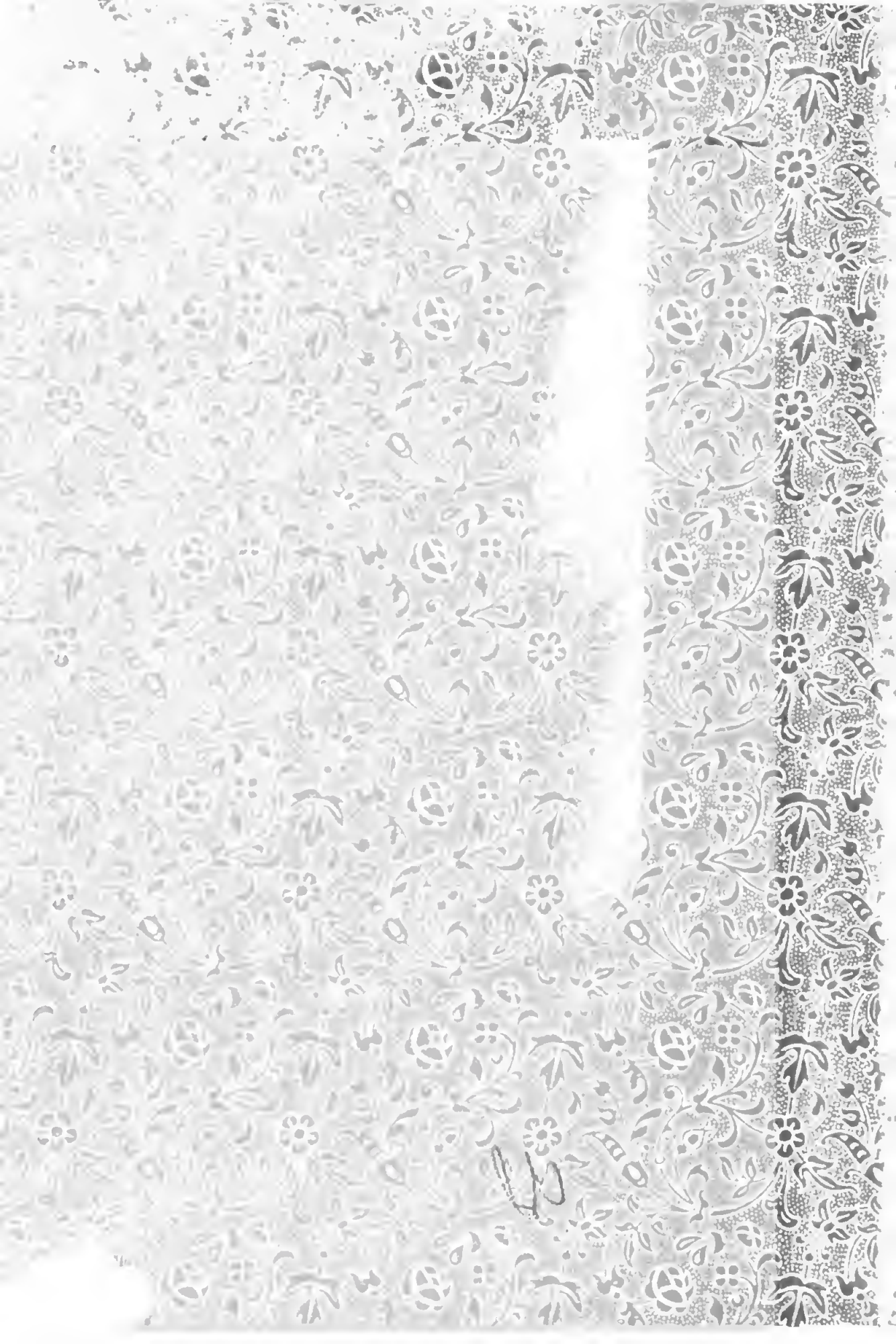
Der Baron ſprang auf.

„Das wirſt du ja aber nicht thun, Mathildchen,“ ſagte er zögernd.

Mathilde reichte ihm die Hand. Er umfing ſie mit beiden Armen und drückte ſie an ſich. Dann ſprach er leiſe:

„Du wirſt vorlieb nehmen müſſen, Mathildchen. Ich bin weder ſo ſchön, noch ſo feurig wie Wilhelm Wolfſchild es war, und lange nicht ſo begabt. Aber wenn ich auch nicht ein prächtiges, mit Gold und Silber ausgelegtes Lefaucheux-Gewehr bin, ſo gleiche ich doch vielleicht einer jener alten Büchſen, die man zwar langſam laden muß, die aber ſicher treffen und nie verſagen.“

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.